[Kreis]bibliothek Regensburg
Staatl. Bibliothek Regensburg
Med. Udon
510

K. F. Udens,

der Mediz. Dokt. und praktischen Arztes zu Berlin,

medizinische
Politik.

Leipzig,
in der Weygandschen Buchhandlung.
1783.

1933/618

Kreisbibliothek Regensburg

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Vorrede

Unter dem Namen meiner medizinischen Politik hab ich des vortreflichen ehemaligen Geheimen Raths und Professors, Friederich Hoffmann zu Halle, Medicus politicus völlig umgearbeitet, und zum Druck befördert.

Ich glaubte, daß dieses praktische Werk eines Arztes, der zu seiner Zeit die Kunst mit eben so viel Glück und Ruhm, als Verdienst, übte, und der sowohl für einen ehrlichen als klugen Mann galt, unsern jüngern Praktikern manche goldne Regel vor Augen stellen könnte, bey deren treuer Befolgung sie sich im fernern Betrieb der Arzneykunst wohl befinden müßten.

Weil aber manches nur dem Zeitalter, in welchem Hoffmann schrieb, angemessen war, manches nach unserer jetzigen Lage nicht mehr statt fand, oder Abänderung nöthig hatte: so hielt ich für rathsam, den genannten Medicus politicus nicht geradezu zu übersetzen, sondern lieber umzuarbeiten, und so zu sagen nur zum Grunde, zum Leidfaden meiner eigenen Reflexionen anzunehmen. Und weil ich weis, mit welcher Ueberlegung dieses von mir geschehen ist, wie anhaltend ich nicht nur vorher über manche einzelne Materie, sondern auch wie reif ich beym Aufschreiben mancher andern nachgedacht hatte: so nannte ich die nun ent-

standene Schrift, wie gesagt, meine medizinische Politik, ohne zu befürchten, daß vielleicht unbillige Richter mich eines an einem verstorbenen Manne in seinem litterärischen Grabe begangenen Raubes zeihen würden.

Nun kann es freylich seyn, daß einer oder der andere meiner Richter (wofür unsere Kritiker doch so gern gelten mögen) in beyden mit mir nicht einerley Meynung hegen, und mir theils mein augenscheinliches Eigenthumsrecht streitig machen, theils mein ganzes Werk minder erheblich und nützlich, als es in meinen Augen ist, erklären möchten, in welchem Fall freylich meine Vorliebe, als Vater für mein Kind, eher gegen mich, und nur die bekannte Wahrheit, "viel Köpfe viel Sinne," für mich seyn würde. Indessen haben mir viele ältere Aerzte schon lange den Medicus politicus als ein sehr nützliches Werk empfohlen; verschiedene sachverständige Freunde aber, ohne deren Rath ich mich nie ins Publikum wage, versichert, daß dieselben Wahrheiten noch itzt gelten würden, und die Gestalt der praktischen Arzneykunst, von der Seite, wie sie ein weltkluger Arzt ansieht, genommen, nicht so verändert sey, daß man nicht allen Vortheil in der Ausübung von den Rathschlägen des ehrlichen Mannes verspüren sollte.

Voll Vertrauen auf dieser meiner Freunde Urtheil glaubte ich also, nun auch dem meini-

gen folgen zu dürfen, und meinen Entwurf zum Besten angehender Aerzte auszuführen.

Wie sehr ich diese überall als Leser, denen die Schrift vorzüglich bestimmt war, vor Augen gehabt, und wie ich mich bemüht habe, ihre praktische Anwendbarkeit zu vermehren, wird die Vergleichung meiner Politik mit dem lateinischen Leitfaden lehren.

Wir haben freylich verschiedene neuere, so wohl französische als teutsche Schriften, die beynahe denselben Zweck hatten, und bald in ernsthaftem, bald auch ironischem Gewande angaben, was zur Bildung und zur Erhaltung des Ruhms eines praktischen Arztes angewandt werden müste. Allein der Spott ist nicht allemal der sichere Führer auf dem Wege zur bürgerlichen Glückseligkeit, und bey den geringen Talenten, die mir selbst die Natur für ihm verliehen hat, hab ich mich so wenig als mein durchaus ernsthafter Vorgänger, seiner Führung bedient.

Der Endzweck dieser Schrift ist also nicht, im strengsten Verstande, politische Maximen vorzutragen, sondern jungen Aerzten die Ausübung zu erleichtern, und ihnen verschiedene Bemerkungen in die Hände zu geben, durch deren gehörige Benutzung sie wahrscheinlich die Stufe, nach der wir doch alle klimmen, nemlich eines belohnten und geehrten Arztes, erreichen können. Ich habe darum auch von Kennt-

nissen eines solchen Arztes weitläuftig gehandelt, weil früh dahin zu gelangen, das Nothwendige zureicht, und die Ankunft am Ziel verfrühzeitigt, das Ausserwesentliche hingegen den Gang hindert, und von jenem Ziel zu zu sehr entfernt hält.

Ich war Anfangs Willens, und die Leser werden es auch in einer oder ein Paar Stellen des Buchs finden, eine Anleitung zur Einrichtung der Bibliothek eines praktischen Arztes zu ertheilen. Allein bey der Ausführung ward ich erst mit allen denen Schwierigkhiten eines solchen Unternehmens bekannt, und ich beschloß daher, lieber nach einiger Zeit davon eine eigene Schrift mit der raisonnirenden Erzählung des Inhalts zu liefern. Was ich jetzt geliefert hätte, würde zu sehr nach dem Zuschnitt meiner eigenen Sammlung, und einiger weniger andern, die ich etwa kenne, eingerichtet gewesen seyn. Ich glaube indessen, daß dem Leser dieser Mangel einer nur immer unvollständigen Anleitung (denn eine vollständige war jetzt in meiner Lage nicht möglich) minder empfindlich seyn könne, da sie in verschiedenen Werken, und unter andern im Magazin für Aerzte eine ziemlich gute Nachweisung medizinischer Schriften finden.

Ich schliesse mit der Anrede des Alethejus Demetrius an seinen Sohn, da er ihm die Grundsätze des Medizinischen Machiavellis-

mus vorträgt *) die ich in gewisser Absicht mir selbst an meine jüngern Amtsgenossen in den Mund lege, nur, daß ich nicht Grundsätze eines Machiavells, sondern Vorschriften, die des Hippokrates selbst würdig sind (es sind ja nicht die meinigen) vortrage.

„Ich hatte dir versprochen, mein Sohn, sagt er, dir den Machiavellismus der Arzneykunst aufzusetzen, ich hatte schon den Anfang gemacht, dir einige erlauchte Beyspiele vorzustellen, allein als ein Aletheјer bin ich in Ungnade gefallen, und es ist mir nicht möglich gewesen, meine Laufbahn eher wieder zu betreten. Endlich sollst du der Frucht einer im Grunde glücklichen Verweisung geniessen; glücklich durch die zwiefachen Folge, die sie mir verschaft hat, da dasselbe Ungewitter, das den Vater ans Ufer wirft, den Sohn auf seinem Wege zu erleuchten dient. Alles das Geschrey der Aerzte gleicht dem Geheul der Engländer in einer Schlacht, es hindert den unerschrockenen Feind nicht, den Sieg davon zu tragen."

„Ich habe ihn davon getragen, sowohl über mich selbst, als über meine Feinde. Denn wenn es mir in einem fremden Lande leicht geworden ist, meinem Werke alle die Vollkommenheit zu geben, die ich ihm nach meiner Kräften geben konnte: so darf ich zugleich sagen, daß die Mässigung, die dabey bewie=

*) La Metrie in seinem Werk: Ouvrage de Penelope.

sen habe, das beßte Beyspiel, daß ich erhitzten Köpfen gebe."

„Itzt, mein Sohn, steht es bey dir, mir zu folgen, und eben den Sieg über die Begierde, die Treulosigkeit und so viel andere Leidenschaften deiner Mitbrüder, davon zu tragen, die ich, wenn ich sie mit Blumen bekränzt, als Schlachtopfer ansah, die ihrer Aufopferung entgegen geführt wurden.„

„Möchte ich doch meine Absicht erreichen, daß der redliche und geschickte Mann, für dem ich so sehr arbeite, als für's Publikum, nicht immer verdammt seyn möchte, (aus Mangel an einer mit dem Gewissen so wohl bestehenden Weltklugheit,) immer und ewig das Schlachtopfer der Hinterlist und der Schlingen einer Rotte von Unwissenden zu seyn. — Ich irre mich nicht, die Kunst zu hintergehen, wird nicht immer das sicherste Mittel zum Glück seyn. Nein, das Glück wird uns suchen, wenn wir selbst nicht aufhören, nach etwas anderm zu streben, als zu heilen, wenn wir nichts verabsäumen, was in den grossen Umfang der Pflichten unsers Amts gehört; wir werden glücklich seyn, wenn wir Gott fürchten, wenn wir die Menschen lieben, und Tag und Nacht wetteifern, ihr Wohl zu beförden; und wenn wir bey aller unserer Mühe nur das bedauren, daß wir nicht noch mehr zum Nutzen unseres Vaterlandes thun konnten.„

Inhalt.

Inhalt.

Erster Theil. Vom klüglichen Verhalten des Arztes in Ansehung seiner eigenen Person.

1. Kap. Von den Kenntnissen und der Gewissenhaftigkeit des Arztes.

2. Kap. Von medizinischen Hülfsmitteln.

3. Kap. Von einigen andern guten Eigenschaften, die zum Ruf des Arztes beytragen.

4. Kap. Von medizinischen Reisen.

5. Kap. Von Erlangung des Doktorgrads.

Zweyter Theil. Vom Betragen des Arztes gegen Medizinalpersonen.

1. Kap. In Ansehunng andrer Aerzte.

2. Kap. In Ansehung des Apothekers.

3. Kap. In Ansehung des Wundarztes.

4. Kap. In Ansehung der Hebammen.

5 Kap. Von medizinischen Zeugnissen.

Drit=

Inhalt.

Dritter Theil. Vom Verhalten gegen Kranke.

1. Kap. Von Krankenbesuchen.

2. Kap. In Ansehung der Person des Arztes gegen Kranke.

3. Kap. Vom Verhalten gegen Vornehme.

4. Kap. Gegen Frauenzimmer.

5. Kap. Gegen Wöchnerinnen.

6. Kap. Gegen Kinder.

7. Kap. Gegen verschiedene Alter.

8. Kap. Von der nöthigen Vorsicht in hitzigen und chronischen Krankheiten.

9. Kap. Vom Arztlohn.

Erster

Erster Theil.

Von der Klugheit des Arztes in Ansehung seiner eigenen Person.

Erstes Kapitel.

Von der Gewissenhaftigkeit und den Kenntnissen eines Arztes.

Erste Regel. Es hat nicht an Spöttern gefehlt, wozu freylich einige Aerzte Anlaß gaben, welche, wie das Sprichwort von den Rechtsgelehrten sagt, dem Arzt ins Gesicht behaupteten, daß er nicht gewissenhaft seyn könne. Mit demselben Grunde könnte man einem jeden andern Stande ebenfalls Religiösität und wahre Frömmigkeit absprechen; Beyspiele anzuführen, würde beleidigend seyn. Indessen ist die erste und wichtigste Vorschrift, die man einem Arzt, der seine Kunst als Menschenfreund und kluger Mann zugleich, folglich zum Besten des noth leidenden Mitmenschen, und zu eigener Ehre und Nutzen treiben will, geben kann, diese: daß er Religion haben müsse. Mit seinem Glauben aus eigennützigen Absichten zu tauschen, kann keinem ehrliebenden Manne ziemen, und selbst bey Völkern,

in denen das Proselytenmachen als ein verdienstliches Werk, das seinen Lohn nach diesem Leben noch besonders finden soll, angesehen wird, ist ein Ueberläufer verächtlich. Es kann zwar hieher nicht gehören, Gewissensfragen und zweifelhafte Fälle auszumachen, und sonach kann die Ausnahme, daß auch ein Arzt, wenn er überzeugt von einer andern Religionsparten wäre, diejenige, in welche er geboren worden, verlassen könne, vielleicht statt finden. Aber wie selten wird wahre innere Ueberzeugung der Fall sein, und daher ist derjenige, der dem Glauben seiner Väter mit einem feyerlichen Schwur entsagt, schwerlich vom Verdacht frey zu sprechen, daß er nur Nutzen für Glauben eingetauschet; daß er den schändlichsten aller Wucher getrieben habe, daß er ein Meineidiger sey.

Wir wiederholen es also nochmals, daß ein Arzt religiös seyn müsse. Allein nicht in den Glaubensartikeln, sondern in der thätigen Tugend besteht die Religion, die allein das Kind des Himmels seyn kann; ja, es ist thöricht, sich in Streitigkeiten verflechten zu lassen, über welche die Richter selbst noch gar nichts entschieden haben, worüber der einzige kompetente Richter, der Gott der Wahrheit, nichts unmittelbares und entscheidendes bekannt gemacht hat. Und sonach sagen wir ferner: der Arzt sey aber weder Jude noch Christ, sondern er sey Mensch. Das heißt, er halte sich zu der Hülfe Jedermanns verpflichtet,

und schränke seinen Beystand nicht auf diejenigen ein, mit denen er einerley Glauben bekennt; sondern er verbreite die wohlthätige Kunst auf alle, die der Herr der Natur von einerley Urstoff gemacht, in einerley Gestalt gebildet, mit einerley physischen Kräften versehen hat. So wie einerley Arzeney bey allerley Religionsverwandten, so verschieden sie seyn mögen, einerley Würkung hat, so soll auch der Arzt, ohne Ansehen der Person, bereit seyn, dem Juden und dem Christen, ob er auch selbst Christ oder Jude sey. Allein darinn zeige er sich als einen frommen Mann, (und mit wie vieler Zuversicht, mit welchem gegründeten Vertrauen auf den Einfluß der höchsten Kraft, deren Werkzeug er doch nur ist, wird er dann arbeiten können), daß er nie dem Armen seine Hülfe versage, und sich nicht mit dem Mark der Wittwen und Waisen sättige. Die Barmherzigkeit, besonders gegen die Armen, denen er nie seine Hülfe umsonst versagen muß, ist eine nöthige Zierde seines Charakters. An Gelegenheit kann's ihm dazu nicht fehlen, das tägliche Elend der Menschen wird sie ihm an die Hand geben, und wenn ein Arzt sich damit entschuldigen wollte, daß sich kein Armer an ihn wende, so ist er selbst Schuld an dem geringen Vertrauen, das diese Hülfsbedürftigen in ihn setzen. — Ueberhaupt sey der Arzt nicht geizig, aber auch nicht stolz, sondern demüthig. Der Stolz äussert sich auf zweyfache Weise. Einmal

innerlich; als wenn man Leute von geringerem Stande keiner Unterredung würdigt, und sie geringe schätzt; zweytens im Aeussern, wenn der Arzt sehr prächtig gekleidet ist, viel Domestiquen um sich hat, die er in kostbaren Livereyen kleidet, welches doch allein einem Arzte sehr schädlich ist. Kurz, der Arzt muß Menschlichkeit beweisen, und seine Kunst selbst giebt ihm die ersten Gründe dazu an. Denn was ist doch, wenn man's bedenkt, der Mensch? Eine hinfällige Hütte, ein zerbrechlicher Thon. Von Unreinigkeiten umgeben, schwimmend in ekelhaftesten Flüßigkeiten, lag er in dem Leibe seiner Mutter. Und sein Leben selbst, was ist es anders, als ein Schatten, oder als Rauch?

Zweyte Regel. Bey dem allen bringt es die Klugheit mit sich, daß der Arzt in seinen Urtheilen über Religionssachen zurückhaltend ist, und überhaupt über eigentliche Dinge, die zum Glauben gehören, sich in kein Streiten und Hadern einläßt. Je wichtiger ihm thätige Religion seyn soll, destoweniger muß ihn die blos spekulirende Theologie von seinem Zweck irre führen. Daß er demnach den Kranken, der tröstenden Zuspruchs bedarf, aufrichten könne, und, wenn man bedenkt, welchen Einfluß Hofnung und Heiterkeit der Seele haben, es solle, hebt diese Regel nicht auf. Denn es braucht der Spitzfindigkeiten nicht, ein zerschlagenes Gemüth aufzurichten und den Balsam eines bessern Lebens in eine verwundete Seele mit Nutzen zu schütten.

Dritte Regel. Der Arzt soll kein Atheist seyn. Man weis freylich, wie leicht der Pöbel, auch der theologische, so bald ein Mann, seiner Freyheit sich bewußt, den Zwang des Lehrsystems abwirft, Ketzer und Atheist schreyt, und nicht immer ist der Arzt Schuld daran, wenn er dieses unglimpfliche Urtheil muß über sich ergehen lassen. Ich bin im Fall gewesen für irreligiös ausgeschrien zu werden, weil ich einen Geistlichen, der mit mir zu einer Frau, die zu früh Wochen hielt, gerufen ward, bat, seine Strafrede einige Stunden auszusetzen, indem sein beängstigender Zuspruch unserer Kranken die geringen Kräfte, die sie zum Ausdauren so nöthig habe, völlig niederschlagen müßte. Oft aber giebt auch der Arzt durch affektirte Freydenkerey Gelegenheit, und gesezt (denn gegen Ueberzeugung kann man nicht, wie man am Spinoza, der gewiß ein ehrlicher Mann war gesehen hat), er sey bey sich eines andern überzeugt, so kann ihn doch nichts treiben, seine von den gewöhnlichen Lehrenmeynungen sich entfernende Theorie auszubreiten, und die Klugheit, ja die Pflicht bringt es mit sich, von besondern Ueberzeugungen zu schweigen, da er nicht Lehrer, sondern Arzt ist: es betreffe denn Gegenstände, die die ganze Menschheit interessiren, als wenn man einer aus dem Wasser geretteten Katholikinn keine Beyhülfe aus protestantischen Fonds geben will, oder einem Gefangenen Arzeney versagt, weil er ein

Jude ist, oder laut davon spricht, diese oder jene Krankheit sey eine unmittelbar verfügte Strafe von Gott, einem Richter, der uns doch sogar wenig von seinem Gesezbuch sehen läßt. Eigentlicher Atheisten nun giebt es zweyerley Sorten, die praktischen und theoretischen. Man hat darüber gestritten, ob es theoretische Atheisten geben könne, aber ich sehe die Unmöglichkeit, auch die äussere, gar nicht ein, denn der menschliche Verstand ist zu allen dem fähig, was man nur Thorheit nennen kann. Von der praktischen Klasse zeichnen sich wieder zwo Gattungen aus. Die eine hält Gott und Natur für einerley, ihr Gott ist die Welt. Zu diesem Atheismus hat die stoische Sekte Anlaß gegeben. Die andere ist feiner, diese glaubt zwar das Daseyn eines göttlichen Wesens; sie bekümmert sich aber dabey nicht sehr, in ihrem Leben zu erkennen zu geben, daß sie überzeugt sey, von dem forschenden Auge eines allsehenden Wesens bemerkt zu werden. Dieser Atheismus findet seinen Ursprung gröstentheils in dem philosophischen System der Cartesianer, die die Lehre von der Bewegung nicht nach den ächten Grundsätzen ihres Erfinders erklären, und daher die göttliche Vorsicht ganz ableugnen. Sie täuschen sich durch die Vergleichung mit einem Uhrmacher, der nach seinem Tode mit allen den Uhren, die er verfertigt hat, nichts mehr zu thun hat, ohngeachtet die Uhren dadurch in ihrem Gange nicht leiden,

sondern regelmäßig fortlaufen und richtig ihre Stunden anzeigen. Eben so nehmen diese unächten Cartesianer an, daß Gott auch die Welt mit Einemmale geschaffen, alle die bewegbaren Kräfte in sie gelegt, solchen die Bestimmung zur Bewegung gegeben, und sie dann ihrem Gange überlassen habe, wie Spinoza und andere meynen, welches doch dem Deskartes nie in den Sinn gekommen ist. Wir wollen hier die Unrichtigkeit und die Treulosigkeit dieses Systems nicht darthun, welches auch nicht einmal des Deskartes seines ist, welches die Ursache der Erhaltung des Weltalls sey: Und so lernen wir Gott in der Natur kennen, und man braucht weder so ein tiefer Philosoph, noch so gar genauer Naturkundiger zu seyn, um nicht nur in den regelmäßigen Wirkungen, sondern auch in den ungewöhnlichen, in den Spielen der Natur, die beständige und ewig fortdauernde Einwirkung der ersten Grundursache wahrzunehmen.

Vierte Regel. Der Arzt sey nicht abergläubisch. Auch vom Aberglauben giebt es zwey Gattungen, den groben und den feinen. Der grobe Aberglaube ist Enthusiasmus, Schwärmerey, Quäkerey, und — wie ich zur Schande unserer Zeiten hinzusetzen muß — Rosenkreuzerey. Die Platonische Sekte ist vorzüglich an seiner Entstehung Schuld, die drey wesentliche Theile gemeinhin im Menschen annimmt, den Körper, die materielle Seele, und dann drittens

den Theil Gottes, den Ausfluß der Gottheit, ich meyne den Geist. Da nun der Gott der Offenbarung, nach dieser Meynung, beständig in uns wohnt, so nehmen sie denn an, daß auch ohne äussere Beyhülfe, blos aus dieser Offenbarung Macht und Gewalt, göttliche Wunder verrichtet werden könnten, falls sie nur nicht dem Geiste widerständen. Dieses Aberglaubens hat es zu allen Zeiten viel Beyspiele gegeben; noch vor wenig Jahren hatten wir an dem bekannten Pater Gaßner ein Dokument, wie weit die Schwärmerey in dem aufgeklärtesten Jahrhundert gehen könne; nicht lange darauf machte eine ganze Gemeine an einer unglücklichen Frau, die durch gute Wirthschaft in wohlhabende Umstände gekommen war, in einem polnischen Dorfe, Preußischen Antheils, die Hexenprobe, worüber sie das Leben einbüßte. Eben so sind in den neuesten Zeiten und den aufgeklärtesten Staaten Beyspiele von teuflischen Besitzungen bekannt geworden, die unter dem geistlichen Stande immer ihre Gläubigen gefunden haben, und wo der Betrug noch weiter getrieben wäre, wenn nicht die Aerzte, und das sey zu ihrem Ruhme gesagt, durch Klugheit und Mittel ihrer Kunst solche ins Licht gesezt hätten. Allein es giebt auch noch eine feinere Art von Aberglauben. Dahin rechnen wir Chiromantie, Alchymie, Astrologie, Physiognomik, natürliche und geistige Magie, das Sammlen gewisser Kräuter unter gewissen besondern Um-

ständen, gewisse Zeichen, und endlich die sympathetischen Kuren. Wie unzuverläßig die Astrologie sey, liegt am Tage, und ihre Anhänger verrathen eine Unwissenheit in den astronomischen Wahrheiten, die in unsern Zeiten eben so auffallend als unrühmlich ist. Der Einfluß der Sonne und des Mondes auf die Erde und ihre Körper ist augenscheinlich; andere Gestirne hingegen tragen auch nicht das Mindeste zur Erzeugung der Pflanzen, geschweige des Menschen, bey. — Die Schlüsse, die man aus der Chiromantie nnd Physiognomik herleitet, sind gemeiniglich falsch. Bekannt ist's zwar, was ein Mann von feuriger Einbildung und glücklichem Scharfsinn, doch, wie es scheint, nicht so glücklicher Beurtheilungskraft in unsern Zeiten für ein Aufsehen durch seine Physiognomik gemacht hat. Allein man darf nur des Göttingischen Professors Lichtenbergs vortrefliche Schrift über die Physiognomik, wider die Physiognomen lesen, um mit ihm sich zu überzeugen, daß alles, was Physiognomie gewisses hat, auf Pathognomik beruhe. Erziehung, Gewohnheit, Lebensart, schaffen unter unsern Augen die Menschen um, wie Sokrates von sich selbst sagte, vorausgesezt, daß die ganz bekannte Antwort des weisen Mannes, die er dem Thoren gab, nicht des weisen Mannes Grimasse war. Wahre Physiognomik soll nicht blos das Gesicht, sondern auch die ganze Gestalt und Beschaffenheit

des Körpers untersuchen; sie soll prüfen, ob er fleischicht oder mager, schlaff von Häuten, oder gespannt sey? Soll auf seine Eltern, Neigungen, und dergleichen Rücksicht nehmen: kurz, sie ist die mit äusserster sich auch ins Detail erstreckender Sorgfalt, und nach Regeln der praktischen Philosophie behandelte Lehre von den Temperamenten. So sind z. B. sanguinische Menschen von scherzhaftem und aufgewecktem Gemüth, und in allen ihren Handlungen weit hurtiger nnd munterer, als die schleimhaften Phlegmatici, welche, so wie auch die Melancholici, langsamer, trübsinniger, finsterer von Gesicht, blöder und stumpfer von Kopf, und von den ersten wegen des langsamen Laufs ihres Bluts und ihrer Lebensgeister, himmelweit verschieden sind. Das Studium der Physiognomik, aus diesem Gesichtspukt betrachtet, verdienet daher alle Empfehlung; aber, aus dem Lavaterschen angesehen, ist es Thorheit, leider, keine der unschädlichsten.

Die Chiromantie, die ihre Gründe aus der Lage der Gestirne, oder des Venusbogens hernimmt ist eine eitle und thörichte Kunst. Sie vermag weder das Vergangene zu bestimmen, noch die Zukunft aufzuschliessen, und ist daher nur das Geschäft des Blödsinns, oder in der Hand eines Betrügers die Tonne, womit der Grönlandsfahrer den Wallfisch spielen läßt, ihn desto sicherer harpunen und seines Thrans berauben zu können. —

Die Alchymie in ihrer gewöhnlichen Bedeutung genommen, ist eben so vergeblich. Nicht genug kann man sich wundern, daß auch Börhaave sich dazu neigt, Börhaave, der so reif und scharf urtheilte. Die Alchymisten behaupten zwar, daß sie mit dem Extrakt des Metallgeistes Wunder thun können; indessen werden sie uns erlauben, vor der Hand an dem Daseyn dieses ausgezogenen Geistes zu zweifeln, denn bis jezt hat man noch keinen entdeckt, der nur die mindeste Wirkung gehabt hätte. Eine Kunst aber, die in puren Spekulationen besteht, ist keine Kunst; wenn ihr die Erfahrung mangelt, so ist sie, und ist auch nicht, sie ist ein Unding, ein Nichts, das gar keine Prädikate hat. Ich bescheide zwar gerne, daß ich diejenigen, die vielleicht einen Theil ihres Vermögens durch fruchtlose Versuche bereits erschöpft haben, nicht abhalten werde, den ganzen Rest desselben in Rauch verwandelt, ins Magazin des Urstofs aller Dinge abzuliefern; denn sie sind Schwärmer, und die Schwärmerey ist Leidenschaft, die Leidenschaft aber hört weder Zurechtweisung noch Gründe an. Trösten hingegen will ich diejenigen, die in ihren Hoffnungen nicht so reich sind, als die Liebhaber des eingebildeten Weisensteins, und jüngere Mitbrüder abhalten, diesen unglücklichen und verderblichen Weg nicht einzuschlagen. Ich muß hierbey noch ein Wort von der allgemeinen Arzeney sagen. Ob das was unter gewissen Um-

ständen, das ist, äusserlich und bedingt unmöglich ist, es auch innerlich und absolut sey, soll hier nicht ausgemacht werden. Höchstwahrscheinlich ist es, daß es kein Mittel geben könne, welches alle entgegengesezte Zwecke der mannigfaltigen Arzeneyen in sich vereint besässe; welches das Gespannte erschlaffen, das Erschlaffte anspannen; das zu häufige Blut vermindern, und gegenseitig vermehren; das Dünne verdicken, das Verdickte verdünnen; Wassersucht und Lungenentzündung, Schaarbock und Lustseuche zu gleicher Zeit heilen könnte. Kräuter übrigens zu gewissen Zeiten einzusammlen, ist nützlich und nöthig, aber dabey auf den Stand der Gestirne zu sehen, oder auf gewisse Tage, Stunden, Konstellation, das ist thöricht, davon läugnen wir den Nutzen ganz ab, das halten wir für abergläubisch. Aus besondern Gestalten, Wortbedeutungen, den besondern und bestimmten Nutzen eines Arzeneymittels, als der Nuß für den Kopf, anzunehmen, hat ebenfalls bloßen Aberglauben zum Grunde.

Fünfte Regel. Der Arzt muß ein Philosoph seyn. Hippokrates schätzt den philosophischen Arzt Gott gleich. Allein, was heißt das, ein Philosoph seyn? Das heißt gewiß nicht, eine Menge zum Theil unverständlicher unbestimmter Kunstwörter im Munde führen; alles demonstriren können, was man sich als wahr, ehe man noch die Gründe des Beweises in seiner Ge-

walt hatte, wenigstens nur aus gewissen anscheinenden und unzureichenden, in den Kopf gesezt hat. Auf eine Hypothese, wie die vom Nervensaft, von den Saamenthierchen, von der gährenden Kraft unserer Säfte, für oder wider sie, sein Leben lassen, und seine Meynung mit aller Anhänglichkeit bis an sein Ende vertheidigen, als wenn's sonst um die gute Kunst geschehen wäre, ist thöricht. Lieber Himmel, wenn man die Lehrbücher, die in strenger mathematischer Methode geschrieben sind, ansieht, wie wenig ist doch Zuverläßiges darinnen, so sehr sie auch das Ansehn der Zuverläßigkeit haben mögen. Die Methode überhaupt dient nicht dazu, die Sache selbst gewisser zu machen; sondern andere nur von der Gewißheit besser zu überzeugen. Und wen soll der Arzt anders überzeugen, als sich? Wenn er einen Kranken behandelt, soll er sich mit möglichster Genauigkeit die Umstände aufsuchen, nach denen und gegen die er handeln muß, und soll das nach Gründen thun. Hier kommt's also nicht darauf an, sein Verfahren bey andern allemal zu vertheidigen, sondern sich selbst Genugthuung zu verschaffen, daß der betretene Weg der wahre sey. Der Arzt, der alles demonstrirt, ist daher nicht der gründliche Arzt, darum, weil er demonstrirt. Nur dann ist er's, wenn er im Stande ist, die wahren Ursachen des Uebels aufzusuchen, und diesen Ursachen die verhältnißmäßig nöthigen Mit-

tel entgegen zu setzen weis, und wenn er das wirklich im vorkommenden Fall gethan hat.

Was die Philosophie selbst betrift, so ist sie eine Art von Erziehung, die der philosophische Kopf erhält. Alle Gründe der Tonkunst helfen nichts, wenn man nicht das Gefühl des Taktes und der Harmonie von der Natur erhalten hat, keine Kunst kann den Mangel dieses Gefühls ersetzen, und wenn auch jemand nach unsäglicher Mühe so weit gebracht würde, eine Ausfüllungsstimme im Concerte zu spielen, so ist doch der Virtuose in ihm verdorben, seine ganze Fertigkeit, wenn er sie erhält, wird nie das Gepräge des Tonkünstlergenies führen. Eben so mit dem Philosophen. Zwanzig Methodisten wiegen nicht einen gründlichen Arzt auf. Lieber ist mir der trockenste Sammler, dessen einzelne Erfahrungen man doch gebrauchen kann; lieber ein Kräuterbuch, als Nietzky's Lehrbuch der Pathalogie; zehen Linnés sind mir aber auch nicht so lieb als ein Büffon.

Die Philosophie indessen, als ein zusammenhändes Gebäude gewisser allgemeinnützlicher Wahrheiten, ist entweder spekulativ oder natürlich. Und ferner hat sie entweder ihre Relation auf unsere moralischen Handlungen, oder sie hat sie nicht. Alle diese Theile der Philosophie gereichen dem Arzte theils zum Nutzen, theils zur Zierde. Wer sich zwar erst durch philosophische Bewegungsgründe zu guten Handlungen,

und zu seiner irdischen und ewigen Ruhebeförderung soll antreiben lassen, mit dem ist es nicht weit her. Man empfiehlt auf den Akademien, deren Vorstehern daran gelegen ist, jeden Lehrstuhl zu besetzen und um ihn besetzen zu können, seinen Lehrsaal anzufüllen, ohne Ausnahme dem Studirenden, daß er die wahren Gründe des Naturrechts studiren soll. Was ist diese ganze Disciplin anders als ein Haufe von Meinungen, die sich einander widersprechen, und von denen Eine die andere immer wieder umstößt? Sie ist eine gegründete Wissenschaft ohne Grund. Denn welches sind ihre Gründe? Eben darinne liegt es. Indessen ist's auch so nöthig nicht, daß man alles gerade aus Einen Principio herleiten, und, so zu sagen die Fäden, aus denen man ein Zeug weben will, von einem Knaul abwickeln muß. Es liegt in uns ein Gefühl des Wahren, das laß' ich mir nicht abstreiten, und dies Gefühl des Wahren in seine Bestandtheile aufgelöset, kommt darauf hinaus, daß **alles was ist, das ist**, es kann kein Ding zu gleicher Zeit seyn und nicht seyn. Der alberne Gebrauch, den die Methodisten von diesem schätzbaren Satz gemacht haben, ist Schuld daran, daß er ein Gegenstand des Spottes geworden ist. Er ist aber von unendlichem Werth in der Gewalt eines Kopfs, der ihn gehörig anzuwenden weis. Hier kann ich wohl nicht die fruchtbaren Produkte anzeigen, die aus diesem Satz erwachsen, und ich gehe da-

her ohne alle fernere Vorrede zu einigen Wahrheiten über, die einem Arzt, der durch Redlichkeit und Klugheit sein Glück machen will, immerdar vor Augen seyn sollten.

Er soll Gott fürchten. Die Furcht Gottes ist der Weisheit Anfang. Sie ist nicht ohne die glücklichsten Wirkungen auf das praktische Leben des Arztes, diese Gottesfurcht. Das Licht der Natur ist hinreichend, die Spuren einer unbegreiflich weisen Meisterhand überall zn entdecken. Man kann sicher erwarten, daß wenn mit Redlichkeit und Fleiß den verborgenen Gängen, die seine Weisheit bey den regelmäßigen Handlungen in der Erzeugung der Naturkörper, und den ungewöhnlichen, in denen anscheinend zufälligen Veränderungen, die sie erfahren, einschlägt, man in ein süsses Erstaunen gerathen wird, je mehr man von den herrlichen Belägen seiner Weisheit Kenntniß und Einsicht erhält. Ihn um so mehr zu fürchten, zu verehren, zu lieben, gleich dem Kinde mit der Einfalt eines kindlichen Herzens, wird man sich gedrungen fühlen, je mehr man Fortschritte in der Erkenntniß seiner Werke thut. Bey so vielen Gründen, die man zur Verehrung des Wesens aller Wesen hat, wird man zur Glückseligkeit seines Lebens die grossen Vortheile eines aus dieser erkannten Weisheit des Herrn der Natur fließenden unbegränzten Vertrauens erfahren.

Ich.

Ich, der ich dieses schreibe, kein Greis, auch kein Jüngling mehr, ich schäme mich nicht, sondern achte es mir zur Ehre zu bekennen, öffentlich und laut zu bekennen: daß das Vertrauen auf Gott die einzige Quelle aller wahren Glückseligkeit in meinen Augen sey. Diese Fassung unsers Willens bricht uns die Rosen des Lebens zwischen den Dornen ab, ach! und das Leben eines praktischen Arztes ist mit vielen Dornen durchwachsen. Wie viele Hindernisse werfen sich unsern besten Absichten bey der Ausführung entgegen. Wie viel unverdienten Haß, Tadel, Hohn müssen wir ertragen, selbst da, wo wir rein vor den Augen der Wahrheit und unserm Gewissen sind. Wenn ein unglücklicher Erfolg, der doch nicht unsere Schuld war, unserm angeblichen Kenntnißmangel von bösen oder unverständigen Leuten beygelegt wird; wenn Mitgenossen unserer Kunst uns verdrängen wollen; wenn Stunden des Unmuths und der bösen Laune uns selbst das Gute verkennen lassen, das uns doch oft, auch nach der strengsten Prüfung zuerkannt werden mußte; wenn wir uns, mit Grund oftmals, öfter mit Ungrund wohl vorwerfen, nicht alles das gethan zu haben, was der gleich entschlossene als vorsichtige Mann doch thun sollte: was kann uns bey uns selbst rechtfertigen, was unsern sinkenden Muth erheben, was die verschlossene Zukunft, durch den Vorhang Licht

erblicken lassen — als jenes Vertrauen auf das Wesen, dessen Realitäten, Weisheit und Liebe vereiniget sind? *)

*) Folgendes Gebet, das Herrn D. Markus Herz, einen Berlinischen Arzt zum Verfasser hat, ist hier nach meinem Bedünken nicht unrecht angebracht:

Tägliches Gebet eines Arztes, bevor er seine Kranken besucht, aus der hebräischen Handschrift eines berühmten jüdischen Arztes in Egypten im zwölften Jahrhundert übersezt von M. H.

Allgütiger! du hast des Menschen Leib voller Weisheit gebildet. Zehntausendmal zehntausend Werkzeuge hast du in ihm vereint, die unablässig thätig sind, um das schöne Ganze, die Hülle der Sterblichen zu erhalten und zu ernähren. Immerdar sind sie still beschäftiget, voller Ordnung, Uebereinstimmung und Eintracht. Aber wenn die Gebrechlichkeit des Stoffes, oder die Zügellosigkeit der Leidenschaften diese Ordnung, diese Eintracht unterbricht, so gerathen die Kräfte in einen Widerstreit, und der Leib zerfällt in seinen Urstaub. Du sendest dann dem Menschen die wohlthätigen Bothen, die Krankheiten, die hm die nahende Ge-

Aus der Gottesfurcht fliessen denn auch die gesellschaftlichen Pflichten des Arztes her. Der Mensch sollte nicht allein seyn, und wozu würden ihm alle die Anlagen, die unentwickelt in ihm liegen, helfen, wenn sie nicht zum Frommen des Mit-

fahr verkündigen, und ihn treiben, sie in Zeit abzuwenden.

Deine Erde, deine Ströme, deine Berge hast du mit heilsamen Stoffen geschwängert, die deiner Geschöpfe Leiden zu mildern und ihren Untergang abzuhelfen vermögen.

Und dem Menschen hast du Weisheit ertheilet, des Menschen Leib zu lösen und sein Gewerk in Ordnung und Unordnung zu erkennen; auch jene Stoffe aus ihren Behältnissen hervorzuarbeiten, ihre Tugenden zu erforschen, und einem jeden Uebel gemäß sie zuzubereiten und anzuwenden.

Auch mich hat deine ewige Vorsicht erkohren, über Leben und Gesundheit deiner Geschöpfe zu wachen. Ich schicke mich nun an zu meinem Berufe. Stehe mir bey, Allgütiger, in diesem grossen Geschäfte, daß es fromme! Denn ohne deinem Beystand frommt ja dem Menschen auch das Kleinste nicht! Laß Liebe zur Kunst und deinen Geschöpfen mich ganz beseelen. Gieb

menschen angewandt würden? Die Kette des gesellschaftlichen Lebens ist gegenseitige Liebe; Liebe ist die anziehende Kraft, die die Geschlechter verbindet, und Menschenfreundesbedürfniß einflößt; Liebe, die sich selbst aufopfert, das süsse Gefühl in unserer Seele, jemand geholfen, jemandes Zustand verbessert zu haben, ausbrütet, aus dem alle tugendhafte Handlungen hervorgehen. Nicht die Eigenliebe sey die Triebfeder der Tugend, wehe dir, Menschengeschlecht, wenn die Erzieher ihren Zöglingen keinen edlern Beweggrund, tugendhaft zu seyn, einleuchtend zu machen wissen.

Auch

es nicht zu, daß Durst nach Gewinn, Ruhm oder Ansehen sich in mein Betrieb mische! denn diese sind der Wahrheit und der Menschenliebe feind; und sie können mich irre leiten in dem grossen Geschäfte, deinen Geschöpfen wohl zu thun!

Erhalte die Kräfte meines Körpers und meiner Seele aufrecht, daß unverdrossen sie immerdar bereit seyn, dem Reichen und dem Armen, dem Guten und dem Bösen, dem Freund und dem Feind. Laß im Leidenden stets mich nur den Menschen sehen. Er ist ein Mensch! Und du schaffst und erhältst ja auch den Menschen, den

Auch das fließt aus der reinen und ungetrübten Verehrung Gottes, daß man die von ihm vorgeschriebene natürliche Ordnung hält. So ist langes Leben des Menschen Bestimmung. Der reine Mensch wie er aus dem Schoosse der Natur hervorgehet, kann einen langen Zeitraum hindurch alle mechanischen Handlungen des thierischen

Reichen und den Armen, den Guten und den Bösen, den Freund und den Feind!

Erhalte meinen Verstand gesund und schlicht, daß er das Gegenwärtige fasse, und das Abwesende richtig vermuthe. Laß ihn nicht herunter sinken, daß er nicht das Sichtbare versiehet; auch nicht zu sehr hinüber sich versteigen, daß er siehet, was nicht zu sehen. Denn fein und unmerklich ist hier die Gränze der grossen Kunst, deiner Geschöpfe Leben und Gesundheit zu warten.

Laß meinen Geist immerdar bey sich selbst seyn. Am Bette des Leidenden müssen keine fremde Dinge seine Acht ihm rauben. Laß alles, was Erfahrung und Nachdenken in ihm niederzeichnet, ihm gegenwärtig seyn, und nichts ihn in seinen stillen Arbeiten stören: denn groß und heilig sind die stillen Arbeiten, deinen Geschöpfen Leben und Gesundheit zu erhalten.

rischen Lebens verrichten, ehe die Werkzeuge abgenuzt und unbrauchbar werden. Diese Absicht wird erreicht, wenn man mäßig in allen Dingen lebt, nicht zu viele noch zu unangemessene Speisen genießt, und in keinen Bewegungen des

Verleihe meinen Kranken Zutrauen zu mir und zu meiner Kunst, und Folgsamkeit zu meinen Rathgebungen. Verbanne von ihrem Lager alle Afterärzte und das ganze Heer von rathgebenden Verwandtinnen und überweisen Wärterinnen: denn es ist ein grausames Volk, das aus Eitelkeit die besten Werke der grossen Kunst vernichtet, und oft deinen Geschöpfen den Tod aufdringt.

Wenn weisere Künstler mich bessern und zurecht weisen wollen, laß meinen Geist dankbar und folgsam seyn, denn der Umfang der Kunst ist groß. Aber wenn unweise eingebildete mich tadeln, so laß Kunstliebe ganz ihn stählen, daß er Ruhm, Alter und Ansehen nicht achtend auf die gefühlte Wahrheit beharre: denn Na[illegible] hier Tod und Krankheit deiner Geschöpfe.

Verleihe meinem Geist Sanftmuth und Duldsamkeit, wenn ältere Mitkünstler, stolz auf Jahrezahl, mich immerdar verdrengen und höhnen, und höhnend mich bessern wollen. Laß ihr Gutes mir vor:

des Körpers oder des Gemüths die Gränze übertritt. Wer immer nüchtern lebt, wird nicht leicht gewaltsamen Ausbrüchen von Leidenschaften unterworfen seyn. Unmäßigkeit hingegen ist die unglückliche Quelle von Zorn, Haß, Mord, Unkeuschheit. Aus dem Herzen fliessen dann arge Gedanken, die Gewohnheit zu Ausschweifungen erzeugt eine Fertigkeit, häufige Befriedigung gebiert die unersättliche Wollust. Schwelgerey und Aufwand vermehren die Reizbarkeit der schlaffen Fasern, die ihrer Kraft, geringen Reitzen zu widerstehen, beraubt sind, vor jedem Eindruck in Schwingung gerathen, und endlich sich ganz empor zu richten verlernen.

Es

theilen, denn sie wissen mancherley, (und weise, können sie alles wissen), was mir noch fremde ist; aber ihren Dünkel laß mich nicht kränken; denn sie sind alt, und das Alter ist der Leidenschaft nicht Meister — und ich hoffe auch auf Erden alt zu werden vor dir Allgütiger!

Schenke mir in allem Genügsamkeit, nur in der grossen Kunst nicht. Laß nie den Gedanken in mir erwachen, du hast des Wissens genug, sondern verleihe mir Kräfte, Muße und Trieb, meine Kenntnisse immerdar zu berichtigen und neue mir

Es ist, deucht mich, der Philosophie nicht unanständig, und den Verpflichtungen des Arztes, die gedoppelt sind, wovon er sich nemlich einen, und der Welt einen andern Theil schuldig ist, nicht unangemessen, daß ich hier auch die nöthige Kenntniß des menschlichen Herzens, das heißt dessen, wozu Menschen fähig sind, und der Menschen selbst, das heißt dessen was sie durch Gesellschaft und Umstände geworden sind, berühre. Dieser Theil der praktischen Philosophie ist für dem Arzt von der größten Wichtigkeit; sein Rath und Zuspruch hilft oft mehr als Arzeney. Ich will dies gleich durch die Erfahrung erläutern. Bey hy-

pochon-

zu erwerben. Die Kunst ist groß, aber auch des Menschen Verstand ist dem Menschen nicht umfaßbar. Er dringt immer weiter. In meinem gestrigen Wissen entdeckt er heute der Irrthümer viel, und mein heutiges findet er morgen voller Fehl.

Allgütiger! Du hast mich erkohren über Leben und Tod deiner Geschöpfe zu wachen. Ich schicke mich nun an zu meinem Berufe; stehe mir bey in diesem grossen Geschäfte, daß es fromme! denn ohne deinem Beystand frommt dem Menschen ja auch das Kleinste nicht.

pochondrischen und hysterischen Personen, dergleichen man unter den Mittelständen so viele findet, faßt die Krankheitsursache fast unvertilgliche Wurzeln, weil sie durch täglich neue Nahrung, immer neuen Zuwachs gewinnt. Wollust zum Beyspiel, Zanksucht, ärgerliches Wesen, Stolz, Nahrungssorgen, Eitelkeit, wo die verlangte Befriedigung erschwert wird, üble Wirthschaft unterhalten sie in beständiger Hartnäckigkeit. Wie viel kann ein vernünftiger Mann, der Weltkenntniß hat, nicht Nutzen schaffen, wenn er die eigentlichen Ursachen entdeckt, und nun mit seinen Kranken ins Einzelne geht, und ihnen zeigt, wo es bey ihnen liege, und wie sie sich helfen könnten?

Sechste Regel. Der Arzt muß ein Naturforscher seyn. Die Arzneykunst ist im Grunde ein Theil der Naturlehre; indessen hat die Mutter ausser denen Wahrheiten, mit denen sie ihre Tochter ausgesteuert hat, auch noch manches für sich zurück behalten, das die Freyer von der Mutter immer noch als Mitgift verlangen sollten. Der Arzt sey also ein Naturforscher. Das heißt denn, er muß die Ursachen der natürlichen Phänomene zu erklären verstehen. Der Arzt hat freylich eigentlich, seiner Kunst nach, allein mit dem menschlichen Körper zu thun; allein es ist ihm sehr nützlich, wenn er die allgemeinen Kräfte aller Körper, die sich am Menschen auch finden müssen, und deren besondere

Abänderungen, theils in den übrigen Naturkörpern, theils in dem menschlichen Körper überhaupt, und theils in gewissen menschlichen Individuen insbesondere sich bekannt gemacht hat, kennet. Ueberall aber bedarf er bey dem Naturstudium gewisser festgestellter Grundsätze, wobey er sich aber von allem, was nur den Schein von Wahrheit hat, und blosses Figment, Aberglauben, oder Einbildung ist, aufs sorgfältigste entfernet halten muß. Wahre Gelehrsamkeit ist kein Werk der Einbildungskraft, sondern des reinen Verstandes. Diese Naturlehre nun, wovon wir hier reden, hat einen geschichtlichen und einen andern wissenschaftlichen Theil.

Lachen muß ich allemal, wenn ich die gewöhnlichen Anleitungen zum Studio mediko-chirurgiko ansehe. Lieber Himmel, Ein Menschenalter soll zureichend seyn, den ganzen Inbegriff der theoretischen und praktischen Philosophie, der Naturlehre, Naturgeschichte, Mathematik, endlich aller einzelnen Theile der Arzneykunst selbst, zu umfassen. Nichts bessers und gründlichers ist mir indessen darüber zu Gesicht gekommen, als

Selle Einleitung in das Studium der Natur und Arzneywissenschaft. Berlin 1777 und

John Gregory Vorlesungen über die Pflichten und Eigenschaften eines Arztes. Leipzig 1778.

Soll ich es aufrichtig sagen? Ich bin nicht der Meynung, daß ein Arzt die eigentliche Naturgeschichte, ex profeßo treiben sollte; der Arzt, als Arzt betrachtet, das versteht sich von selbst. Er kann sich bey einem allgemeinen Begriffe völlig beruhigen, und wenn er die giftigen Kräuter seiner Gegend, und den mehrsten Theil derer die Arzneykräfte besitzen, zu unterscheiden weis, so hat er was er braucht. Die Kenntniß aber muß er auch haben. Vor allen verdient indessen die Botanik seine Bemühungen. Diese trefliche Provinz des Naturgebietes, enthält so viele, zum Theil noch sehr verborgene Schätze, die wohl der Mühe werth sind, daß man sie aufsucht. Allein seitdem aus der Chemie gewisse Präparate in den Arzneyvorrath abgeliefert sind, von denen man, in geringer Menge gegeben, doch sehr merkliche Wirkungen erfolgen sieht, und man gefunden hat, daß sie weit leichter fortgebracht und aufbewahret werden können, als die ausgepreßten Säfte, Aufgüsse und abgekochten Tränke, hat man die aus dem Gewächsreiche entspringenden Mittel beynahe gebrandmarket und sie Strohhaufen, Wurzelspäne und Heubündel genannt. Man hat dabey sehr unrecht gehabt. Schon die vielen und äusserst heftig wirkenden Gifte des Pflanzenreichs beweisen die Wirksamkeit der Gewächse auch in kleiner Dose: wo aber eine allmählige Verbesserung der Säfte abgezweckt wird, da

sind sie fast unersezlich. Wie manche anscheinende Wunderkur gegen Schäden und chronische Uebel thut nicht ein einfältiger Landmann oft durch ein einfaches Kraut?

Ich wende mich nun zur Naturlehre. Keine Hülfswissenschaft hat der Arzt nöthiger als diese, weil sie ihn fähig macht, die Ursachen aller natürlichen Dinge einzusehen. Allein selbst noch itzt ist diese Wissenschaft sehr unvollständig, und es ist auch nicht zu erwarten, daß jemals, so lange Menschen leben, ihre Lücken ausgefüllt werden, so sehr ist, wie der heilige Paulus sagt, unser Wissen Stückwerk. Hauptsächlich liegt solches daran, daß unsre Sinne zu ohnmächtig sind, das innere Wesen, die eigentliche Natur der Dinge zu durchdringen. Was wir indessen wissen, das haben wir, allermehrsten Theils wenigstens, aus ihren Wirkungen und solches der Experimentalphilosophie zu danken. Die Unwissenheit in derselben und oft ihr gänzlicher Mangel haben zu allen den Irrthümern und sektirerischen Zünften Anlaß gegeben, wodurch die Arzenenkunst getheilt war; man kann sich aber die gegründete Hofnung machen, daß die fernere Ausbildung der Naturlehre allen Zwist unter den Weltweisen unterdrücken werde. Diese Wissenschaft sezt viele Hülfsmittel und Geräthschaften voraus, als Teleskop, Vergrösserungsgläser, Elektrisirmaschinen, Luftpumpen und dergleichen, mit denen man Versuche anstellt,

und aus diesen Versuchen besondere Gründe hernimmt, woraus man nachmals das Ganze zu beweisen sucht. Wenn wir es so weit bringen, so setzen wir einen gewissen und zuverläßigen Grundsaz fest, wonach wir wieder viele Beweise einrichten können. Wir wollen ein Beyspiel anführen. Wenn man Mandeln in einem Mörser mit Wasser reibt, so erhalten wir eine Saamenmilch. Wollen wir nach den Regeln der Vernunft nach den Ursachen forschen, so ergiebt sich daß die öhlichten Theile der Mandeln, wenn sie aufs genaueste mit Wasser vermischt werden, eine Milchfarbe geben. Diesen Satz zu bestätigen, stellen wir einen ähnlichen Versuch mit Zimmet- oder Anisöhl an, das sich ebenfalls mit Wasser vermischen und auflösen läßt, und hernach eine Milchfarbe annimmt. Aus diesen erst einzelnen, und dann besonderen Versuchen schliessen wir nun allgemein: überall wo Oehle von Wasser aufgelöset sind, da entsteht eine Milchfarbe. Nun wende man dieses auf unsern Milchsaft an, der nichts weiter ist, als eine natürliche Emulsion, wie ich aus dem Vorhergehenden schliesse. Ein jeder Arzt und besonders jeder Physikus beschäftige sich unaufhörlich mit chemischen Versuchen besonders. Die Scheidekunst wird mit allem Recht von einigen medicinischen Schriftstellern die Seele der Arzneykunst genannt, wo nemlich die Rede von Versuchen ist. Wer keine chemische Kenntniß hat, der kommt in der gan-

zen Naturlehre nicht fort. Zweyerley wird also zur versuchenden Naturlehre erfordert: einmal die Scheidekunst, weil man durch ihre Beyhülfe zur Erfindung vieler Wahrheiten gelangt, und die man um immer mehr ins einzelne gehen zu können, vor allen Dingen erlernen muß. Dann haben wir aus der Mechanik die Lehre von der Bewegung durchaus nöthig. In dem besondern Theil der Naturlehre ist noch Niemand bis ans Ziel unserer Wünsche gekommen, so viel Gutes Boyle, Sturm, Guerike, Priestley und andere Engländer, Teutsche, Niederländer, Franzosen und Italiener auch geleistet haben. Die Bibliothek eines Arztes muß in dieser Rubrik besonders vollständig seyn, und ich werde mich zu einer andern Zeit bemühen, in einer Anleitung dazu das Vorzüglichste von Alten und Neuen zusammen zu tragen.

Siebente Regel. Der Arzt muß gelehrt seyn. Es ist das freylich nicht von den verschrobenen und verworrenen Begriffen gesagt, die man ehemals mit dem Wort Gelehrsamkeit verband. So war es eine Zeit, da man den Mann für grundgelehrt hielt, der eine alberne Lehrart, wenn sie nur neu war, einführte, der sein Gedächtniß mit Worten, aber nicht mit Gedanken und Begriffen angefüllt hatte. Unter der Gelehrsamkeit verstehen wir hier eine philosophische Erkenntniß alles dessen, was einen Gegenstand der Arzneykunst abgiebt. Worte ge-

hören also allerdings auch hieher und folglich auch Sprachen. Die Terminologie, die man in die Kunst eingeführet hat, hat ihre einzelnen Benennungen aus mehrern Sprachen entlehnt, und fast aus allen, in welchen medicinische Schriftsteller geschrieben haben. So haben wir arabische, griechische und lateinische Kunstwörter. Nun ist es freylich nützlich und eine Zierde für dem Arzt, wenn er die Schriftsteller der Kunst im Original, wo er sie, noch durch Zusätze unverfälscht, und blos die Gedanken des Autors findet, lesen kann. Indessen kann man ein sehr guter Arzt seyn, ohne irgend eine fremde Sprache zu verstehen, und doch alle die Schätze, die die Alten und die Ausländer besitzen, für sich nutzen, da wir vom Herrn Gruner zu Jena, die besten Schriftsteller des Alterthums in seiner Bibliothek der alten Aerzte, und von den mehrsten neuen ausländischen Werken, so fort, wie sie erschienen sind, Uebersetzungen erhalten. Ich bleibe aber dabey, die fremden Sprachen sind Zierrath, nicht Bedürfniß: selten hat ein Arzt Vermögen genug, sich neue ausländische Bücher anzuschaffen, und wenn ihm eine glückliche Ausübung seiner Kunst alle Erleichterung dazu gäbe, doch nicht Zeit genug, sie zu lesen. Bey der in Teutschland eingerissenen Uebersetzungssucht, wird ja nicht blos das Gute, sondern auch alles Schlechte ins Teutsche gebracht. Ich halte es daher nicht einmal für gut, sein Gedächtniß mit

gar zu viel Sprachen anzufüllen, da so viel Raum für die Menge unsrer Kunstwörter übrig bleiben muß. Indessen giebt es einige Sprachen, die durch die Mode unentbehrlich gemacht werden, und wie selten das, was die Mode begünstigt, das bessere ist, so würde die Griechische vor der Lateinischen, und die wälsche und englische Sprache vor der französischen den Vorzug verdienen, der Gebrauch aber hat es anders gewollt. Einem Arzte, der ein grosses Glück zu machen denkt, und einem Jeden, der nach dem Ruf eines Mannes von Erziehung strebt, sind die lateinische und französische Sprache unentbehrlich; weil in dieser die schöne, und in jener die gelehrte Welt sich auszudrücken gewohnt sind, und man doch von beyden kein stummes pantomimisches Mitglied abzugeben wünscht. Die Kenntniß der lateinischen Sprache macht die der griechischen um so mehr überflüßig, da kein griechischer Autor ohne wörtliche Uebersetzung ins Lateinische geblieben ist. Man hat sich darüber beklagt, daß das Studium der Alten so vernachläßigt werde; allein die Griechen bildeten sich nicht durch fremde Mundarten zu dem Volk mit so viel Wahrheitssinn, sondern man kann vielmehr sagen, daß sie eben darum, weil sie nicht so viel Zeit mit unbedeutenden vorstellungslosen Zeichen aufwandten, den hohen Grad von Gelehrsamkeit und Kunst betreten haben, den ihnen der eitelste und eigenliebigste

Neuere nicht absprechen kann. Es fehlt, der Klagen ohngeachtet nicht an neuern Schriftstellern, die man in Absicht des römischen Ausdrucks als klassisch empfehlen kann. Unter diesen zeichnen sich die lateinischen Schriften des Herrn Metzgers in Königsberg aus, die man den zierlichsten Römern an die Seite stellen darf. — Man hat endlich den Wahn abgelegt, daß unsere mütterliche Sprache so wenig eines gelehrten als eines zierlichen und schönen Vortrags fähig wäre. Dies Vorurtheil gegen uns selbst, welches blos aus unserm Nachahmungshange, aus der Liebe zum Fremden und der Verachtung des Einheimischen herrührt, ist durch die klassischen Schriften vieler teutschen Aerzte widerlegt worden.

Wir haben keinen Mangel an Schriftstellern in unserer Sprache, die sich mit der Würde, dem Anstande, der Einfalt ausdrücken, die die Kunst verlangt. Wir wünschen daher, daß wir nicht gezwungen sind, über unnöthige Eleganz zu klagen, und weder der süsse empfindsame, noch der stürmische Kraftton, in den Mund der gesezten männlichen Arznenkunst gelegt werde.

In dem allen aber, was wir bisher von Sprachen gesagt haben, steckt noch gar nichts gelehrtes, nichts wissenschaftliches, eigentlich wissenschaftliches. Sprachkenntniß ist auch in der Arznenkunst nicht unumgänglich nöthig.

Nöthiger ist es, daß sich der Arzt die besonders abgeänderte Mundart seiner Gegend, in der er wohnt, bekannt macht. Wenn ein Niedersachs in Obersachsen, und umgekehrt ein Oberländer in unsre niedersächsischen Provinzen ankommt, so wird er oft, wenn er die Regeln, wo die Worte in beyden Sprachen abgeändert werden, ziemlich begriffen hätte, sich in manchen Ausdrücken nicht finden können. Unzer führt in einem Stück des Arztes davon Beyspiele an; mir selbst, der ich in einer platteutschen Provinz geboren und erzogen bin, kam doch einmal ein Ausdruck vor, der mich sehr irre hätte leiten können: ein kranker Landmann erzählte mir nemlich, er habe alle Morgen so einen starken Uthschlag. Ich nahm das Wort für Ausschlag, bis ein gegenwärtiger Freund mir erklärte, daß es soviel als Auswurf sage.

Am meisten aber kommt es auf Bestimmung der Begriffe an, die unter den Worten der Sprache gedacht werden sollen. Besonders da, wo dem Anschein nach ähnliche Begriffe darunter verborgen liegen, das doch nicht ist. Was ist z. B. Kochung? was Krise? was Entzündung überhaupt? Was ist phrenitis? was paraphrenitis? und dergleichen: ferner, was ist Erschlaffung und Anspannung? Was ist Ton und Atonie? Was ist Empfindlichkeit und Reizbarkeit? Was heißt es, die Fasern gerathen in Schwingung? — Weiter, wie sieht semen phellan-

drii aquatici, wie der Wasserfenchel selbst, wie hyosciamus, wie Napellus, wie Ranunculus aquaticus aus? Was ist Nitrum antimoniatum und was Vitrum antimonii? Was ist ein resoluens und deobstruens, ein attenuans, ein diluens? und dergleichen unzählige Sachen mehr.

Ohne Worte ist die Gelehrsamkeit nichts; allein die Worte sind nur Zeichen der Sachen, welche in der Gelehrsamkeit enthalten sind. Eine gelehrte Kenntniß von Sachen erlangt man durch den richtigen Gebrauch der gesunden reinen Vernunft, und diesen lernen wir durch die Vernunftlehre, und durch die Meßkunst. Jene trägt die Regeln vor, nach denen der Verstand wirkt und wirken soll, diese zeigt die Anwendung derselben in faßlichen und verständlichen Beyspielen. Jene hält die Vernunft in Schranken, und wehrt der Einbildungskraft, in ihre Rechte zu greifen. Diese gewöhnt uns an Deutlichkeit, Bestimmung, Ordnung; sie macht, daß wir nichts auf blossen Glauben adoptiren; sie lehrt uns erst Gründe sammlen und diese Gründe in ihrem Zusammenhange übersehen und prüfen, ehe wir Beyfall geben und uns überzeugen. Eine richtige Anwendung dieser beyden Wissenschaften hat nichts Unschickliches, man darf nicht fürchten, pedantisch, oder zweifelsüchtig zu werden. Daß die demonstrirsüchtigen Aerzte in so

viel Irrthümer verfallen sind, liegt nicht an der demonstrativen Methode, sondern an ihnen. Sie waren einfältig genug, daß sie glaubten, in einer Kunst, deren Gründe blos aus der Erfahrung und durch passende Versuche zu erhalten stehen, und die also nur Gründe des sogenannten gemeinen Verstandes verlangt, dieser Gründe nicht zu bedürfen, hingegen mit ihrem ununterrichteten höhern Verstande überall durch zu kommen. Mißbrauch hebt den rechten Gebrauch keinesweges auf, und wenn man darum der guten Logik und Geometrie die Schuld geben und sie als unnütz erklären wollte, so müßte man es mit der Anatomie, Physik, Chemie, Naturgeschichte eben so machen. Denn es hat nicht wenigen Schaden gethan, daß medicinische Schriftsteller, die in einem oder mehrern dieser Theile vorzüglich viel leisten, ihre Lieblingszweige für die einzigen oder Haupttheile der so viel umfassenden Kunst ausgegeben haben. Der Verstand geräth in der Regel allemal auf Abwege, wenn er nicht durch Regeln in seinen Ufern gehalten wird. Man läßt sich die größten Irrthümer blenden, man verfällt auf Archäen, allgemeine Tinkturen, man verfolgt den angeblich erkannten Trieb der Seele, ihren Körper durch Goldader zu reinigen, bis die Seele selbst es nicht mehr aushalten kann, die Früchte ihres Triebes immer wachsen zu sehen, und den durch ihre Anweisung ausgemergelten Körper verläßt.

Das heißt: man schließt vom einzelnen auf mehrere, vom mehrern auf viele, vom Vielen aufs Ganze — wenn man keine logische Grundsätze hat. Man glaubt, Perurinde und Stahl haben mehrere ausgezehrten Körpern geholfen, sie werden also auch diesem (dem ein Ausschlag vertrieben worden helfen; man nimmt zur Verdauung eine faul oder sauer machende Eigenschaft der Säfte, und zum Geruch Millionen Nervchen für jedes einzelne Geruchstheilchen an; endlich man hält die fixe Luft für die herrlichste Erfindung unserer Zeiten, und glaubt in ihr, das Specifik gegen alle fauligte Krankheiten zu besitzen.

Wenn ich eins in meinem Leben bedaure, und bedauren werde, so ist es das, daß ein allzufrühzeitiger Hang zur schönen Litteratur mich in meinen jüngern Jahren von der Mathematik entfernet hat. Ich tröste mich zwar damit, daß sie doch nur eine angewandte Vernunftlehre ist, und daß es doch mehr Mittel geben könne, jener ihre Regeln in Beyspielen zu beobachten, um sich in dem Gebrauch derselben desto fester zu setzen, und es zur Fertigkeit zu bringen. Ich weis auch, daß der Nutzen der Mathematik beynahe derselbe als der von Beyspielen ist, daß die Wahrheiten derselben doch nur hypothetisch, und die Linien und Zahlen doch nur willkührlich angenommen sind. Dennoch ist es ausser dem grossen Vergnügen, das sie gewährt, mir ein

reeller Verlust, und ich bin überzeugt, daß ich die gute Meinung, die meine Freunde von mir als Schriftsteller und als Arzt vielleicht hegen, mit eigenthümlichen Rechte verdienen würde, wenn ich mich früher an eine Ordnung im Denken gewöhnt hätte. Ich habe dabey an mir selbst die Bemerkung gemacht, daß es gut sey, jungen Leuten dieses Studium im achten, neunten Jahre treiben zu lassen, ehe sich das Gefühl für das sogenannte Schöne und der Hang zu demselben entwickelt hat; denn beyde benehmen gar zu leicht die Lust zu allem, was ernsthaft ist, jeder Gegenstand, der ihren Verstand blos beschäftigt, dünkt ihnen trocken. Man vergesse nicht, daß ein Xenophon, ein Sokrates, ein Plato, durch die Mathematik zu den reifdenkenden Männern gebildet wurden.

Unmittelbar an die Vernunftlehre pflegt man die Metaphysik anzuschliessen. Ich halte freylich diese Wissenschaft dem praktischen Arzte für entbehrlich, wenn indessen Gelehrsamkeit den Ruhm des praktischen Arztes dauerhafter zu machen dient, so dünkt mich die Metaphysik eine der ersten Stützen wahrer Gelehrsamkeit zu seyn. Jeder Zweig der menschlichen Erkenntniß hat seinen metaphysischen Theil. Ueberall, wo ich absondern kann, ist eine Metaphysik, überall, wo man der abstrakten Begriffe bedarf, muß eine Methaphysik seyn. Die Naturlehre und Arzeneykunst haben eine Menge abgesonder-

ter Begriffe, und können ihrer nicht entbehren. Die Folge zieht sich von selbst. Ausdehnung, Spannung, Erschlaffung, sind reine metaphysische Begriffe die mit tausend andern täglich im Munde der Aerzte geführet werden, und von denen man doch klare und deutliche, wo möglich vollständige Vorstellungen haben muß. Die Seelenlehre, die im strengsten Verstand metaphysisch ist, gereicht dem Arzt zum wesentlichen Nutzen, so wie sie ohne medicinische Grundsätze selbst wieder ein Nichts, ein Unding ist. Die besten Psychologen waren Aerzte.

Es giebt noch allerley Kenntnisse, die den Arzt bey seinen praktischen Bekanntschaften empfehlen. Ausser der Arzneykunst muß der praktische Arzt nichts mit dem Eifer bearbeiten, den die Kunst in ihrem ganzen Umfange allein verlangt; er muß kein eigentlicher Geschichtsforscher, kein Geometer von Profeßion seyn; allein es vermehrt seine Achtung im Umgange mit dem Publikum, wenn er in andern Fächern zu Hause gehört und darinnen nicht ganz fremde ist. In allen aussermedicinischen Zweigen lasse er sich's angelegen seyn, allen alles zu seyn, und von allem etwas zu wissen. So ist es nicht uneben, wenn er einige Kenntniß von der Landesverfassung, von der Statistik, von den Gewohnheiten der Gerichtshöfe, vom litterarischen Fach hat, wenn er das Neue, was in dem Gebiet der Gelehrsamkeit, oder der Politik sich zugetra-

gen hat, erfährt und wiederum schicklich anwendet.

Von der Arzneykunst selbst hat der Arzt zuförderst mit dem Menschen, das ist, mit seinen körperlichen Theilen vorzüglich zu thun. Sehr unvollständig würde seine Kenntniß von diesem Körper seyn, wenn ein allgemeiner Begrif aller Körper nicht vorher in ihm entwickelt worden ist. Die allgemeine Naturlehre, und besonders diejenige, die auf Versuche gegründet ist, ist ihm unentbehrlich. Man hat zwar darüber gestritten, ob die Physik in der Arzneykunst wirklich den grossen Nutzen stifte, und es verdient die Mühe, daß diese Frage auseinander gesezt werde. Wenn man eine Sache verachtet, so gesteht man beynahe, daß man sie nicht kennt; wenn man behauptet, die Naturlehre sey in der Arzneykunst von keinem wesentlichen Nutzen, so erklärt man sich selbst, ohne daran zu denken, für einen schlechten Arzt. Wer behauptet es aber? Sind's Leute, die von der Physik keine Begriffe haben, die vom Nutzen der Naturlehre so wenig zu urtheilen im Stande sind, als ein Blinder von der Farbe: so haben die kein Recht erworben sich selbst zu beschimpfen, indem sie diese Wissenschaft herabsetzen. Hier ist's unmöglich, den Ausspruch zu thun, ob sie nützlich oder unnütz sey. Nur der Kenner kann sich hier zum Richter aufwerfen; um ein gültiger Schiedsmann in dieser Materie zu seyn, muß man reich,

oder doch wohlhabend, und wirklich gelehrt durch eigene und erworbene Erfahrungen seyn. Ehemals hiessen alle Aerzte Naturforscher, noch bis diesen Tag führen sie in England diesen Namen, und diejenigen Aerzte, die man im mittlern Zeitalter in der goldenen Periode der teutschen Städte und des teutschen Handels einladete, sich der Gesundheitsfürsorge einer Stadt, eines Bezirks, einer Provinz anzunehmen; haben ihren Nachfolgern noch bis anitzt den Namen Land = Kreis = oder Stadtphysikus hinterlassen. Die Naturlehre ist in der That auch der Schlüssel der Arzneykunst, es ist unmöglich in dem Heilungsgeschäfte ohne sie grosse Fortschritte zu machen. Unser Körper ist ein Kompositum von den Elementartheilen, die uns umgeben. Wasser, Luft, Erde, Wärmtheile, Feuertheile, Salze, Oehle, und vielleicht viele andre Principien kommen in seine Mischung. Die Luft belebt uns durch eine Macht, die uns unbekannt ihrem Wesen nach, aber als vorhanden erwiesen ist; sie macht und unterhält das beständige Spiel der Lungen, sie druckt mit der grossen Gewalt auf die Oberfläche unsers Körpers und dergleichen. Man kennt seit der Entdeckung der Elektricität das in unserm Blut verborgene Feuer, welches sich durch die Handlung des Arztes und die Schwingung der Adern entzündet? Börhaave und andere Meister der Kunst, haben nie Achtung für Aerzte gehabt, die in der Physik so fremd waren, als

Dusaut in der Geschichte und Ostruc in der Ausübung ist, sagt la Metrie. Allein bey dem allen könnte man zulassen, die Medicin sey ein abgesonderter Theil der Physik, und dennoch vorgeben, daß zwar der medicinische Gelehrte, aber nicht der praktische Arzt, qua talis, der Physik so bedürfe, wie behauptet wird; und so sichtbar sie von dem übrigen Theil der Naturlehre abhängig sey, so genau sie besonders mit einigen Zweigen zusammen hänge, so sey es doch nicht nur möglich, sondern auch thunlich, sie von dem Hauptstamm abzusondern. Ich gestehe, ich bin unter gewissen Einschränkungen dieser Meinung. Das menschliche Leben ist in einem zu kurzen Raum von Jahren eingeschlossen, worüber schon Hippokrates klagt. Daher würde es, deucht mich, überaus vortheilhaft für künftige Aerzte seyn, wenn aus gewissen Wissenschaften dasjenige ausgehoben würde, was unmittelbaren Nutzen in der Arzneykunst hat, wie man es schon in der Chemie gethan, ohngeachtet die medicinische Chemie selbst noch vieler Abkürzungen fähig wäre. Ich bin gar nicht der Meinung, die ganze Kunst dadurch encyclopädisch zu machen; ich will vielmehr verhüten, daß die Kunst selbst nicht im Umriß erlernt werden dürfe, und der Lehrling die volle Zeit gewinne, den Umfang wahrer medicinischer Wahrheiten zu bereisen. Es könnte daher eine medicinische Physik geben, die sich mit der Arzneykunst so zu sagen die Hand

reichte; und nie wird ein Mann es zu einiger Stärke in der Kenntniß des menschlichen Körpers bringen, wenn er nicht die in einem solchem Auszug physikalischer Wahrheiten, Lehrsätze und Beobachtungen ausgezeichnete auf die Heilkunst sich beziehende Resultate sich zu eigen gemacht hat. Dahin rechne ich die auf Erfahrung gegründeten Lehren von der Luft, vom Wasser, von der Erde, vom Licht, von der mechanischen Kraft, von der Elektricität, vom Magnetismus u. a. m.

Man fragt nicht minder und mit noch mehrerm Scheine vom Recht: Ob die Anatomie denn eben so entbehrlich sey? Alle Anatomie wird man freylich nicht für entbehrlich erklären, aber ob sie, gelehrt, wie sie gelehrt zu werden pflegt, mit all ihrer schweren und unbiegsamen Terminologie ein wesentliches Stück in dem Kenntnißumfange eines praktischen Arztes sey?

Man hat sie mit der Erdbeschreibung verglichen, man hat gesagt, sie zeige dem Arzte den Weg; man hat das Beyspiel einer Uhr angeführt, deren Zusammensetzung bis ins Kleinste dem Meister derselben bekannt seyn müsse, und daraus gefolgert, daß auch ein Arzt vergeblich ohne die Kenntniß der innersten Eingeweide und übrigen Theile des Körpers, die Fehler, die in solchem vorkommen, zu heilen bemüht seyn werde; und mit wie vielem Rechte? Das ist so einleuchtend, daß ich zur Unterstützung dieser

Gründe für eine wenigstens allgemeine Kenntniß der Zergliederungslehre, nichts weiter zu sagen brauche. Allein man muß nicht immer die schlimste Auslegung einer Meinung machen. Die Empyristen wollen wohl nicht alle Anatomie, sondern nur die bis ins gar zu Kleine, bis in jedes Fiberchen oder Nervchen oder Gefäßchen, oder in jedes oft unmerklich kleine Loch, jede kleine Erhabenheit oder Vertiefung eines Knochens, sich erstreckende Kenntniß für überflüßig erklären. Und dann haben sie vielleicht nicht so unrecht, wie man ihnen unverhörter Sachen zu zuerkennen pflegt. Die Anatomie hat einige grosse Autoritäten gegen sich. Hippokrates sagt: Einige Aerzte und Sophisten meinen, es sey unmöglich, daß jemand die Arzneykunst treiben könne, der nicht weis, was der Mensch ist, und wie er gebauet ist. Ich für meine Person hingegen halte alles, was mancher Sophist oder Arzt von der Natur geschrieben, oder gesagt hat, nützlicher für die Mahlerey, als Arzneykunst." Sydenham, dieser vortrefliche ausübende Arzt, verstand kein Wort von der Anatomie, und freute sich im Grunde nicht wenig, daß der Vater der Heilkunst durch jenen Ausspruch die Anatomie so zu sagen aus der Kunst verwiesen hätte. Freind, ein Mann von Kopf, der gar nicht roh in den Theilen dieser Disciplin war, gab zu, daß ihr Nutzen eigentlich noch nicht erwiesen sey. Clifton läugnet ihre Noth-

wendigkeit ganz und behauptet so gar, daß ihm nicht eine von den neuern Entdeckungen, den Kreislauf des Bluts nicht ausgenommen, in der ausübenden Kunst von Nutzen gewesen sey. La Metrie will's aus Börhaave's eigenem Munde haben, daß Löwenhök unsern grossen Lehrer kurz vor seinem Tode zu sich rufen lassen, und ihn versichert habe: Die Arterien schlügen nicht. — Allein es ist nicht zu läugnen, daß die wahre Theorie in der Arzneykunst erst seit den neuesten Entdeckungen in der Anatomie ihren Ursprung erhalten hat, und daß wir noch in einem dunkeln Empirismus würden versenkt liegen, wenn der Kreislauf unserer Säfte, der doch vorzüglich anatomisch bewiesen wird, nicht als eine medicinische Wahrheit erkannt worden wäre. Es giebt eine grosse Menge von Krankheiten, wo die Anatomie allerdings keinen Einfluß auf das Heilverfahren des Arztes hat; aber eine eben so grosse Menge, wo das Verfahren geradezu nach der erkannten Einrichtung des leidenden Theils eingerichtet seyn muß. Ich will nur ein Beyspiel anführen. Man hat geglaubt, daß bey der Gelbsucht die Galle aus den Pfortaderzweigen der Leber in die Hohlader zurückgebracht würde und auf diese Weise ins Blut gelangte. Man hat doch auch bey den Heilanzeigen auf diesen Umstand Rücksicht genommen. Nun aber zeigt Herr Marcard zu Hannover neuerlich aus analogischen Gründen, daß dieser Rück-

sicht nicht wahrscheinlich, sondern vielmehr zu vermuthen sey, die Galle werde, wie bey verstopften Harngängen der Harn, von den einsaugenden Gefäßen der Blase, die sonst nur Wasser, nun aber auch diese durch langen Aufenthalt dicke gewordene Feuchtigkeit einsaugen, dem Blute zugemischt. Die Semiotik hat durch die Anatomie am meisten gewonnen, und was ist der praktische Arzt ohne eine gute Semiotik? Gerade das, was der Tonkünstler ohne Generalbaß, ohne den gar kein richtiges harmonisches Stück im weiten Verstande möglich ist. Niemand unter den Schriftstellern der neuesten Zeiten hat sich darüber so deutlich und gründlich erklärt als Herr Selle zu Berlin in seiner Einleitung in das Studium der Natur und Arzneywissenschaft. Ich habe bereits in einer andern Schrift *) von seinem Urtheile Gebrauch gemacht, und ich stehe nicht an, es auch hier zu thun. Der Zusammenhang des Knochengebäudes und diejenigen Theile, welche zur wechselseitigen Verbindung beytragen, sind, nach Herrn Selle, für den gewöhnlichen Arzt aus der Knochenlehre hinreichend. Aus der Myologie braucht er einige Kenntnisse von der Richtung der Fibern, aus der Nevrologie des Gangs der Nerven, aus der Drusenlehre die grossen Drusen. Die Lehre von den

*) Ueber die Glaubwürdigkeit Medicinalberichte in peinlichen Rechtshändeln. Berlin 1780.

Eingeweiden ist nöthig. Der Arzt muß ihren physiologischen Werth, ihre Bildung, ihre merkwürdigsten Theile, ihre Gefässe kennen. Und da diese Lehre ohne eine Kenntniß der Blutgefässe sehr unvollständig seyn würde, so setzen wir auch diese voraus. Alles was von der Zergliederung nicht hierauf hinaus kömmt, halten wir minder für den praktischen Arzt, als für die Kunst von Nutzen. Anatomie ist übrigens weder so verächtlich und unnütz, wie aus Unwissenheit ihre Feinde, noch von dem ausschliessend beträchtlichen Nutzen, wie ihre Freunde aus Vorliebe und Prahlerey vorgeben. Aerzte, die in öffentlichen Physikaten stehen, bedürfen ihrer mehr, als die blossen Praktiker. Daß man diesen sie aus dem Grunde empfiehlt, damit sie doch bey vorkommenden Leichenöfnungen fein den Bader oder Wundarzt übersehen können, kommt mir so vor, als wenn man den Landmann zu seinen größten Vortheilen durch Prämien aufmuntern muß. Wehe dem Armen, dessen Leben oder Tod von einem Arzt abhängt, bey welchen blos der Stolz das Triebrad seines Bestrebens, nicht die lebhafte und einige Ueberzeugung von der Wichtigkeit des Geschäftes, nicht das Gewissen dessen ganzes Gefühl dazu erfordert wird, abgiebet.

Die Physiologie gründet sich auf die Anatomie, aber sie ist das Resultat derselben, jene enthält also die Beläge. Wenn daher ein physiologischer Satz nicht durch anatomische Erfah-

rungen dokumentirt werden kann, zugelassen, daß wir auch nur nach Analogie, und mittelbar schliessen, so ist er nicht viel werth; aber ich danke eben sehr für die anatomische Beobachtung, die unfruchtbar, und in der Physiologie wenig oder gar nicht anwendbar ist.

Auch eine Kenntniß gangbarer und auserlesener Arzneymittel ist dem Arzt unentbehrlich. Wahr ist's zwar, daß die geläuterte Arzneykunst, wie sie Börhaave nennt, nur wenig Mittel bedarf. Auf die einfachen Grundsätze zurückgeführt, wie es möglich ist, kann sie alles mit Wasser, Eßig, Wein, Gerste, Salpeter, Honig, Rhabarber, Mohnsaft, Eisen, Perurinde, einige Salze, Seife, Quecksilber ausrichten. Bedenkt man dagegen die ausserordentliche Menge von Produkten der drey Naturreiche, die man in medicinischen Gebrauch gezogen hat, so wird man sich über die vergebliche Bemühung nicht genug wundern können, die man sich mit dem ungeheuren Arzneyvorrath gegeben hat. Die arbeitsame Pharmacie, und die ganze mühsame Chemie, haben keine bessere Frucht getragen, als die Einfachheit, das heißt, die einfachsten Produkte beyder Wissenschaften sind die besten. Indessen gehört es einmal zum gegenwärtigen Umfange der Arzneykunst, daß man sie mit allen Körpern, die irgend möglicher Weise eine auch nur entfernte Heilwirkung hervorbringen könnten, bereichert. Die Scheide-

kunst liefert fast täglich neue Werke, aus dem Gewächsreiche erhält man nach dem ersten Rufe zu urtheilen, alle Monate neue allgemeine, oder doch specifike Arzeneymittel. Wenn man sich auf die Empfehlungen der Aerzte, besonders der Franzosen verläßt, so ist kein noch so wichtiges und schweres Uebel, dem nicht ein auf unserm Boden aufgewachsenes Kraut entgegen gesetzt wäre. Es ist aber Zeit, daß man aufhört, die Menge der Arzneymittel und mit derselben die historische Kenntniß des Arztes zu vervielfältigen. Bey der jetzigen Form der Kunst indessen ist es leider nothwendig, ein jedes im Gang gebrachtes Mittel zu kennen, seine Kräfte zu beurtheilen, die Gabe, in der es gereicht werden kann, zu bestimmen. Dies ist aber mehr für andere, als für sich selbst. In kleinen Städten, wo nicht viel Aerzte, und folglich wegen Mangels vieler Köpfe, nicht viel Sinne sind, und selbst in grossen Städten in eigener Praxi, kann sich der Arzt füglich mit einer geringen aber auserlesenen Anzahl begnügen. Die Beurtheilung der Arzeneyen stellt man seit den zweyten Drittheil dieses Jahrhunderts fast allgemein nach chemischen Grundsätzen an, und man lernt allerdings dabey die Theile kennen, die durchs Feuer übrig bleiben, nicht verändert werden, da die flüchtigen oftmals sehr wirksamen Theile hingegen verloren sind. Die Beurtheilung der Arzeneyen nach

den Bestandtheilen ist daher überaus trüglich, der Mohnsaft wird ein gewöhnliches Harz, kaum zeigt die Perurinde mehr als gewöhnliche Erde, und ein wesentliches Salz, das aber gar nicht ungewöhnlich ist. Die Erfahrung von der Wirkung also ist der zuverläßigste Probierstein, bey dem man freylich oftmals unrecht ankommt, weil leider nicht alle Aerzte so gewissenhaft gewesen sind, blos in ihren Gränzen stehen zu bleiben und sich über die gesetzten Gränzmahle nicht hinaus zu wagen. Die Scheidekünstler werden uns das indessen nicht zu gar zu grossen Nachtheil anrechnen, und die Beurtheilung der Arzeneyen nach ihren Bestandtheilen dagegen erheben können, weil doch das Urtheil ebenfalls am Ende auf Beobachtung hinaus kömmt, und es sich auch hier noch immer fragt, ob der Beobachter ein treuer und zuverläßiger Mann gewesen ist. Indessen will ich hierdurch nicht alle Geschöpfe der Scheidekunst für blos veränderte Körper (Produkte) erklären, sondern ich gebe sehr gern zu, daß sie auch wirkliche Edukte und wahre Bestandtheile darstelle. In der That aber sind deren nur wenig; die meisten Früchte des Feuers, sind durch seine Kraft erst das geworden, was sie sind.

Bey dieser Gelegenheit ein paar Worte über die Scheidekunst. Börhaave sagt, die Chemie ist eine Kunst, die uns lehrt, gewisse Operationen vorzunehmen, um alle sinnliche

Körper mittelst gewisser Werkzeuge zu zerlegen, so daß man durch diese Veränderung der Körper besondere Wirkungen, deren man sich in verschiedenen Fällen bedienen will, hervorbringen möge. In der That enthält diese Erklärung des grossen Mannes alles, was zum Wesen der Medicinalchemie gehört. Gewisse natürliche Körper sollen auf unsere Körper gewisse Wirkungen äussern; dieser Wirkungen wollen wir uns jezuweilen bedienen, allein, da die natürlichen Körper solche für sich noch nicht besitzen, so wollen wir sie ihnen erst durch gewisse Veränderungen geben. Das Mittel, dessen wir uns dazu bedienen, ist das Feuer, nicht das Wasser, ohngeachtet wir durchs Einweichen sicher mehr Edukte, um die es uns doch eigentlich zu thun ist, und minder Produkte erhalten. Wenn nun das reine Quecksilber zum Beyspiel schon als natürlicher Körper die Wirkungen besizt, die wir gern zu gewissen Zwecken benutzen wollen; wenn es für sich weniger schädliche Theile enthält und mehrentheils erst durch die Behandlung zu einer fassenden Säure wird, so ist ein solches Geschöpf der Scheidekunst ihrem eigenen Endzweck zuwider. Es ist bekannt, daß die alten Aerzte ohne die gewaltsam wirkenden Präparate sehr glücklich geheilt haben, und das Gewächsreich liefert uns natürlicher Sachen die Menge, die an Heftigkeit der Wirkung sich mit jedem Arzneymittel der

Scheidekunst in Wettstreit einlassen können. Die Alten besassen allerdings chemische Kenntniße, aber sie schränkten sie auf Metallurgie und ökonomische Scheidekunst ein. Nachher verband man damit die Schimären der Alchemie die unserm aufgeklärten Jahrhundert zum Hohn von unächten Freymäurern wieder in Gang gebracht worden. Endlich heckten Träumer gar die unsinnige Idee einer allgemeinen Arzeney aus, und glaubten, der Stein der Weisen, mit dem man Gold machen könne, sey auch das Hülfsmittel gegen alle und jede Krankheiten und gegen den Tod selbst. La Metrie sagt: „Die Zerlegung der Körper in ihre Bestandtheile hat allerdings vieles Licht über die Arzneykunst verbreitet, aber zugeben muß man doch, daß sie nicht der sichere Wegweiser ist, wie viele Leute sich einbilden. Sie ist doch im Grunde gesagt, weiter nichts als das Resultat, welches die Körper nach ihrer Zerstörung geben, besonders bey den Pflanzen: alles was wir da von Anfängen und Uranfängen sehen, ist ja aus der Fabrik des Feuers, das ihre Bestandtheile verändert, und so ganz andre Substanzen hervorgebracht hat. Legt einen Pallast in Asche und nun sagt mir, woran erkennt ihr die Vertheilung und Pracht der Zimmer? Spiegel, Gemählde, kostbare Steine, Vergoldung, Marmor, Silber, Gold, alles ist zerschmolzen, alles ist Staub, nichts ist, was es war. Ist's nicht eben so mit den Körpern, die

das Feuer geläutert hat? Man bedarf, daß ich endlich selbst es kurz sage, chemischer Grundsätze unumgänglich in der Arzneykunst; wir brauchen sie zur Beurtheilung der Beschaffenheit unserer Säfte, und die Heilart der Faulfieber hat durch die chemische Kenntniß der Säfte und fauligten Substanzen ungemein gewonnen. Allein, man bedarf nicht der meisten chemischen Präparate, und es ist sicher durch solche eben so viel Böses als Gutes gestiftet worden, seitdem ein böser Genius sie in unvorsichtige Hände gegeben hat. Das Böse wäre unterblieben, und das Gute könnte durch andre eben so wirksame, natürliche und einfache Arzneymittel bewirkt werden. Wenn man galenische Weitläuftigkeit allein der chemischen Kürze entgegensezt, hat man vielleicht Recht; aber es fehlt nicht an wirksamen Arzeneyen, die von der Gewalt des Feuers nichts erfahren haben. Mein freymüthiges Bekenntniß, daß vielleicht manchem Kunstrichter nicht gefallen wird, ist dieses: chemische und erfahrungsmäßige Grundsätze, allein so wenig als möglich chemische Mittel, die durch sehr mühsame Zubereitungen erst zu den Substanzen, die sie sind, gemacht werden mußten.

Nach und nach kommen wir endlich dahin, wo man den Arzt eigentlich erwartet, nemlich zum kranken Körper. Hier fängt der Unterschied eines gründlichen und empirischen Arztes

an. Dieser begnügt sich an einigen Zeichen, vergleicht solche mit andern ähnlichen und schließt. Nicht so der gründliche. Er sammlet trotz dem ersten Empiriker der Welt, alles was seine Sinne ihm als gegenwärtig entdecken können. Allein, an eine richtige Art zu denken, und seine Gedanken zu ordnen, gewöhnt, bemüht er sich erstlich um Begriffe, die er denn so vollständig als möglich zu machen sucht; Manches Mal ist er aber auch zufrieden, wenn sie nur deutlich, ja, wenn sie nur klar sind. Dies gilt von Begriffen, die schon abgesondert sind, zum Beyspiel von der Krise, selbst von denen, die nach der Absonderung noch nicht allgemein geworden, sondern noch immer einzeln geblieben sind, als die Arten des Aderschlags. Ein sehr geübter Praktiker erwirbt freylich mit der Zeit die Fertigkeit, daß er aus Begriffen, die er nur dunkel erkannt, aus Vordersätzen, in die er lauter solche Begriffe gestellt hat, doch richtig schließt. Dennoch glaub ich, daß ihm das Glück hier mehr als die genaue Zuverläßigkeit des Schlusses beym Heilverfahren günstig sey. Denn im Grunde ist der Mittelsatz, der den Ober- und Schlußsatz bindet aus der Analogie hergenommen. So weis er z. B. aus langer Erfahrung, daß in seiner Stadt um diese Jahrszeit, bey der Beschaffenheit der Luft, der Art der Winde, diese Krankheit, ein galligtes Seitenstechen wollen wir nehmen, zu herschen pflege. Nun kom-

me er bey Kranken, so wird er aus Kopfschmerzen und Stichen (ob aber in der Brust oder in der eigentlichen Magengegend, oder tiefer hinab, ob mehr nach rechts, oder nach links? darum bekümmert er sich vielleicht nicht, und doch kommts oft auf diese Umstände an) die Gegenwart eines Fiebers schliessen, daß er im Voraus erwartete, und bey den Kranken, ehe er sie noch sieht, schon in seinem Geiste sah. Daß diese Analogie ihm oft sehr nützlich sey, lehrt die Erfahrung, allein sie lehrt auch, daß eben die Analogie oft irre führe, und die Krankheit, die man folgert, nicht die Krankheit des Falls sey. Die ganze Pathologie läßt sich füglich auf die Lehre von den Zeichen und die Lehre von den Ursachen einschränken. Nun giebt es eine Menge Erscheinungen, die nicht Zeichen sind. Wenn ich jemanden, der noch keinen Kammerherrn gesehen hat, sage, er habe ein schönes Kleid an, so ist doch das kein Zeichen dieses Mannes, woraus sich folgern läßt, daß er ein Kammerherr sey; wenn ich ihm aber sage, diese Herren pflegen an gewissen Stellen ihres Kleides einen goldenen Schlüssel zu tragen, so ist das ein zureichendes Zeichen, den Stand vor allen andern zu erkennen. Eben so mit den Krankheiten. Erscheinung und Zeichen ist zweyerley. Jedes Zeichen ist Erscheinung, nicht jede Erscheinung ist ein Zeichen. Jeder Hund ist ein Thier, aber alle Thiere sind ja nicht Hunde. Es ist also sehr nöthig die Er-

scheinungen zu ordnen. Sehr leicht ist diese Ordnung im System, sehr schwer am Krankenlager berichtigt. Auf unserm Zimmer klassificiren wir erst wesentliche, dann zufällige Erscheinungen. Aus diesen läßt sich nichts schliessen, jene allein können in die Vordersätze kommen. Dann kommen allgemeine Erscheinungen, besondere und einzelne; die allgemeinen finden sich bey allen Krankheiten, die besondern bey gewissen Körpern, die einzelnen bey jedem besondern Individuum. Und so fort. Ich gestehe, halte ich irgendwo systematische Ordnung nöthig, so ist es hier. Durchaus muß ein Arzt, der sich nicht gewöhnt hat, die Zeichen gehörig zu sammlen, nachdem er sie von blossen Erscheinungen getrennt hat, in den mehrsten Fällen im Dunkeln bleiben. Denn gerade das, was allein die Finsterniß aufklären und Licht geben kann, unterläßt er. Man hat über die Methodik des Sauvage gespöttelt, man thut ihm Unrecht. Sie ist mehrerer Vervollkommung fähig, hat sie auch nöthig, aber einmal mußte doch die Bahn gebrochen werden, und schon als Wunsch Sydenhams, der gewiß kein Freund blos spekulativer Theorie war, ist sie schätzbar. Seine Nachfolger Cullen, Vogel, und andere haben viele von seinen Fehlern vermieden. Im Sauvage ist ein seltener Schatz von Erfahrungen, zu meinem Erstaunen habe ich das oft bemerkt. Wo mir kein Schriftsteller, den ich kannte

Rath gab, fand ich ihn oft bey ihm. Mir starb durch ein Versehen im Verhalten des Kranken, nicht durch meine Schuld, ein Kranker an den Pocken, dessen Mutter mich beym Ausbruch der Krankheit, da ich gleich auf Pocken ahndete, versicherte, er habe sie bereits gehabt. Sie zeigte mir sogar Narben am Arme, sehr deutliche Merkmale, wie ich sie erkannte. Die Verläumdung legte den traurigen Ausgang mir zur Last, doch die kränkte mich nicht, weil sachkundige Zeugen mir Recht wiederfahren liessen. Sauvage aber belehrte mich, daß Kinder oft in den drey ersten Monaten ihres Lebens einen Ausschlag bekämen, der Narben wie Pocken zurückliesse, es seyen aber keine Pocken. So war auch hier der Fall gewesen. Dies ist die beste Weise, wenigstens ich kenne keine bessere, wie der ungeheure Ballast von Beobachtungen, die so oft trivial sind, wo man aus Bänden oft nur wenig brauchen kann, für die Kunst zum größten Nutzen zu bearbeiten ist. Statt also den Mann, der das zuerst unternahm, der wie Linné von einzelnen Pflanzen, eben so einzeln beobachteten Krankheiten ein System bildete, herunter zu setzen, sollte man ihn jungen Genies zur Nachahmung empfehlen. Möchten wir doch solche Werke mehr erhalten, die man mit dem aus dem Brey der Speisen gezogenen Milch- und Nahrungssaft vergleichen kann. Man versieht es nachmals sehr, wenn man nicht die Erscheinungen, auf die es

ankommt, auszulesen weis. Uebersehene Umstände, als ein Jucken des Arms bey der Lungenentzündung, das zu einem kritischen Absatz in diesem Gliede Hofnung machte, haben nicht mehr Schaden gethan, als wenn die Aufmerksamkeit auf völlig unwichtige Dinge gerichtet ward, und man zum Beyspiel beym Gallenfieber mit Seitenstich, auf ein stärker fliessendes Fontanell, oder beym Quartanfieber auf die ausbleibende Reinigung sehen will, da man doch wissen mußte, daß dieser Umstand kein Hauptaugenmerk verdiene, sondern Erscheinung von Erscheinung sey. — Die Pathologie hat ferner, was die Zeichen betrift, noch ihren allgemeinen Theil, der ungleich mehr Kultur verdient, als der gar zu vielen Abänderungen unterworfene besondere Abschnitt. Regel und Gesetz gelten in der Vernunftlehre für einerley, es sind allgemeine Sätze, die ihre untrügliche Anwendung auf alle darunter begriffene besondere Sätze finden müssen. Je allgemeiner also die Regel ist, je weniger wird sie Ausnahmen enthalten, desto sicherer ist also deren Anwendung. Die einzelnen Krankheiten gar zu sehr vervielfältigen, das heißt, die Kunst verworren und unsicher machen. Es ist nicht möglich, darinn gewiß zu gehen, denn jeder neue Kranke hätte alsdann seine eigene neue Krankheit. Es ist möglich die Kunst so einfach zu machen, als die Natur ist. Allein sie ist freylich noch nicht in ihren Fortschritten zu diesem so vortreflichen

Ziele gelangt. Erschlaffung und Spannung sind in den mehrsten Krankheiten einerley. Diese zum Beyspiel im Entzündungsfieber, im hitzigen Gichtfluß, in der Apoplexie; jener in der Wassersucht, in der Fallsucht, in der Kriebelkrankheit. Oft liegt der ganze Unterschied nur in einigen geringen und unmerklich abweichenden Formen. Fast alle langwierigen Uebel haben einerley Quelle, und einerley Grundgestalt, nur in einigen Ueberschattirungen weichen sie ab. Ist's nun da nicht wichtig, erleichtert es nicht dem praktischen Arzt sein Geschäft, dem künftigen Heilarzt seine Bildung, wenn die gleichen Formen neben einander gestellt werden, da sie in der Natur nicht beysammen stehen, und wenn man diejenigen, deren nur ähnliche, nicht gleiche Gestalt ein ungeübtes und ununterrichtetes Auge leicht täuschen kann, von ihnen trennt, und in ein anderes Fach verweiset? — Jedes Ding, wovon wir Vorstellung erhalten, muß seine Zeichen haben, unsere Erkenntniß ist sehr unvollkommen, wenn wir nicht auch von den Gründen unserer Vorstellungen, das heißt von den Zeichen unterrichtet sind. So haben wir Vorstellungen vom Menschen; wir unterscheiden ihn vom Baum, vom Thier, warum? wegen seiner Theile, die er als Zeichen vor dem Thier voraus hat. Und wie erkennen wir ein Fieber fauligter Art, von einem andern, dessen Genius entzündlich ist? Sicher durch gewisse allgemeine Zeichen, die aller Entzündung

zukommen, und nicht da sind, und durch die allgemeinen Merkmale der Fäulnisse, die wir antreffen.

Man halte dieses Räsonnement nicht für unnütze Spekulation. Es ist in der Natur der Sache gegründet, und ich zeichne hier keine neue Bahn, will das auch nicht, weil ich nichts weniger als neuerungssüchtig bin; allein ermuntern will ich manchen meiner jüngern Amtsgenossen, gemeinschaftlich mit mir zur Bestellung des wüsten Feldes in der Kunst, Pathologie genannt, die Mittel zu erwählen, die die einzigen beynah sind: nach Sauvage's Art die Beobachtungen der Aerzte zu säubern, in Ordnung zu bringen, und so nach und nach ein System zu schaffen, das freylich noch immer seine Unvollkommenheiten besitzen wird, allein für die Ausübung vielen Nutzen verspricht, wäre es auch nur die Leichtigkeit, mit welcher man die Resultate der medicinischen Jahrbücher übersehen kann.

Nach den Zeichen ist die Lehre von den Ursachen ein höchstwichtiger Theil der Erkenntniß eines Arztes. Hier findet sich der so wichtige Unterschied zwischen gründlichen und empirischen Aerzten am vorzüglichsten. Niemand hat ihn stärker in seinem Lichte vorgestellet, als Herr Hoffmann, Verfasser des Unterrichts über die Münsterschen Medicinalgesetze. Dies Buch muß in den Händen aller Praktiker seyn, und ich gebe darum keinen Auszug. Ausserdem habe ich diese vortrefliche Schrift im ersten und zweyten Stück

meines Magazins für die gerichtliche Arzneykunde und Medicinalpolicey weitläuftig angezeigt. Nichts ist nöthiger als die Krankheitsursachen zu kennen. Man kann Jahrelang vergeblich Arzeney geben, man kann den Kranken ins Grab stürzen, wenn man die Ursachen nicht zu erforschen gesucht, oder sie nicht erkannt hat. Der Pfuscher, der Bader, der Dorfarzt, giebt gegen alle den Zeichen nach gleiche Krankheiten, einerley Mittel, heilt und heilt auch nicht, tödtet auch wohl, wie das Ohngefehr ihm einen Kranken in die Hände spielte, dessen Krankheitsursachen diejenigen waren oder nicht waren, wogegen sein ererbtes oder erbeutetes Mittel gerichtet ist. Man läßt die jungen Ärzte sechs anatomische Demonstrationen über Theile des Körpers, die sie selbst ausgearbeitet haben, halten, man giebt ihnen einen Fall zu bearbeiten auf; nachdem sie, um den Doktorcharakter zu erhalten, schon alle die Akademischen Hudeleyen überstanden hatten. Alles sehr viele, sehr weitläuftige, sehr unnöthige Mittel, einen Grad zu erreichen. Gebt ihm eine Krankheit mit allen ihren Erscheinungen und nun laßt ihn die Ursachen bestimmen: so werdet ihr sehen, ob er der Mann ist, dem man Leben und Tod anvertrauen kann.

Achte Regel. Der Arzt muß die klinische und individuelle Arzneykunst erlernen. Ich wollte doch wohl sagen, daß man nach gerade anfängt, der Erfahrung ihren wahren Werth

anzuweisen. Baaliv sah sich genöthiget, gegen die blossen Spekulationen zu reden, mit denen die Arzneykunst seiner Zeit angefüllt war. Er setzte seine gute Absicht durch, allein man gerieth auf den entgegengesetzten Weg, und würdigte die edle Kunst, die so sehr allgemeiner Regeln fähig ist, so sehr verdient, vom höhern Verstande bearbeitet zu werden, zum blossen Werk des gemeinen herunter, und machte sie zur Empirie. Selbst grosse Köpfe unter den Aerzten kannte ich, und kenne sie noch, Männer, die in dem Fach der forschenden Weltweisheit sich Namen gemacht haben, die, wenn ich ihnen gewisse Erfahrungen bekannt machte, nicht den Zusammenhang zwischen Wirkung und Ursachen, nicht die Art, wie das Mittel den Erfolg gehabt, oder nicht gehabt haben konnte, erforschten, sondern platt weg mich nur befragten: haben Sie das erfahren? Schön wären wir daran, wir armen Aerzte, wenn wir die sogenannten Beobachtungen der Aerzte, alle auf Glauben annehmen sollten. Ich muß hier zwey Thatsachen erzählen. In den Erfahrungen, die ein berühmter Mann, der ein Arzt von Ruhm, von verdientem Ruhm ist, herausgegeben hat, finden sich Fälle angeblich mit Belladonnenpulver geheilter Wassersuchten. Alle diese Fälle sind falsch. Die Beobachtungen sind in Lazarethen gemacht worden. Denn der Verfasser der gedachten Erfahrungen war Vorsteher mehrerer La=

zarethe, in denen die Kranken befindlich waren. Nun gab er den Unterärzten des Lazareths auf, den gedachten Wassersüchtigen die Belladonna zu geben; diese aber gaben ihnen heimlich Perurinde, die Kranken genasen und der getäuschte Mann schrieb die Heilung auf die Rechnung eines Arzneymittels, das die Kranken nicht erhalten hatten. Diese Thatsachen sind richtig; ich muß sie noch ohne Namen erzählen, da der mir sonst sehr schätzbare Mann noch am Leben ist. Allein wie viel giebts nicht Pendanten zu dieser Geschichte? Hier ist noch einer. Ein gewisser Arzt meiner Bekanntschaft hatte die Krampfstillende Kraft des Moschus wegen Tollheit und Mutterwuth in heroischer Menge gegeben angerühmt gefunden. Eines Tages, da in Gesellschaft von mehrern Aerzten über dies Mittel gesprochen wurde, berief er sich auf den gegenwärtigen Apotheker, den man befragen sollte, wie viel ein gewisses Frauenzimmer bekommen hätte? Wie erstaunte ich, da der Apotheker mir nachher aus eigener Bewegung versicherte, der Arzt habe auch kein Körnchen über zwey Gran, und nur ein einziges Mal anwenden lassen. Wenn sich nun junge Aerzte auf solche Scharlatanerien ihrer ältern Mitbrüder stutzen, ist's dann Wunder, wenn man uns Schuld giebt, daß wir nicht eher, als nach einer gewissen Anzahl erlebter Leichen, gute Praktiker seyn können? Ich erwähne noch, daß fast alle Beobachtungen, die der während

des lezten baierschen Erbfolgekrieges in Sachsen verstorbene Königliche Pensionärchirurgus Hammann in seiner Sammlung niedergeschrieben, völlig von ihm erdichtet sind, wie er einen seiner Freunde nach dessen Anzeige selbst versichert hat.

Ohne Theorie kann ich mir daher einen guten praktischen Arzt gar nicht denken. Was ich unter Theorie verstehe, darüber glaube ich mich im vorhergehenden hinlänglich erklärt zu haben. Allein alle Theorie bleibt auch wieder ohne Nutzen, wenn man die Kunst, sie anzuwenden nicht erlernt hat. Der junge Arzt, der gleich von der Akademie, ohne daselbst unter gründlicher Aufsicht und Anleitung Kranke, sollte es auch nur in Kranken- und Wochenhäusern seyn, ans Krankenbette kommt, und sich selbst gelassen bleibt, kann nur durch Schaden — leider durch welchen Schaden? — praktische Weisheit lernen. Man hat so oft den Arzt mit einem Heerführer verglichen; warlich der Vergleich ist passend. Wenn der Officier im feindlichen Standquartier auch die besten Risse für ein stehendes Lager aufnimmt, so kann er oft bey der Ausführung eine Menge Fehler begehen. Eben so der Arzt. Galen sagt mit größter Wahrheit: In der Kunst ist viel, so man nicht sagen nicht aufschreiben kann. Gesehen muß es werden, und wer glaubt, praktische Kenntniß aus Büchern vollständig zu schö-

pfen, kommt mir wie ein Blindgeborner vor, der sich von einem Naturforscher oder Optikus will die Empfindung der rothen oder blauen Farbe geben lassen. Die ausgeübte Kunst bringt in dem Arzt ein gewisses praktisches Gefühl hervor, zu welchem freylich Anlage in den Organen liegen muß, das aber doch durch mehrere sich folgende Erfahrungen gebildet wird. Es ist ein grosser Unterschied, wenn ein erfahrner, oder ein ungeübter Arzt, die Augen und das Aussehen eines Kranken beurtheilen. Börhaave lernte das Urtheil nach dem verstärkten oder verminderten Glanz der Augen von einem einfältigen Landmanne. Entzündung, Fäulung, Schärfe, Gelbsucht, Bösartigkeit können aus den Augen völlig nach ihren Graden erkannt werden. Durch das eigentliche Gefühl erforscht man den Puls, man bemerkt daran, ob die Haut gespannt oder schlaff sey; ich kannte einen Arzt, der aus dem Anfühlen der Haut, kritische Sweisse sehr richtig vorhersagte. Besonders ergiebt sich eine richtige Kenntniß des Aderschlags aus längerer Erfahrung. Der Unterschied in der Härte oder Schnelligkeit nach Geschlecht, Alter, besonderm Körperbau, kann durch Schriften bey weitem nicht so zuverläßig angegeben werden, als man ihn sich bey Vergleichung vieler Kranken von allen den verschiedenen Gattungen selbst abstrahirt, und dann seinem Gedächtnisse zum Aufbewahren

anvertrauet. Auch das Athemholen, die Stimme und dergleichen gehört hieher. Selbst der Geruch wird bey manchen Aerzten praktisch gebildet. Ein bereits verstorbener sehr erfahrner Mann (der ehemalige Hofrath beym Ober-Collegio Medico D. Jäschke in Berlin) unterschied genau dadurch die Art der Krankheit, und wußte am zweyten Tage danach voraus zu sagen, ob man Pocken oder Masern, oder Frieseln, oder Ritteln, oder Scharlachflecken zu erwarten habe? Ob ein Ausschlag vom Scharbock oder venerischen Gifte herrühre? Diese feine Sinnlichkett muß man doch in ihrem nicht geringem Werthe lassen; und wie will man seine Sinnwerkzeuge bis zu dem Grade von Schärfe ausbilden, als durch öftere Besuche an den Krankenbetten?

Bey dieser Uebung in praktischen Geschäften muß der Arzt alle seine gesammlete praktische Aufmerksamkeit theils auf den Kranken, theils auf sein Uebel richten, dessen Zeichen gehörig beobachten, und von Tage zu Tage sich die besondern Veränderungen in einem Journal anmerken. So bald sich ein Arzt in einem Orte niederläßt, muß er sich bemühen, denselben gehörig kennen zu lernen und seine Naturgeschichte sowohl als die Sitten seiner Einwohner studiren. Er muß die Höhe und Breite, die Beschaffenheit des Bodens, der Wässer, der gewöhnlichen Nahrungsmittel, der häufigsten Winde, die besondere Einrichtung der Gebäude, die Sitten und die

Lebensart der Einwohner sich bekannt machen. Es ist durch unläugbare Thatsachen bestättigt, daß die mehrsten epidemischen Krankheiten von der Beschaffenheit der Luft und des Wetters abhängen; so werden nach Hoffmanns Bemerkung im Herbste häufige Ruhren bemerkt, wenn der vorhergegangene Sommer sehr heiß war, wiewohl man sie auch dann erwarten muß, wenn sehr heisse Tage mit kalten Nächten, oder überhaupt heisse Witterung mit kühlerer schleunig und oft abwechselte. Jede Witterungsart hat ihre eigenen Krankheiten; in Wintern, da Frost und Thauwetter sich oft und kurz nach einander folgen, wie in dem itzigen (1782) bemerkte ich den gallichten Seitenstich, im vorhergehenden nassen Herbste rhevmatische Fieber, in andern sehr kalten Wintern Scharlach- und andere Ausschlagsfieber mit Bräunen, in den lezten Wochen mäßig heisser Sommer gewöhnliche Gallenfieber; die allgemeine Staupe des Frühlings dieses Jahrs will ich nicht einmal anführen. Jeder Ort, jedes Land hat denn seine eigenen Epidemien. Hoffmann sagt, daß hitzige Krankheiten in Westphalen selten, und kalte Fieber desto häufiger sind; in Ungarn wütet das nach diesem Lande benannte Fieber; in England Milzsucht, Lungensucht, das Kerkerfieber; in Holland die Rhevmatismen, in den Seestädten und auf den Schiffen der Schaarbock, in den Lägern

und Feldlazarethen nehmen alle Krankheiten wenigstens etwas von fauligter Art an. Lungenentzündung und Seitenstich sollen nach Hoffmanns Versicherung, in Ungarn, Pohlen und Westphalen sehr häufig seyn. In Pohlen wird ausschliessend der Weichselzopf (plica polonica) getroffen; In kalten Gegenden überhaupt bemerkt man Lähmungen sehr häufig; ich selbst habe sie da gefunden, wo warme mit kalter Witterung sehr oft abwechseln.

Die Lebensordnung ist fast in jeder Stadt und Provinz verschieden. Hier genießt man mehr weiche, da mehr harte Kost. In Hamburg trinkt man bey harter Kost und viel geräuchertem Fleische und Fischarten, Wein und Thee. In Niedersachsen, Pommern, Westphalen, der Churmark führt man dieselbe Diät, ißt Schinken und Braunschweigische Wurst roh, (da man hingegen in Sachsen solches überall kochen läßt) hingegen trinkt man mehr Bier und Brantewein, als Wein und Thee. Die eigene Art der Biere verdient ebenfalls Betrachtung. Ich will davon nur Eine Provinz zum Beyspiel anführen. In der Altmark sind sieben Städte, deren Biere ungemein verschieden sind. In Stendal hat man ein dickes, aber süßlichtes Braunbier; in Tangermünde das berühmte bitter Bier, in Garlegen das der Mumme nahekommende sehr süsse Bier, Garlei genannt, in Osterburg trinkt man vielen Breyhan, der sehr

gut, nemlich klar, säuerlich und wohl gegohren ist, u. s. f. Alle diese Biere machen doch auch verschiedene Anlagen zu Krankheiten, und nach meiner Erfahrung befinden sich alle Leute bey einem Mannheimer Tischbier am besten. Zu bemerken ist noch, daß sich die Sitten und die Kochart einiger Städte in einigen Jahren sehr schnell umgeändert haben. Es ist noch nicht sehr lange, daß man in Berlin die französische Kochart so ausgebreitet findet, aber ich selbst weis mich noch sehr wohl der Zeit zu erinnern, da man in einigen Mittelstädten die feinen Speisen, die jetzt bey jedem Gastmahle aufgetragen werden, noch kaum dem Namen nach kannte. Es werden eigene langwierige Uebel durch verschiedene Speisen erzeugt, allein, wenn man darauf merkt, so wird man da mehr verstopfte Drüsen finden, wo diese feinern Speisen erst eingeführt werden, als wo man schon seit Menschenaltern daran gewöhnt ist.

Die Untersuchung der Wässer seines Distrikts sollte ein Arzt, der sich darinn niederläßt, zu seinen ersten Pflichten zählen. Hippokrates ist uns darinn mit seinem Beyspiel vortreflich vorgegangen. Der Einfluß desselben ist sehr wichtig, und in so fern man auch nur gemeines Wasser zu Heilendzwecken innerlich und äusserlich anwenden will, hat man auf diese Umstände eben so sehr Rücksicht zu nehmen. Wasser in einem sandigten Boden und in Felsen ist besser, als das in

Sümpfen, welches mit vielen schädlichen Theilen überladen ist, die im Felsengrunde nicht vorhanden sind, im Sandlande aber durch das Sand abgeseigert werden. Berlin hat vortrefliches Wasser. Es hat eine gewisse Härte, und mit derselben die Elasticität, die die Getränke haben müssen, ohne mit unentwickelter Luft, oder Schwefel- und andern Theilen überladen zu seyn; man bemerkt auch in seinem Quellwasser keine Spuren von todten Insekten und dergleichen; es hat kein Salz, keine Vitrioltheile, die Erde, die es absezt, ist nicht mohrigt, sondern ein reiner Sand, die Speisen werden bald und leicht mit demselben weich gekocht.

Man hat seit dem Hippokrates, der doch die Bahn gebrochen, die Erforschung und Untersuchung der Gegenden beynahe ganz vernachläßigt, und die Ausübung hängt doch beynah zur Hälfte davon ab. Ja es kommt selbst bey der eigenen Empfänglichkeit der Kranken in dieser Gegend vor einer andern auf die bisher ausgeführten Umstände ungemein an. Ich kann mich nicht genug wundern, wenn Herr Zimmermann mit der ihm eigenen diktatorischen Art (wie mir in der Arzneykunst doch ein Diktator vorkommt) diesen Einfluß ganz abläugnet, den das Klima in die Heilart und in die Wirkung der Arzneymittel hat. In Holland gab Börhaave einem vom Schlag getroffenen Mann sieben, und allen Ruhrkranken drey Gran Brechweinstein, wir

haben in jenem Fall an drey, und in diesem an anderthalb zur völligen Genüge. Die Lustseuche, die sich in den heissen Gegenden mit Guajakholz vertreiben läßt, weicht im kalten Norden kaum nach Unzen innerlich gebrauchten Quecksilbers. Ein Pommer, dessen feste Theile von harter Kost und dickem Bier gewebt sind, will in einer und derselben Krankheit ganz anders behandelt seyn, als ein Herrchen vom Hofe, das vom Winde gelebt hat, und mit Bonbon und Makaronen aufgefüttert ist.

Allerdings gehört zur ausübenden Arzney-kunst vorzüglich die Untersuchung der einzelnen Personen, die durch jene allgemeine nur vorbereitet und erleichtert werden soll. Ein grosser Theil von Kranken weis schon selbst, daß ihm dies oder jenes Mittel besser oder schlecht bekomme. Eine Kranke, die mein Vater behandelte, ward nach dem Gebrauch der Manna jedes Mal fallsüchtig. Man muß oft wissen, ob jemand eine Krankheit zum erstenmal habe, oder ob er sie schon öfter gehabt habe, und wie er in diesem Fall zum erstenmal davon befallen, und dann daran geheilt worden sey? ob er sich leicht erbreche, zum Schweiß geneigt, ans Aderlassen gewöhnt sey? Wie der Bau seiner festen, die Mischung seiner flüßigen Theile, von welchen Gemüthskräften, Neigungen, Leidenschaften und Gemüthsart er sey? Kann der Kranke selbst die nöthige Aufklärung nicht geben, so kann man sie vielleicht von

seinen Angehörigen, Freunden, Eltern erhalten. Ein Arzt, der einen Körper schon lange behandelt hat, verdient daher allemal mehr Zutrauen, als ein neu hingerufener, und wenn ich als ein Arzt, dessen Geschäfte in ihrem Wachsthum sind, auch wider mein Interesse rede, so ist's doch wahr, daß Kranke bey ofterm Wechseln ihres Arztes nicht gut fahren.

Die Kunst, den Kranken auszufragen, sollte ordentlich studirt werden. Albern ist's, wie sich mancher Arzt dabey nimmt. Manche gute Regel kann man sich aus praktischen Büchern abstrahiren, auch ist's wohl werth, manchem alten Arzt seine nicht gemeine Kunst wo möglich abzulernen. Man versäume nicht, gute Beobachtungen nachzulesen. Beym Lesen aber merke man wichtige Fälle auf ein Blatt, lege solches Blatt in ein für die Arzneykunst oder auch wohl für diese oder jene einzelne Krankheit besonders bestimmtes Fach, um nachmals alles, was man gelesen, nebst seinen eigenen Reflexionen, die man auf gleiche Weise aufbewahret hat, bey mehrerer Musse ordnen und benutzen zu können.

Vorzüglich unterlasse man, wenigstens im Anfange der Ausübung nicht, seine eigenen Erfahrungen aufzuzeichnen. So oft man einen Kranken bekömmt, merke man seinen Namen, Alter, Geschlecht, Leibesbeschaffenheit, Lebensart, Stand, itzige Krankheit, nebst

ihren Zeichen und ausserwesentlichen Erscheinungen, die Veränderung der Krankheit mit jedem Tage, wie sie bemerkt worden, die verordneten Arzeneyen und ihre Wirkung an. Wenn man mit einem Kranken eine Kur angefangen hat, muß man ihn während derselben öfters besuchen, um die Wirkung der gegebenen Arzeneyen gehörig beobachten zu können; man muß den Aderschlag genau bemerken, und keinen Umstand vergesse, der sich kurz vor den kritischen Tagen zugetragen hat, oder an denselben selbst bemerkt worden.

In den ersten praktischen Jahren eines Arztes ist es nicht übel gethan, selbst die Arzeneyen auszugeben. Wenigstens thut es gute Dienste, wenn er vollständige Kenntnisse von pharmazevtischen Geschäften besizt. Dazu gehört, daß er nicht nur die einfachen Arzeneyen vor einander kennt, sondern daß er auch von der Art, sie zuzubereiten und zusammenzusetzen, unterrichtet ist, denn er sezt sich sonst gegen den Apotheker herunter, wenn er ihn seine Blösse merken läßt. Vor Fehlern in Rezepten, die dem Apotheker auffallen könnten, muß er sich sorgfältig hüten. Zum Exempel, wenn er ein Arzneymittel, das schon in einer zusammengesezten Mischung befindlich ist, in der Formel noch einmal verschreibt. Wenn dem Arzt gar die Nach-

suchung der Apotheken aufgetragen wird, so sezt man bey ihm voraus, daß er nicht nur die einfachen, sondern auch die zusammengesezten Arzeneyen vom Ansehn kenne und sich auf ihre Güte und deren Beurtheilung aus ihren Zeichen verstehe. Auf der Akademie kann sich ein künftiger Arzt als Studirender dabey sehr zu Hülfe kommen, wenn er seine Wohnung bey einem Apotheker nimmt, der in Ruf steht, da er dann die Freyheit haben kann, so oft er nur will, bey den pharmazevtischen Zubereitungen zugegen zu seyn. Schriftsteller, die über die Pharmazie geschrieben haben, sind dabey nicht zuvernachläßigen, selten sind die von Apothekern selbst entworfenen Lehrbücher sehr brauchbar, wiewohl in neuern Zeiten manche dieser Männer sich besonders auszeichnen, als die Herren Andreä, **Meier**, **Wiegleb** und hier in Berlin Herr **Klapproth**, von dem sich im ersten und dritten Stück der allerneuesten Mannigfaltigkeiten eine sehr gute Abhandlung von den Phosphoren befindet. Zuweilen findet man bey den Dispensatorien eine Anweisung zur Sammlung und Bereitung der Arzeneyen, die von einem ganzen Medicinalcollegio bearbeitet und daher mehrentheils aller Empfehlung werth sind.

Noch eins, was die Apotheker betrift. Es ist nöthig, daß man auch weis, was in einer

Apotheke gebräuchlich ist, und nach der Vorschrift des Dispensatoriums darinn befindlich seyn muß, und sehr nützlich, wenn damit noch eine Kenntniß von dem Preise der Arzneymittel verbunden ist. Es trift sich oft, daß man von Kranken aus allen Ständen, und gewiß nicht blos von den Armen um den Preis einer Arzney befragt wird, da es denn doch gut ist, wenn man ihn weis.

Ueber das Ausgeben der Arzeneyen erinnern wir noch, daß eigentlich unsre Meinung nicht sey, ein Arzt in grossen Städten sollte sich seine eigene Officin im Hause halten. Fürs erste ist solches nach den Medicinalgesetzen der mehrsten Staaten den Aerzten untersagt, es benimmt auch den Aerzten, da sie doch wenigstens die Aufsicht führen müßten, die Zeit, die sie zur Ausübung selbst vortheilhafter verwenden können. Unsre Absicht ist nur die, daß sich jeder Arzt, wie es ihm auch frey steht, einige eigene Formeln halte, wobey es aber wieder am rathsamsten ist, die zusammengesezte Arzeney in eine Apotheke hinzugeben, da man sich aber den Ertrag aus andern Gründen nie berechnen lassen muß. Denn wenn man vom Kranken für gelieferte Arzeneyen Geld abfodert, so verliert man auch sein ganzes Ansehn. Man ist auch auf alle Fälle, wenn sich ein trauriger Ausgang oder sonst ein bedenk-

licher Umstand, der verlautete, ereignen sollte, ausser aller Verantwortung, wenn man in der Apotheke die verschriebenen Formeln nachweisen kann. Denn es könnte kommen, daß böse Leute, oder mißgünstige Kollegen die Ursache des Todes auf eine verordnete Formel schieben wollten, da es denn doch sehr gut ist, wenn dieselbe der Prüfung offen stehet, und der Arzt die Schuld gänzlich von sich ablehnen kann, die alsdann, wenn die Arzeney wirklich etwa Schuld gewesen wäre, auf den Apotheker allein fällt. Einige Arzneymittel aber muß ein Arzt immer bey sich in seinem Hause haben. Denn theils ist es gut bey vorkommenden Reisen über Land mit einer Hausapotheke versehen zu seyn, theils kann der Arzt in der Geschwindigkeit oftmals mit seinem Vorrath helfen, auch bleibt ihm dadurch frey, Armen, so viel seine Umstände zulassen, unentgeltlich und zugleich ohne viele Kosten mit Arzeney zu versehen. In kleinen Städten aber, wo gar keine, oder doch sehr schlecht eingerichtete Officinen sind, wird es Niemand einem Arzt verdenken, daß er selbst die Arzeneyen ausgiebt. Die Münsterschen Medicinalgesetze, die so viel Nachahmungswürdiges enthalten, zeichnen sich auch dadurch aus, daß sie dergleichen kleine Apotheken zulassen, aber auch, wie in andern Staaten nicht ist, Vorschriften zur Erhaltung der guten Ordnung in derselben, geben.

Neunte Regel. Der Arzt muß chirurgische Kenntnisse besitzen. Die Wundarzneykunst ist eine der wichtigsten Theile der Medicin, und ist zwar schon seit fast undenklichen Zeiten ein vom Hauptstamm abgesonderter Zweig; allein sie ist eine sehr schätzbare Disciplin, und derjenige Arzt ein sehr schlechter Arzt, der nicht wenigstens chirurgische Semiotik besitzt, und das ganze Verfahren, ausgenommen, wo es auf Handgriffe ankommt, zu bestimmen weis. Daß ich die mechanischen Geschäfte der Chirurgie hier ausnehme, geschieht nicht aus Geringschätzigkeit dagegen, sondern weil es nur sehr wenig Aerzte giebt, die es im Manual zu einer erträglichen Fertigkeit gebracht haben, ich selbst gehöre nicht zu der Zahl derer, die beyde Zweige der Arzneykunst in ihrer Gewalt haben. Indessen giebt's eine gewisse Klasse von Wundärzten, die man ihrer übrigen eingeschränkten Kenntnisse wegen als subaltern von den Aerzten ansehen muß, und um diese bey vorkommenden Umständen zu leiten, wird doch wenigstens theoretische Einsicht erfordert. Diese läßt sich aber schwerlich durch Bücher erwerben, sondern die Erfahrung allein ist sichere Führerin. Der Arzt sollte daher keine Gelegenheit versäumen, wichtigen Operationen beyzuwohnen. Berlin und verschiedene grosse Städte geben dazu sehr schöne Gelegenheiten. Die französischen Wundärzte verdienen zwar nicht

allen den Glauben, den sie sich anmassen, aber sie sowohl als die holländischen und englischen, haben doch noch immer Vorzüge vor den mehrsten Teutschen, wiewohl unsere Plenk, Richter, Boitus, und andere auch wieder den mehrsten unter jenen vorgehen. Vortheilhaft ist es, in mitlern und kleinen Städten, wenn sich die dortigen Aerzte mit den wichtigsten Instrumenten versehen. Denn einst konnte ich selbst in Berlin bey Gelegenheit der Rettung einer Ertrunkenen nicht einmal einer Tobacksrauchsklistirmaschiene habhaft werden.

Zweytes Kapitel.

Von medicinischen Hülfsmitteln.

Erstes Mittel. Eine ausgesuchte Bibliothek.

Zweytes Mittel. Gewisse Tagebücher. Ich setze freylich voraus, daß ein Arzt seine Kunst nicht ums Tagelohn treibt, denn solchen dienstbaren und an das blos Einträgliche ihres Standes gefesselten Seelen liegt freylich nicht daran, ob sie mit der Kunst zunehmen, oder aber zurück, und da stehen bleiben, wo sie zu weiland ihres Herrn Professors Zeiten war. Aerzten aber, die wissen, daß ihre grosse Kunst nie, selbst von einem Nestor nicht ausgelernt werden kann, wird es nicht unangenehm seyn, wenn man ihnen diejenigen Mittel, die von einem grossen Arzte zum ununterbrochenen Wachsthum in der Kunst vorgeschlagen worden, bekannt macht, oder doch in Erinnerung bringt. Ein Tagebuch nun ist für Versuche bestimmt. In diesem werden alle diejenigen Arzeneyen, die der Arzt zum ersten Male anwendet, und entweder alt, oder auch neu sind, angemerkt, und die beobachteten Erscheinungen und Veränderungen angezeigt. Es ist recht gut, und hat seinen Nutzen, wenn man Zeit genug hat, auch die Veränderungen des Wetters und der Luft

täglich und zu mehrern Stunden des Tages zu beobachten, weil sich wohl daraus Folgerungen herleiten lassen; jedoch ist es auch nöthig, in einem gewissen Zeitraum, da besondere Winde geherscht haben, oder die Witterung auch sehr abwechselnd gewesen ist, die Krankheiten, die zu derselben Zeit am häufigsten wüteten, mit anzuzeigen. Dies ist der Fehler bey den mehrsten Wetterbeobachtungen, und nach meiner Meinung die Schuld, daß man aus den Edinburgischen, Breslauer und Nürnberger Wettererfahrungen so wenig praktisch brauchbares schliessen kann. Der Hauptnutzen dieser Erfahrungen besteht in der Vorherbestimmung, da man durch dieses Hülfsmittel manches mit Gewißheit versichern kann, worüber andere sich nur zweydeutig und unbestimmt erklären können. Wer sich mit der Chemie beschäftigt, wird in eben das den Versuchen gewidmete Buch seine Erfahrungen von seltenen Processen eintragen. Zarte Hände zeigen auch einen Zögling in der Chemie an, und wer also vor dem Kohlenruß keinen Abscheu hat, der wird immer mehr brauchbare Arzeneymittel aus seinem Laboratorium zu behalten suchen. Die Chemie an sich entfernt einen praktischen Arzt nur zu sehr von seinem Hauptzweck, und so nützlich es für die Kunst ist, wenn durch die Chemie immer mehr Gewißheit über die Bestandtheile unsrer gesunden und kranken Säfte, und über die Anfänge in den Arzeneyen verbreitet wird: so sind diese

Verſuche doch zu mühſam, ſie erfordern ihren ganzen eigenen Mann — Zweitens muß man ſich auch ein praktiſches Tagebuch halten. In dieſem muß er die Mühe nicht ſcheuen, die Veränderungen, ſo er bey ſeinen Kranken täglich befunden, und was er dagegen als Arzt gethan habe, mit möglichſter Sorgfalt und Genauigkeit anzumerken. Wenn auch dieſe mehrere Gewiſſenhaftigkeit auch alles wäre, was der junge Arzt vor dem Alter beſitzt, ſo ſollte ſchon dieſes allein hinreichend ſeyn, ihm das Vertrauen des Publikums zu verdienen. Dieſes praktiſche Tagebuch wird in nicht gar langer Zeit ein unſchätzbarer Schatz von Beobachtungen geworden ſeyn; denn wahr bleibts doch, das nichts an Werth übertrift, was wir mit eigenen Augen geſehen haben. Solch ein Buch hat auch noch den Nutzen, daß wenn nach vielen Jahren vielleicht derſelbe Kranke wieder unſere Hülfe verlangt, wir uns einen groſſen Theil der Mühe erſparen, und bey dem Kranken deſtomehr Vertrauen und Folgſamkeit zuwege bringen können.

Drittes Mittel. Gemeinſtellen. Baco von Verulam, ein Mann deſſen Wort Aufmerkſamkeit verdient, denn er war einer der gröſten Gelehrten, den die Welt geſehen hat, und einer der Reformatoren in der Philoſophie, empfiehlt die Gemeinſtellen jedem Gelehrten. In der That erleichtern ſie das Gedächtniß und

schärfen den Verstand. Solche Gemeinörter finden immer, wenn man sie nur hat, Gelegenheit, sehr glücklich angewendet zu werden. Wie wahr sagt z. B. Hippokrates: Die Kunst ist überaus lang, das Leben eines Menschen nur kurz; es ist schwer, richtig zu urtheilen, aber die Lage der Sache erfordert Entschlossenheit, und der Versuch ist doch nicht ohne Gefahr.

Viertes Mittel. Ein besonderes Buch für Aufsätze aus der Gerichtlichen Arzneykunde. Ich läugne nicht, daß mich meine Neigung ganz vorzüglich zu den öffentlichen Geschäften der Aerzte hintreibet, so wenig Aussicht ich vor mir habe, mich jemals diesem Theile der Kunst ausschliessend, wie ich's möchte, widmen zu können. Berlin ausgenommen (denn hier können sich nur die wenigsten Aerzte mit gerichtlichen Geschäften einlassen) wird der Arzt öfters Gelegenheit finden, für die Gerichte zu arbeiten. So wichtig diese Geschäfte sind, so selten findet man einen Arzt, dessen Aufsatz allen Foderungen genügt. Jeder Arzt, dem ein Gutachten abgefordert wird, muß daher nicht nur alle der Wichtigkeit des Zwecks angemessene Mühe und Sorgfalt anwenden, den streitigen Punkt so hell und deutlich, als es in einem medicinischen Geschäfte nur möglich ist, ausser Zweifel zu setzen, und zur Gewißheit zu bringen; sondern er wird wohl thun, dergleichen Gutachten für sich zusammen zu tragen, weil solche Sammlungen immer zu

ihrer Zeit ihren Nutzen einmal haben. Ich schlage vor, dieses Buch in mehrere Rubriken zu theilen. Die eine würde Gutachten über todte Leichname, die zweite über todte Kinder insbesondere, die dritte über blosse Verwundungen, die vierte über eheliche Untersuchungen, die fünfte über die Gemüthszustände, und die sechste über vermischte Rechtsfragen enthalten, z. B. ob eine gewisse Person neuerlich gebohren habe? ob in einer vorgelegten Mischung Gift enthalten. — Andern Physikatsgeschäften sollte ein eigenes Buch gewidmet seyn, das wieder seine Abtheilungen enthielte, als von Prüfungen untergeordneter Medicinalpersonen, von Apothekenvisitationen, von Epidemien des Viehes, Materia Medika fürs Vieh, und dergleichen. In ein solches Buch sollte man zugleich ein Verzeichniß aller Schriften über Gegenstände des Fachs, so weit man sie auftreibt, und allerley Auszüge, die der Aufbewahrung werth sind, eintragen, da die brauchbaren Materialien der medicinischen Polizey sehr zerstreut umher liegen.

Fünftes Mittel. Eine wohlgeordnete Anwendung und Eintheilung seiner Zeit. Alles hat seine Zeit, sagt ein sehr weiser Schriftsteller, der aber freylich selbst eben kein weiser Mann war. Indessen ist der Ausspruch um nichts minder wahr. Es kommt ungemein viel darauf an, daß man sein Studiren gehörig einrichtet.

Nicht blos auf gewisse Jahreszeiten, sondern auf einzelne. Des Tages muß man dabey Rücksicht nehmen, und sich in die Zeit schicken. Der Frühling, dessen gemäßigte Luft die Kräfte die mehrere Monate lang unthätig verborgen gelegen hatten, aufweckt und in Wirksamkeit setzt, der den Gewächsen Leben, und den Thieren Munterkeit giebt, hat einen ungemein merkwürdigen Einfluß auf die Gemüthskräfte denkender Menschen. Wer den ganzen Winter hindurch aufs mühsamste gesammlet hatte, kann unmöglich seinen fesselfesten Fleiß im Lenze fortsetzen. Der Mann, der ganz Gedächtniß war, wird im Frühjahr denken lernen. Alle Arbeiten des Frühlings tragen ein offenes heiteres Aussehen; Scharfsinn, Witz, Einbildung, Gefälligkeit im Ausdruck sind die Eigenschaften, mit denen der Gott der Musen die Gelehrten Kinder des Frühlings beschenkt. Wenn ich nachdenken will, muß meine Seele heiter, ruhig, still seyn, es muß eine gehörige Menge von Lebensgeistern in den Werkzeugen der Empfindung die Fibern zu lebhaften Handlungen wecken. Wer Talente zum Schriftsteller hat, und mit Beyfall schreiben will, schreibe im Frühling. Ihm kommt die Morgenröthe unter den Tages Stunden am nächsten, auch ist sie der Lenz des Tages. Sie erquickt den Leib und macht die trägen Sinne wieder munter und lebhaft. Der Sommer ist für die Botanik; Arbeiten die Nachdenken erfodern,

vertragen sich nicht mit ihm, denn die Hitze entzieht dem Körper zu viel Lebensgeister. Allein der langen Tage wegen ist diese Jahrszeit sehr bequem zu gelehrten Reisen, zu Erholungen, zu Unterredungen mit Gelehrten und zu oftmaligen Krankenbesuchen. Der Herbst könnte zur Wiederholung und zur Ausfüllung mancher Lücken angewandt werden, er kann die eigenen Gedanken, die die Lebhaftigkeit der Lebensgeister im Frühlinge erzeugt, ordnen, und in ihre Fächer bringen. Die Abendstunden sollten der Lektüre gewidmet seyn. Die Wahl muß freylich dem Geschmack eines jeden überlassen bleiben; wir hoffen aber, daß fade Romanen, französische Witzeleyen, und andre der Arzneykunst nicht nur ausserwesentliche, sondern zuwiderlaufende Dinge nicht das Gehirnmark eines Arztes mit Vorstellungen anfüllen werden, die sich zu einer ungelegenen Zeit seiner Seele aufdringen möchten.

Die bekannte Sache, daß man Gegenstände, die man dem Gedächtniß besonders anvertraut wissen möchte, am besten vor dem Schlafengehen sich einprägt, weil man es denn am besten behält, erinnern wir hier darum, weil mancher Arzt sich seiner ersten Jahre, da man blos auf Kultur dieser Seelenkraft bedacht war, nicht zu erinnern scheint.

Wer sich mit chemischen Arbeiten abgiebt, wählt am liebsten dazu den Winter, weil man in dieser Jahreszeit die Gewalt des Feuers leicht-

ter verträgt und die zur Bequemlichkeit eingeheitzten Stuben auch zu chemischen Absichten angewandt werden können, indessen wird man daben die nöthige Vorsicht nicht verabsäumen müssen. Wer sich mit eigener Verfertigung gewisser Arzeneymittel abgiebt, kann auch diese Jahreszeit vor dem Sommer erwählen, der zu viel andere Zerstreuungen mit sich führt.

Eine wohlgeordnete Vertheilung seiner Zeit trägt sicher zur Vervollkommnung der Erkenntniß und zum praktischen Glück eines Arztes das Ihrige bey. Wer alles zu rechter Zeit beliebt, kann in dem engen Zeitraum eines Jahres mehr vor sich bringen, als andere oft in vielen Jahren bey ihrer Unordnung können.

Drittes Kapitel.

Von den besondern zum guten Ruf eines praktischen Arztes nöthigen Eigenschaften desselben.

Erste Vorschrift. Der Arzt muß in seinem Betragen nicht stolz seyn. Ich drücke diese Regel lieber so aus, und nicht, wie Hoffmann, der von einem Arzte Demuth fodert. Man verwechselt die Demuth gar zu leicht mit einem niedrigen Betragen, und da nach meinem Begriff von Weltklugheit, zum Glück eines Arztes mehr gehört, als die Einnahme baaren Geldes, da es eine gewisse Achtung bey seinen Zeitgenossen, innere Zufriedenheit, herzliche Dankbarkeit geheilter Kranken, voraussezt: so bin ich nicht der Meinung, daß ein Arzt eine gewisse Demuth affectiren soll. Mein ganzer Rath schränkt sich darauf ein, daß jedermann seinen Charakter treu bleiben, durchaus aber kein stolzes Betragen an sich nehmen müsse. Die Charakter sind überhaupt sehr verschieden, aber der Geschmack des Publikums ist's auch. Die mehrsten Kranken sehen es zwar gerne, daß man sich mit ihnen über ihren Zustand unterredet, und das Vertrauen Sterbender hab' ich mir oftmals mehr durch christliche Gespräche, als durch Arzeneyen erworben. Manchen aber dünkt ein Mann, der viel spricht, ein Schwäzer zu seyn.

und daher ist's gut, wenn ein Arzt, bevor er seinen Kranken kennt, lieber wenig, aber dies Wenige mit Bestimmtheit und Präcision sagt, überhaupt aber doch auch alles Geschwätz vermeidet. Durch mehrere Uebung erwirbt er sich erst die seltene Gabe, nicht zu wenig und nicht zu viel zu sagen, ein Talent, das mancher praktischer Greis noch nicht erlangt hat, auch nicht erlangen konnte, weil es ihm an dem wahren Genie der Weltklugheit fehlet. Ich liebe die Regeln nicht, bey denen man, freylich den Umständen nach, gar zu viel Ausnahmen machen muß. Der Abt Vertot bewies die Religion durch Thatsachen; La Metrie eben durch Thatsachen die wahre Unnützlichkeit aller eigentlichen Theile der Arzneykunst; und auf diese Art würde es auch mir nicht schwer fallen, durch Thatsachen jedes Laster und jede Tugend dem Arzt als nothwendig zu bekunden; da nicht leicht von beyden eins übrig bleibt, wodurch nicht irgend ein Arzt einmal sein Glück gemacht hätte. So gereicht dem Einen sein Stolz, dem andern seine kriechende Demuth, dem dritten seine falsche Hofpolitesse, dem vierten seine Zurückhaltung und finstere Mine, dem fünften seine affrontirende Kälte, zur Empfehlung. Wenn man aber den Durschnitt macht, so wird derjenige die mehrste Liebe besitzen, der mit jedermann sich ins Gespräch einläßt, und überall zeigt, daß er sich seines wahren Werths, der folglich relativ ist, bewußt sey, und dem Gros-

sen der Erde mit der ihm gebührenden Achtung, ohne Niederträchtigkeit, und dem Geringern ohne jene zurückschreckende Kälte, aber auch ohne Vertraulichkeit, begegnet. In grossen Städten sieht man etwas aufs Aeussere. Nach diesem Geschmack in der Equipage sowohl, als in der eigenen Kleidung, muß sich also der Arzt bequemen, nicht den Sonderling machen, noch sich durch eine verächtliche Behandlung dessen, was der Gebrauch, die Sitten und der Geschmack seiner Zeit so zu sagen geheiligt haben, auszeichnen. Eine zu grosse Pracht aber erweckt ihnen Neider und Mißgünstige, und niemand steht ja so sicher, daß er nicht fallen könne; der Fall von der Höhe aber ist denn doch der schrecklichste und der gefahrvolleste. Man beleidigt die Gesetze des Publikums nie ungestraft, und diese scheinen dem Arzte ein gewisses Milieu in Absicht seines Ranges sowohl, als seines Aufwandes vorgeschrieben zu haben.

Zweyte Vorschrift. Der Arzt muß verschwiegen seyn. Seinem Arzt und seinem Beichtvater soll man nach dem bekannten Sprüchworte nichts verschweigen, allein Beyde müssen auch durch Verschwiegenheit dieses Vertrauen, so sie fordern, verdienen. Es ist vielen Kranken beyderley Geschlechts daran gelegen, daß nicht jedermann eben ihre Krankheit erfahre. Die Grossen, als regierende Herren, Prinzen, Minister, Generale, verlangen es oft als eine der

heiligsten Pflichten, daß der Arzt ihre Krankheit überhaupt, oder die besondere Art derselben, oder die Gefahr, in der sie sich befinden, verschwiegen halte. Mancher andere will es nicht wissen lassen, daß er etwa die goldne Ader, einen Bruch, einen Tripper, oder andere venerische Krankheiten, das Podagra, ein Fontanell, und dergleichen habe; besonders verlangt das Frauenzimmer mehrentheils eine eigene Verschwiegenheit über diejenigen Uebel, womit solches befallen ist. Bako sagt, die Menschen freuen sich entweder über ihr eigenes Glück, oder aber anderer Leute Unglück, und Niemand hat doch eine solche Schadenfreude, die dem menschlichen Herzen leider! nur zu sehr eigen ist, gerne.

Ausserdem aber, was eigentlich zum Geschäfte des Arztes gehöret, bekommt er auch Gelegenheit, manche Familiengeheimnisse zu erfahren, weil er die Menschen da findet, wo alle Verstellung und aller Zwang aufhören. Es würde schändlich seyn, wenn ein Arzt von geheimen Dingen, die er auf solche Weise in Erfahrung bringt, den geringsten Gebrauch machen wollte.

Dritte Vorschrift. Ein Arzt, der sich aufdringt, oder anbietet, macht sich verächtlich. Das muß weder durch sich selbst, noch durch andere geschehen. Es giebt zwar viele Leute, deren ganze Sorge darinn besteht, den Kranken zu erkennen zu geben, wie gerne sie sie bedie-

nen (über den Ausdruck!) möchten, und die sich denn daher alte Weiber miethen, um den Herrn Doktor bey aller Gelegenheit auf die Bahn zu bringen und aufs beste anzupreisen. Und was ist die Folge? Die Erfahrung lehrt sie zur Genüge, denn das durch so unrühmliche Mittel erworbene Ansehn und Ehre dauren nicht, und fallen bald, besonders, wenn es gar bekannt wird, und die Geschicklichkeit des angepriesenen Mannes nicht mit den Lobsprüchen übereinkömmt. Die Geschicklichkeit empfiehlt sich selbst. Ein guter Wein bedar keines aushängenden Epheustrauches. Sein Licht leuchten zu lassen vor den Leuten, es dahin zu stellen, wohin es gehöret, auf den Leuchter, nicht unter dem Scheffel, räth zwar schon der weiseste unter den Menschen, und man kann es daher dem Arzt nicht verargen, wenn er sich als einen geschickten Mann bekannt zu machen sucht. Denn dem Arzt hilft, wie allen Gelehrten, mehrentheils sein Wissen nichts, wenn's die Leute nicht wissen, daß er was weis. Aber schändlich und unrühmlich bleibt's immer, seine eigene Dienste anzubieten, einen andern Arzt in Gegenwart der Kranken herunter zu machen, selbst, wenn das Verfahren des Arztes auch wirklich nicht recht wäre und Tadel verdiente. Allein, dann kann ihm sein Fehler vorgestellt und bewiesen werden, nur zur gehörigen Zeit und am rechten Orte, nicht am Bette des Kranken. Der Kranke glaubt gewiß nicht,

daß eine solche Anmahnung und Zurechtweisung um seines Besten willen geschehe, sondern er wird vielmehr bewogen zu glauben, daß der Tadler nur um eigenen Nutzens willen solches thue. Und dadurch kann denn derselbe, so gut er seine Sachen zu machen dachte, sich um die Freundschaft und das Zutrauen des Kranken bringen.

Vierte Vorschrift. Ein Arzt muß zu aller Zeit und Stunden bey der Hand seyn, und seine Schlafstunden im Nothfall aufwenden, um einen Menschen zu retten. Er muß nicht wie eine alte Frau seyn, sondern, selbst zur Nachtzeit, sich munter, und nicht verdrossen, oder träge bezeigen. Wenn ihn jemand in der Nacht noch zu sich bitten läßt, muß er nicht lange ausbleiben, denn es kann ein sehr heftiger und dringender Zufall vorgekommen seyn, den er nicht vorausgesehen, und der doch schleunige Hülfe verlangt. Er muß daher so bald als möglich kommen und wissen, daß es sich gar nicht schicke, wenn er in der Nacht aus sechszig Kleiderschränken erst kostbare Kleidung zusammen holen läßt, ehe er den Kranken besucht, oder aus Bequemlichkeit wohl gar das Verbot giebt, jemand herein lassen, der des Nachts klopft.

Fünfte Vorschrift. Das hauptsächlichste ist: zu rechter Zeit zu kommen, und für alles die nöthige Sorge zu tragen. Das kann der Arzt theils durch seine persönliche Gegenwart,

theils auch durch Arzeneyen ausrichten, besonders, wenn er in bösartigen Fiebern merkt, daß die Gefahr zunimmt, die er daher ungesäumt zu heben suchen muß. Zu wünschen wäre es freylich auch, daß die Kranken selbst diese Regel besser in Acht nehmen, und es nicht so lange verschieben möchten, ehe sie des Arztes Beystand begehren. Denn wenn sie geschwind genug darzu thun, so kann vielen Folgen abgeholfen werden, die nachher unvermeidlich sind, und den traurigsten Ausgang am Schluß haben. Vergeblich sucht man nach Arzneymittel, wenn das Uebel durch die Zeit selbst Kräfte gewonnen hat, suche daher gleich im Anfange Hülfe, sagt ein lateinisches Sprüchwort. Aber vergeblich spricht man davon, die Leute hören's nicht, und dann hat doch wohl der Arzt am Ende die ganze Schuld eines traurigen Erfolgs; denn sie, die Angehörigen, haben ja alles gethan, haben ja nicht ermangelt, den Arzt zu holen, — um ihrem Kranken die Augen zu zudrücken.

Sechste Vorschrift. Soll ich sie hersetzen, diese Regel? fast steh' ich an, aber manchen Arzt muß man auch an die bitterste Wahrheit erinnern; Der Arzt muß sich nicht betrinken. Einem ehrlichen Mann kann's freylich wohl einmal begegnen, daß ihm der Wein die Schwäche absieht, und seiner Vernunft Herr wird. Nach Celsus Rath muß ein jeder, der dauerhaft und gesund heissen und sich dabey er-

halten will, sich jährlich einmal einen Rausch trinken. Celsus kann Recht haben, nur der Arzt, dem jede Minute brauchbar seyn muß, kann denn nicht die Ehre haben, zu den Gesunden zu gehören. Wer also seinen guten Namen nicht Preis geben will, wer Gewissen hat, der hüte sich vor dem Trunk, denn die Vernunft erliegt unter der Herrschaft dieses Tyrannen, der ein schlechter Herr ist und uns unfähig macht, unsere schuldige Pflicht zu erfüllen, zumal, wenn zur Nachtzeit unser Rath begehret wird; denn ein Trunkener ist nicht aus dem Schlafe zu ermuntern, wenn derselbe ihn einmal übernommen hat. Und wenn er endlich erwacht, so ist er tummlich, weis nicht was er sagt, oder was er schreibt, und kurz, ein Arzt muß sich vor dem Trunk und vor den Freunden des Trunkes, wie vor der Pest hüten.

Siebente Vorschrift. Der Arzt muß ein mit Freundlichkeit vermischtes gesetztes Wesen annehmen, aber keinen Ernst oder Strenge beweisen. Dadurch wird also das gesezte Wesen nicht ganz untersagt, und widerrathen, sondern nur ein übertriebenes, das manchmal mürrisch genannt werden kann.

Achte Vorschrift. Der Arzt muß nicht parfumirt seyn, wenn er zu Kranken geht. Es schickt sich eines theils gar nicht für dem Arzt, den süssen Herrn zu machen, und zeigt von weichlichen und weibischen Sitten. Das kann man

denn aber doch vorzüglich sagen, daß verschiedene Frauenzimmer solchen Abscheu für wohlriechende Sachen haben, daß sie davon ohnmächtig werden.

Neunte Vorschrift. Man muß diejenigen, die sich der Kur des Arztes anvertrauen, mit möglicher Treue besorgen; diese Treue besteht darinne, daß man den Kranken so oft besucht, als es die Wichtigkeit seines Zustandes erfordert, und daß man ihm jedesmal die nöthige Arzeneymittel verordnet, auch dabey anzeigt, auf was für eine Weise sie gebraucht werden sollen. Dies aber kann wieder nicht geschehen, wenn nicht auch die Wirkungen der verordneten Arzneymittel genau untersucht werden. Einige Kranke haben die verkehrte und sehr schädliche Gewohnheit, zwey Aerzte anzunehmen; welches mehrentheils für sie nicht nur nicht den erwarteten Nutzen hat, sondern oft Gefahr nach sich zieht. Denn alsdann ist keiner von beyden in seinen Besuchen recht fleißig, weil niemand recht weis, wem er eigentlich gehöre. Was einer noch thun sollte, glaubt er, habe der andere schon gethan, oder wird es doch noch thun. Und so leidet dabey blos der Kranke, der durch zu grosse Vorsicht später seine verlohrne Gesundheit wieder erhält, als bey minderer geschehen wäre.

Zehnte Vorschrift. Man muß mit jedem sprechen, wie er's versteht und gerne sieht. Börhaave sagt, er habe nicht leicht einen Kran=

ken gehabt, dem er nicht begreiflich machen können, warum er diesen Weg einschlage und wie das ergriffene Mittel ihm zu seiner Gesundheit helfen werde, und helfen müsse? Der grosse Mann besaß auch wirklich dieses nicht häufige Talent in hohem Grade. Ich habe aus eigener Erfahrung gefunden, daß es recht gut angehe, aber doch gesteh' ich, bin ich weit in dieser Kunst gegen einen und den andern ganz gemeinen Wundarzt zurück, der zu meiner größten Verwunderung bey völligem Mangel gründlicher physiologischer Erkenntniß, durch seine eigene Erfahrungstheorie, dem Kranken die Ursache seines nicht ungegründeten Verfahrens, so begreiflich, so sinnlich zu machen wußte, daß ich selbst, ein Arzt, (und damit sag' ich ja wohl alles, denn wir Graduirte sind warlich nicht gewohnt, den Wundärzten viel Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen) mich ergeben und dem Mann wider meinen Willen mein Vertrauen schenken mußte. Es ist dies ein Beweis, daß die Kunst durch die vielen Kunstwörter nicht gewonnen habe, daß sie als Theil der Gelehrsamkeit erschwert sey, und mehr leisten könnte, wenn man bey dem, was unsre Sinne begreifen können, stehen bliebe, und nicht ein Werk des höhern Verstandes aus einem Theil unsrer Erkenntniß machte, der so ganz füglich mit guten gemeinen Verstande begriffen werden kann.

Man muß also nach Paulus Rath, in gutem Verstande allen allerley seyn. Man muß sich zu ganz gemeinen Begriffen herunter bequemen, man muß allen die Nothwendigkeit des eingeschlagenen Weges einleuchtend machen können. Am übelsten ist man mit denen daran, die glauben, ihr Alter und eingebildete Erfahrung, auch ihre Lektüre, ihre Bekanntschaft mit andern Aerzten, gebe ihnen ein Recht, ein Wort mit zusprechen. Denn ohne physiologische Erkenntniß haben einige Begriffe von Krankheiten gesammlet, und da ihnen nun alles im Grunde nur dunkle Vorstellungen sind, und sie keine medicinische Wahrheit hell einsehen, haben sie überall Zweifel, die keinem gesunden Verstande, der jene Kenntniß in einigem Grade besizt, einfallen können. Mit diesen Leuten ist nicht gut reden, zumal, wenn sie nun noch von Natur stolz und eingebildet, oder auch durch ihren Stand es geworden sind, wie Officiere, mit denen ich wenigstens, so bald sie Bücher lesen, kein Wort vom wissentschaftlichen Inhalt rede; oder auch durch ihr Temperament geneigt sind, alles in Verdacht des Irrthums zu haben, und gegen alles, was eine bessere Einsicht doch so gerne annimmt, argwöhnisch sich auf ihrer Huth erhalten.

Allein es giebt auch verschiedene Gelehrte, die Kenntnisse aus der Naturlehre besitzen, die

die natürlichen Geschäfte des Körpers dabey studirt, und sich durch Lesen, Erfahrung und Mutterwitz sehr helle Begriffe von Gegenständen der Kunst erworben haben. Mit diesen ist man, wenn man sich ihnen, als ein gründlicher und seinem Fache gewachsener Mann nur erst bewährt hat, besser daran, und es ist eine Art von Genugthuung, die man erhält, wenn man sie als Zeugen seines auf richtiger Naturkenntniß und eben so richtigen Schlüssen aufgeführten Heilverfahrens ansehen kann. Männern dieser Art muß man nie durch ein Autosepha blinden Glauben, nie Folgsamkeit ohne Ueberzeugung gebieten wollen, sondern man muß sich bemühen, ihnen in kurzer aber faßlicher Sprache den naturlichen Zustand des Körpers, wie er seyn sollte, und die Lage der Krankheit, oder den Zustand des Körpers, wie er dermalen ist, vorzustellen, beyde zu vergleichen, daraus abzuleiten, in wie ferne der natürliche Zustand wieder bewirkt werden könne und folglich müsse, und dann eine einfache Methode anzeigen und mustern, von welcher man, sowohl was die Lebensordnung, als was die Arzneymittel betrift, mit Grunde die Wiederherstellung erwarten kann. Ich will ein Beyspiel anführen. Es hat jemand ein viertägiges Fieber. Dieses Fieber ist eine Abweichung vom natürlichen Zustande, weil es nach zwey freyen Tagen am dritten, wenn es regelmäßig ist, Nachmittags den Körper mit ei-

nem schüttelnden Frost befällt, alsdann eine ihm gleichförmige Hitze hervorbringt, und sich mit einem Schweisse endigt, nach dessen Abwartung der Tumult sich legt und die vormalige Ruhe im Körper zurückkehrt. Dies sind die in die Augen fallende Erscheinungen. Woher rührt dieses nun? Es muß doch eine Ursach da seyn, die das Herz zu solchen Zusammenziehungen reizt, daß Frost und Hitze entstehen, und während der lezten die Materie gekocht wird, die sich nachmals in der Gestalt des Schweisses aus dem Körper verliert. Die Erfahrung lehrt, diese Ursachen seyen gewisse Stockungen in gewissen Eingeweiden des Unterleibes, wovon ein Theil in die Blutmasse periodisch zurückkommt, und dieser Theil aufgelöseter Materie ist die Ursache des ganzen oftmaligen periodischen Auftritts. Nur sollte man freylich denken, daß nach und nach also von der Natur allein diese Stockungen zertheilt werden könnten; allein darin würde man irren, denn der Körper wird von der Gewalt des Fiebers in der Länge dermaßen angegriffen, daß er abfällt, und man die gefährlichsten Folgen von der immer zunehmenden Schwäche zu befürchten hat. Man sieht auch, daß bey dieser Kraftlosigkeit, der Ursachen, das heißt der Stockungen immer mehr werden müssen, weil alle Geschäfte, folglich auch das der Verdauung, gestört werden, und daher immer neue Nahrung fürs Fieber

entsteht. Wenn die Fieberursachen nun zunehmen, statt daß sie vermindert werden sollten, so pflegt das Fieber vorzurücken, oft schon um Zehn Uhr Morgens zu kommen, und bis in die Nacht zu dauren. So wollen wir also setzen, wäre der Fall. Wir finden nemlich eine grosse Schwäche in den festen Theilen, das Gesicht ist blaß und mager, und folglich das Blut zähe und schleimigt; bey dem allen sind aber noch Stockungen in den Eingeweiden da, die das Fieber unterhalten, sich vermehren, statt vermindern, und folglich aufgelöst, und da sie im Blute nicht bleiben können, ausgeführt werden müssen. Wodurch kann man nun diese Absichten vereinigen? oder was kann man gegen sie alle thun? nemlich, um die Stockungen zu zertheilen und auszuführen, um die festen Theile zu stärken und zu ihrem Ton zu verhelfen, um das Blut röther und beweglicher, und die Gefässe immer freyer zu machen? Wir müssen aus den zwey Quellen schöpfen, die wir haben, und aus dem, was die Natur selbst thut, und die Erfahrung in andern Fällen lehrt, schliessen, was wir hier thun müssen. Die Natur schlägt hier den Weg des Schweisses ein, und die Erfahrung hat gelehrt, daß wenn man die ersten Wege rein hält, und dann stärkende Mittel gebraucht, das Fieber ohne Gefahr weicht, und man folglich à posteriori überführt, das die Stockungen gehoben seyen. Wie dieses möglich sey, kann man

leicht beweisen. Man denkt sich eine Röhre, in der eine klebrige Flüßigkeit enthalten ist, wovon sich aber ein Theil an die Wände oder Seiten gehängt hat, ein anderer Theil in der engsten Gegend der Röhre stehen bleibt, ohne bey einer geringen Bewegung sich fortstoßen zu lassen. Man wird begreifen, daß, wenn man einzelnen Punkten der Röhre, und der ganzen Röhre überhaupt die Fähigkeit ertheilt, mit einer gewissen Kraft auf die Flüßigkeit zu drücken, und diese Fähigkeit immer mehr verstärkt, daß man, sag' ich, wahrscheinlich eine Flüßigkeit, welche sie auch sey, nach und nach beweglich machen und so in den weitern und geräumigen Theil der Röhre treiben wird. Das geschieht, mit Veränderung des Verhältnisses einer Röhre gegen die Seitengefäße, also auch hier. Man kann also ohne Anstand stärkende Mittel geben, wenn man nur verhütet, daß sie nicht selbst unbeweglich im Verdauungskanal liegen bleiben und dann wieder schaden, statt nutzen. Dies kann man aber durch Verdünnung und Bewegung u. s. f. — Denn ich würde die Leser ermüden, wenn ich weiter die wahrscheinliche Nothwendigkeit eines guten Erfolgs der zusammenziehenden Mittel auseinander setzen wollte. Meine Absicht war nur, ein Beyspiel zu geben, daß man auch Laien eine Methode begreiflich machen könne.

Bey Unwissenden und Leuten, die nicht gewohnt sind, nachzudenken, ist's hinlänglich zu

sagen: Der Magen ist verdorben, der Mensch hat Würmer, die Leber ist verstopft, das Blut ist verdorben, und dergleichen, was das Uebel nur im allgemeinen erklärt. Mit Halbgelehrten ist's am besten umgehen, denn diese wollen als wahre Gelehrte behandelt seyn, und sich doch nicht blos geben. Denen kann man also einige Fragen entwickeln, wenn sie auch nicht alles verstehen, vielmehr ist's gut. wenn sie nicht alles verstehen, denn theils wissen sie in ihrem Herzen dem Arzt für seine Mühe sowohl, als für die gute Meinung von ihnen, Dank; theils verstärkt es ihr Vertrauen auf den Arzt, der ein grundgeschickter Mann seyn muß, weil ers so deutlich macht, daß ihn kein Mensch versteht. O ihr Leute, daß man euch doch durchaus wie Kindern begegnen, als einfältige Leute ansehen muß, denen kein Prediger gefällt, wenn er ihnen nicht das Wort Gottes mit bölkender Stimme verkündigt, und den Willen des Herrn an Jederman griechisch, häbräisch und lateinisch von seiner Bühne herab publiciret.

Eilfte Vorschrift. Man sagt scherzweise, daß der Arzt lacht, wenn andere weinen

Der Arzt beschaut die Welt, wie ein Spital,
Ihn kränkt ihr Wohl, er lebt von ihrer Quaal,

sagt der Dichter Broockes. Andere Spötter meinen, daß die Bitte: gieb uns jeden Tag un-

ser Brod — — in dem Munde eines Arztes in seiner richtigen Erklärung nichts anders heisse, als: mache viel Kranke und laß mich ihr Arzt seyn — und was dergleichen unzeitige Spöttereyen mehr sind. Es ist freylich nicht gut, daß wir gezwungen sind, unsere Nahrung und Kleider von dem Weh der Menschen zu erwerben. Aber wie viel giebt es nicht der Verhältnisse in der Welt, die nicht gut sind. — Doch ich will hier schweigen,

Zwölfte Vorschrift. Der Arzt muß sich bemühen, die Tugenden und Pflichten des Menschen auszuüben. Wenn er ein Spieler ist, wenn er den Trunk liebt, wenn er ans Frauenzimmer hängt, und überhaupt ein unsittsames, ja wohl gar lasterhaftes Leben führt, so ist er ein schlechter Mann, und ein schlechter Mann kann kein guter Arzt seyn. Aber mitleidig, bescheiden, menschenfreundlich sey er; er rede nie Zweydeutigkeiten und Doppelsinn, denn die natürlichste Folge ist, daß er alles Zutrauen bey seinen Kranken verliert. Wenn ein Arzneymittel einmal die erwartete Wirkung nicht hervorbringt, sondern sich die Krankheit vielmehr darnach verschlimmert, so wird man gewiß die ganze Schuld einem Irrthum des Arztes zuschreiben, wenn er auch in seinem Gewissen vielleicht von aller Schuld frey ist. Der Arzt muß dann auch nichts prahlerischer Weise versprechen, wie's die Empiriker und Scharlatane machen, sondern behutsam in

seinen Vorherbestimmungen seyn, weil er sich sonst lächerlich und verächtlich macht. Er muß andere nicht verachten, nicht schlecht von ihnen sprechen, oder ihre Verordnungen heruntersetzen und dagegen auf jener Unkosten seine Specifikate erheben. Es ist am besten, wenn uns andere verdiente Lobsprüche geben, und wir nicht glauben, was andere an uns versäumen, selbst thun zu müssen.

Dreyzehnte Vorschrift. Es giebt gewisse Dinge die man nicht zu oft sagen kann; andre kann man nicht bestimmt genug ausdrucken. Wie viel Stimmen rufen dem Arzt nicht zu: „sey ein tugendhafter Mann!„ aber es giebt der Tugenden zu viel, und schaden kann es nicht, wenn wir noch einige zum Schluß dieses Theils einzeln berühren. Wir meinen hier vorzüglich die Empfehlung des Mitleids und der Uneigennützigkeit.

Wenn man sprüchwörtlich vom Arzt gesagt hat: daß seine Kunst Reichthümer mit sich führt

Dat Galenus opes —

und daß er gewöhnlich die Kunst verstehe, sie zusammen zu halten und aufzuthürmen: so hat man ihn aber, gleich dem Kaufmann, blos auf den Erwerb eingeschränkt, und ihm nach eben demselben Sprüchwort, das den Weltweisen zu Fuß zu laufen verurtheilt, die Wege, zu Ehren-

stellen zu gelangen, die man dem Rechtsgelehrten allein anweiset,

— — dat Iustinianus honores

verschlossen. Zwar haben mehrere Fürsten erkannt, daß der Mann, dem sie ihr Leben und ihren Leib anvertrauen, wohl auch im Staat eine der ansehnlichsten Ehrenstellen zu bekleiden verdiene, sie haben ihre Leibärzte daher in ansehnliche Würden gesezt, und selbst in den Adel- und Freyherrnstand erhoben. Diese Ehrennamen pflegen bey den Aerzten mehrentheils den Zufluß der Reichthümer nicht zu hemmen, sondern zu vergrössern.

Man sollte denken, daß, da man doch sonst nur das Seltene zu lieben pflegt, der Arzt nach gerade gleichgültig gegen dieses Gut des Lebens werden müsse, allein die Erfahrung lehrt gerade das Gegentheil. Jemehr man sammlet, desto mehr will man sammlen.

Mit meinem Begrif von einem guten Arzte verträgt sich diese krispinische Gesinnung durchaus nicht. Wenn Moulin bey Abendbesuchen, die man ihm giebt, das Licht auslöscht, „weil man zum Sprechen nicht zu sehen brauche;„ oder Peter von Abano, dieser Bologneser Praktikus, wie Agrippa von Nettesheim ihm vorwirft *), sich zu keinem Kranken über Land unter funfzig

*) S. in dem Buche, de vanitate scientiarum, die beyden Kapitel, welche die Aerzte angehen.

Gulden verdingt, (und was waren zu seiner Zeit nicht funfzig Gulden für ein Kapital?) wenn man von andern verstorbenen oder noch lebenden Aerzten die ärgerlichsten Anekdoten, ihren Geiz betreffend, hört, und diese Aerzte dennoch mit Geschäften überhäuft waren: so wird man freylich aus diesen Beyspielen wohl gewahr, daß das Publikum öfters gerade zu bey Aerzten auf den Zweck gehe, und dasjenige, was nicht auf die Kunst selbst bey ihnen Bezug hat, gleichgültig genug übersehe. Aber zu geschweigen, daß Geiz und eigennütziges Betragen gewiß kein Mittel sey, wodurch der junge Arzt sich empor heben wird: so gehört doch auch zum glücklichen Arzt mehr als ein so unsicheres, unbeständiges Gut, wie Reichthümer sind; es gehört dazu ein gutes Gewissen, die Achtung der Vernünftigen, und die Liebe, so viel es seyn kann, Jedermanns.

Man kann es den Aerzten allerdings nicht verdenken, daß sie ihre Kunst für Geld treiben, und für ihre geleisteten Dienste sich bezahlen lassen. An sich ist hierin nichts Ungewöhnliches, und eben so wenig irgend etwas Verunehrendes. Der Richter läßt sich sein Urtheil, der gerichtliche Beystand seine Schuzschrift, der Geistliche seine Krankenbesuche ebenfals bezahlen; so lange kein öffentlicher Fond zur Besoldung der Aerzte ausgemittelt wird, so lange ist es Pflicht, daß diejenigen, die unsere, oft mit vielen Kosten erworbene, Kenntnisse und Geschicklichkeit, benutzen, uns

Unterhalt verschaffen, indem sie uns bezahlen. Was wir auf diese Weise gewinnen, ist ein wohl erworbenes Eigenthum, und steht vor aller Nachrede und Verläumdung sicher.

Allein, wenn sich der Arzt, durch seine Schuld, in den Kredit gesezt hat, daß man ihm mit wenigem nicht kommen dürfe, wenn der Minderbegüterte lieber in den Händen des Scharlatans und Quacksalbers, er heisse nun Herr Kollege oder nicht, bleibt, weil er den Arzt nicht bezahlen konnte von einer geringen Einnahme, auf die seine eigenen nothwendigsten Bedürfnisse, sein Weib, seine Kinder, die erste, nächste, und gerechteste Anweisung haben; wenn man gar weis, daß er da, wo er nur mäßige oder geringe Belohnung voraussieht, die Krankheit nachläßig behandelt, und vielleicht durch diese Vernachläßigung den größten Schaden verursacht; wenn der Arzt ungerührt ist bey den Thränen der Gattinn, dem nach Hülfe lallenden Kinde, dem hoffenden Vater, nichts zu ihrem Troste, zu ihrer Hülfe eben so wenig thut; wenn die blosse Belohnung mit Gelde seinen Fleiß bestimmt und er kein Gefühl für den edelsten Lohn, das stille Gebet des genesenen Redlichen — (Gottlob! daß auch ich mich dieses Lohns bewußt bin!) in seinen Sinnen hat; wenn der Mann ohne Einfluß oder Vermögen, vom Schlag oder Steckfluß getroffen, zwar eine pfeilschnelle Hülfe erfodert, sie aber von dem Arzt nicht erhalten

kann, weil ihn zu eben der Zeit der Kammerdie- des Herrn Baron X. oder des Herrn Grafen Y. rufen ließ, seinen Husten zu hören, und sein Niesen zu sehen: so wird sich die Achtung der Vernünftigen zurückziehen, und das Herz des Biedermanns vor ihm verschliessen.

Zum Begrif eines wahren Arztes gehört ein sehr hoher Grad sittlichen Werths. Daß wir doch immer glauben, unsere Weltklugheit blos dazu anwenden zu müssen, damit wir Geld zusammenscharren, von dem vornehmen Kranken gesucht werden, und uns so fest stellen, daß kein Neid unserer Zunftgenossen und keine Kabale der Mächtigern uns zu stürzen vermag! Ein Dichter sagt zwar:

> Principibus placuisse viris non vltima laus est;

aber wer sind die principes viri? Sind es die Fürsten? Gewiß sie sind es, aber nicht als Fürsten, sondern als Zierden des Menschengeschlechts, wenn sie Marggrafen von Baden, Herzöge von Weimar, Fürsten von Dessau sind; diese edeln, grossen, würdigen Männer! Und eben der Beyfall der einzigen principum hominum, der edeln und redlichen Männer und Frauen, — mit einem Gewissen, das sich bewußt ist, diesen Beyfall zu verdienen, der sey das Ziel unserer Weltklugheit; er wird mit sich führen, was wir gebrauchen, vielleicht freylich nicht mehr, als

was wir gerade gebrauchen; aber wozu hilft uns auch, was wir nicht gebrauchen?

Das Bedürfniß sollte allerdings der Maßstab seyn, nach welchem wir die Belohnungen unserer Bemühungen, wenn wir sie bestimmen sollen, bestimmen müßten. Unsere eigenen sind uns die nächsten, und es kann kein Grund angeführt werden, der uns nöthigte, diese erst hinter andere zu setzen. Doch wozu sollte ich weiter ein Wort verlieren, um den Arzt eine Tugend von der Seite zu empfehlen, in so fern sie aus dem Inbegrif aller Tugenden, und folglich aus der Idee eines tugendhaften Mannes nicht ausgeschlossen werden kann: ich meine die Tugenden der Uneigennützigkeit, des Mitleids. Ich will vielmehr noch einige Fälle anführen, wo sie wirksam seyn muß, und davon meine jüngern Leser überzeugen: daß die Ausübung dieser Tugenden ihren sichern Lohn bey sich führe, der mittelbar oftmals reicher ist, als die unmittelbar abgelehnte Belohnung.

Der Arme, der sich des Bettelns nicht schämt, der allenfals in Armen- und Krankenhäusern seine Aufnahme findet, der ist es gerade nicht, welcher die uneigennützige Hülfe des Arztes verdient. Freylich ist das Elend in grossen Städten unbeschreiblich groß. Was Herr Hermes in Sophiens Reisen sagt, daß sein Puff eine Frau gefunden habe, die eine geraume Zeit, wider Wissen der Eigenthümers, neben

einem vor Hunger verstorbenen, und einem andern vor Hunger bis zum Tode erkrankten Kinde, nunmehr selbst mit den vereinigten Folgen des eigenen Mangels an Nahrung, und der Ausdünstungen eines faulenden Leichnams und eines verwesenden Körpers, da lag, hab ich zum Theil selbst mit Schauer wahrgenommen. Im Winter entweder ohne Holz, und allen Wirkungen der Kälte blos gestellt; oder zu zehn und zu zwanzig Personen, die ohnehin schon zur fauligten Auflösung der Säfte geneigt sind, in ein enges Zimmer gesperrt, mit Wöchnerinnen, Säugenden, Kindern, und kleinem Vieh; oder in Krankenhäusern, die für funfzig Personen kaum Raum haben, zu vierhunderten beherbergt, ist das sichtbare Elend freylich groß, und von der Art, daß jedes menschliche Herz erschüttert werden muß. Wohl dem Manne, der zur Hülfe dieses Elenden alles anwendet; der seine Einbildungskraft, seine Beredsamkeit, mehr, der die beredte Sprache des eigenen Mitgefühls, anwendet, um von dem Reichen nur einen geringen Theil seines Ueberflusses zu erhalten. Wohl jedem, der dazu beytragen kann und der es thut! Ich kann mich nicht erwehren, hier eines Berlinischen Geistlichen, des Inspektors Küster zu gedenken. Ich habe dabey nicht die mindeste Nebenabsicht; wahrscheinlich erfährt der edle Mann nicht einmal, daß ich seiner hier gedenke; aber ich bin es nach meinem Gefühl,

ihm (mit dem ich übrigens in keiner Art von Verbindung stehe, als solcher, die sich auf meiner innigen Achtung gegen ihn gründet,) und dann der Menschheit schuldig. Ohnermüdet geht er vom frühen Morgen bis in die späteste Nacht umher, das Elend da aufzusuchen, wo es selten gesucht wird, wohin das Auge des Reichen und wohlhabenden nicht dringt, welchem die wachsame Policey, um ihn nicht einmal argwöhnen zu lassen, daß es Elende gebe, diesen Anblick wohlthätig entzieht, und jene Unglückliche, wenn sie um das flehen, was ihnen nach jedem Rechte für sich zu erflehen frey stehet, nur Brod für ihrem ausgezehrten Leib (denn Wasser finden sie in der Quelle, und Hering und Bier muß man ihnen wohl nicht zuträglich geglaubt haben, weil man ihnen durch Auflagen den Ankauf unmöglich gemacht hat). Und nun erschöpft er sich, bey einer zahlreichen Familie, fast selber; entzieht sich, was ihm nicht strenges Bedürfniß ist, und theilt mit, was er danach übrig hat. Und da seine Mildigkeit sich in so viele Quellen ergießt, daß sie zulezt selber versiegen müßte; so wendet er den ganzen Nachdruck seiner Beredsamkeit bey denjenigen an, die irgend der Sprache der Menschheit empfänglich sind; mit so glücklichem Erfolge, wie seine edle Absicht es verdient. Gott segne den Mann.

Und warum soll man nicht auch sagen: „Gott segne den Arzt„ ihn, der so viel mehr

Mittel in Händen hat, das Loos des Gedrückten und Hülflosen zu erleichtern? London und Hamburg haben Privatstiftungen für erkrankte Arme, die Berlin und die mehrsten andern grossen Städte Teutschlands nicht aufzeigen können. Sind wir weniger mitleidig? haben wir ein härteres Herz? Nein, unsere Mitbürger verdienen diesen Vorwurf nicht. Was hat Berlin nicht zur Unterstützung der Gefangenen im letzten Kriege gethan? Die Menschen sind wirklich so böse nicht als man denkt, sie wollen nur gelenkt, nur erinnert seyn. Nur gelenkt wollen die Begüterten seyn.

Und doch ist's nicht gerade diese Klasse (deren bedauernswürdige Lage in die Augen fällt), welche die mehrsten Ansprüche auf das Mitleiden des Mannes hat, der nicht nach einem rauhen, stumpfen Gefühl, so er sich nicht erklärt, sondern nach Grundsätzen handelt. Ich bin völlig überzeugt, daß eine gewisse Anzahl von Bedürfnissen, die man befriedigen kann, das Glück ausmachen. Folglich ist ja der am unglücklichsten, der viele Bedürfnisse kennt, viele nach seiner Lage befriedigen sollte, und nur wenige befriedigen kann. Es sey fern von mir, dem Aufwande, der den Verfall unserer Gesundheit, unserer Nationalstärke, unserer Nationaltugenden, unsers geringen Ueberrestes von bürgerlicher Freyheit nach sich gezogen hat, im mindesten das Wort zu reden. Aber ohne die Schwelgerey

des Luxus bleiben doch für den Mittelstand immer noch viele Zweige von Ausgaben, deren er nicht entübrigt seyn kann. Dieser Ausgaben werden immer mehr, je höher der eingebildete Werth der Dinge steigt, und doch der Einnahmen eher weniger. Wenn also der Mann, der nicht zum untern Volke gehört, um nicht allen Freuden des Lebens entsagen zu müssen, dem erlaubten und unschuldigen Vergnügen, einen Freund mäßig zu bewirthen, seinem geliebten Weibe einen, wenn nicht kostbaren, doch ihr wohlstehenden Zierrath zu schenken, seinem Jungen ein Buch mit unterrichtenden Bildern zu kaufen, oder um Brod zu haben, nun dem Arzt auch nicht die ganze Rente eines Vierteljahrs in die Hand drückt, der sich von Pferden in einem schön lakirten Wagen zu ihm schleppen läßt: willst du's ihm verdenken, Mitbruder? Wolltest du, auf Kosten seines ersten Bedürfnisses, oder der unschuldigsten Freuden des Lebens, die dem Leben, um erträglich zu werden, unentbehrlich sind, nehmen oder fodern, was du doch nicht als Bedürfniß brauchst, dessen du nicht bedarfst, um dein Leben erträglicher zu machen? Willst du ihn in den Fall setzen, lieber überhaupt nicht zu leben, folglich deine und aller übrigen Aerzte Hülfe gar nicht zu suchen, als ein von allen Menschenfreuden leeres Leben zu führen?

Indessen will ich doch auch nun die Vortheile in ihr Licht stellen, die ein mitleidiger und uneigennützige Arzt davon trägt, weil ich keine Sittenlehre schreiben wollte, ohngeachtet die medicinische Politik nicht, wie ihre Schwestern, sich von der Moral trennen sollte.

Wenn der Geizige einen Verlust erleidet, der Stolze von seiner Höhe fällt: so sagt der Eine: sie haben's sich selbst bereitet; der Zweyte lächelt; der dritte lacht, und alle drey freuen sich des Unfalls dieser unwürdigen Menschen. Gebt ihnen Gelegenheit, den Geizigen in Verlust zu bringen; das Fundament, worauf der Thron des Stolzen und Hochmüthigen ruhet, unsicher zu machen: so werden von Zehn neune mit Vergnügen Hand anlegen, und vielleicht der Zehnte kaum wird sich zwar thätig nicht darein mischen, aber doch auch die angelegte Maschine nicht unwirksam machen. Wenn sich also auch der Arzt ein noch so grosses Geld durch die wucherhafte Art, wie er seine Kunst getrieben, erworben hat, wenn er noch so hoch zu stehen glaubt, so kann er dennoch, eben weil er Arzt ist, am ehesten fallen. Wie leicht ist das nicht! die Erfahrung hat's gelehrt. Am Ende wird er durch seinen bekannten Geiz die Leute vor sich her scheuchen, man wird ihn fliehen, und er wird umsonst den ganzen Tag über warten, daß ihn jemand dinge.

Nun nehme man den Arzt, dessen Uneigennützigkeit und Mitleid bekannt ist. Der Ar-

me wird sich zu ihm drängen, und mehrentheils hat der Arme wenigstens doch Einen vornehmen Mann, der ihn kennt und auf ihn merkt. Wie wird sein von Dankbarkeit überfliessendes Herz zu seinem Lobe sprechen! Am wenigsten freylich scheint der arme Mittelstand dem Arzte von dieser Seite zu nutzen, weil er sich mehrentheils empfangener Wohlthaten schämt; aber man rechne sicher darauf, daß jede gute Handlung ausgestreuter Saat gleich ist: der Boden müßte völlig unfruchtbar, die Witterung äusserst widerwärtig seyn, oder endlich der Saame selbst nichts taugen, wenn nicht Ein oder mehrere Körner aufgiengen, und ihre Frucht brächten zu seiner Zeit.

Und was ich so oft und vielfach schon gesagt habe, ist denn die überhäufte Arbeit und deren Ertrag an Gelde das erste, das einzige Erforderniß zum glücklichen Arzt? Wenn alles fehlschlüge, so bleibt uns der Lohn in uns selbst, das gute Gewissen. Und dessen Werth müsse mir keiner abschätzen.

Vierzehnte Vorschrift. Und was macht denn endlich den glücklichen Arzt? Wenn man dem Kornelius Agrippa glauben darf: ein entferntes Vaterland, Reisen nach auswärtigen Ländern, geheime alles heilende Mittel, eine dreiste Stirn, Redseligkeit und gute Stimme, mit andern Aerzten zusammengestellt — endlich am Finger spielend ein kostbarer Ring, und zur Be-

Deckung des Leibes — ein kostbares Kleid. Ob er Recht hat? Aus der Erfahrung zu urtheilen, ja! das sind würklich Mittel, Ansehn, Ruhm und Ehre zu erwerben. Wenn wir indessen den sämmtlichen Efforts pour parvenir den ihnen gebührenden Werth anweisen, so ist's denn doch eine gute Regel, die wir hier nicht vorenthalten wollen, daß ein anständiges Betragen und eine reinliche anständige Kleidung zur Empfehlung eines angehenden Arztes viel beytrage. Die Reinlichkeit muß sich aber nicht blos auf das Kleid erstrecken, sondern auf das ganze Betragen. Es ist nöthig, daß man sich um viele Umstände im Krankenzimmer bekümmere, und eine unverzeihliche Vernachläßigung, wenn der Arzt sich weigert, den Abgang, den Harn, das ergossene Blut anzusehen, und selbst zu untersuchen, um sich zu überzeugen, ob Darmschleim, Blut, Würmer, Eiter und dergleichen darunter befindlich sey? Man wird sich sein Ansehn und sein Vertrauen gleich viel vergeben, wenn man entweder da, wo diese Umstände wichtig sind, sie übersieht; oder aber die Untersuchung auf eine ekelhafte und schmuzige Weise anstellt. Man kann es einer ekeln Dame wohl nicht verdenken, wenn sie einen Arzt verläßt, in dessen Reinlichkeit sie Verdacht sezt, und ihm ihre Hand zur Berührung nicht überläßt, ihren Busen vor ihm nicht entblößt, wenn sie glaubt, oder bemerkt, daß an der seinigen noch Unrath klebt; oder wenn

er das Zimmer mit seinen eigenen und denen im Lazareth eingesammelten Ausdünstungen angefüllt verläßt.

Ich endige hier die Bemerkungen über die persönlichen Eigenschaften, die ein Arzt mehr oder weniger besitzen muß, wenn er sein Glück machen will. Ich habe auf die nöthigen Kenntnisse, auf die moralischen Tugenden, und auf die von der Klugheit und Erfahrung anempfohlnen Wege allein, nicht auf machiavellische Kunstgriffe und Kniffe Rücksicht genommen. Soll denn die Klugheit mit der Redlichkeit unvereinbart seyn?

Viertes Kapitel.

Von medicinischen Reisen.

"Es flog ein Gänselein übers Meer
Und eine Gans kam wieder her."

heißt es wohl oft mit Recht von manchem Arzte, der von seinem Vater oder Vormund die Weisheit der Ausländer zu lernen ausgeschickt ward. Reisen haben allerdings ihren Nutzen. Ausser verschiedenen natürlichen und politischen Kenntnissen, die sie verschaffen, wird es auch nicht an allerley nützlichen Erfahrungen fehlen, die der reisende Arzt für seine Kunst machen kann. Es giebt mehrere Länder, die sich in einigen Theilen der Arzneykunst, die bey ihnen vorzüglich ausgebauet werden, auszeichnen. Unter den auswärtigen Universitäten waren die holländischen, wegen ihrer guten Einrichtung zur Bildung künftiger Aerzte, und wegen der grossen Männer, mit denen die Lehrstühle besezt waren, in besonderm Ruf. Izt ist die Akademie zu Göttingen wegen vieler guten Einrichtungen, als der Bibliothek, des Accuchir- und Krankenhauses, des botanischen Gartens, der Gesellschaft der Wissenschaften, und der grossen Männer, die sie von Anfang ihrer Stiftung an zu Lehrern in allen Theilen der Naturlehre und Arzneykunst

gehabt hat, am berühmtesten. Nach ihr rühmt man die Strasburgische Anstalt, und es ist wahr, daß sie immer gute Männer gehabt, und an Spielmann und Lobstein noch izt hat. Indessen ist bey der Akademie das sonderbare Gesetz, daß alle ihre Lehrer Strasburgische Eingeborne seyn sollen, allerdings ein grosses Hinderniß, und daher kaum zu erwarten, daß sie nicht nur in einzelnen Theilen, sondern so gar überhaupt den Flor erhalten könne, in welchem sie sich vielleicht izt befindet. In Halle hat der izige Kurator der Akademie, Sr. Excellenz, der Staats = und Justizminister Freyherr von Zedlitz alles mögliche zur Aufnahme der Arzneykunst angewandt, indem nicht nur für die Philosophie, Mathematik, Naturlehre, und eigentliche Arzneykunst die berühmtesten Männer zu Lehrern berufen, sondern auch ein anatomisches Theater, eine Naturforschende Gesellschaft, und wie ich höre, auch eine Krankenanstalt, die unter der Aufsicht eines Professors von den Studirenden besorgt wird, angelegt worden. Einzelne Männer sind oft schon allein im Stande, angehende Aerzte in die Sphäre ihres Aufenthalts zu ziehen; so verdienen die Herren Gruner in Jena, und Tode in Kopenhagen (ohngeachtet beyde, wie öffentlich bekannt ist, in unfreundlichem Vernehmen stehen) daß man sie kennen zu lernen und von ihren Einsichten Vortheil zu ziehen sucht, wenn sonst die Umstände des Reisenden

und seine übrigen Absichten solches erlauben. Frankreich erhält sich noch immer wegen seiner Krankenhäuser und Wundärzte in Kredit, Italien wird izt minder besucht, desto nothwendiger hält man die Reise nach Edinburg, in welchem man gute Anstalten trift. Hingegen verdient das eigentliche England, wegen seiner nicht minder Universitäten, und wegen der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu London, welche die Mechanik und Physik, seit ihrer Errichtung mit dem größten Erfolg bearbeitet, und beständig die berühmtesten Männer zu den ihrigen gezählt hat, die Aufmerksamkeit eines Reisenden noch mehr. In Holland und England ist es gut, vom Frühling bis in den Herbst, und in Italien den Winter zuzubringen.

Es ist allerdings rühmlich und nützlich, sich auf die Weise dasjenige, was ein jedes Land Eigenes, Vorzügliches und Nachahmungswürdiges hat, zu erwerben, die Vorzüge mehrerer in sich zu vereinigen, und sich so zu sagen zum Comportör der medicinischen Wahrheiten zu machen. Allein läugnen kann man doch auch nicht, daß wir guten Landsleute eine viel zu sehr erklärte Liebe für alles, was ausländisch ist, hegen, und die Erfahrung lehrt leider zur Gnüge, daß die fremden und auswärtigen Wahrheiten, die ihren Wohnsiz in fremden Landen aufgeschlagen hatten, und von dem reisenden Arzte so zu sagen als Anbauer in sein Vaterland mitgebracht werden,

oftmals andern Pflanzern gleich sind, die den Eingebornen erst Land, Raum und Brod nehmen, und ihnen am Ende dennoch zur Last werden. Daß wir, wie Klopstock uns zum Verdienst anrechnet, fremde Verdienste ehren, und nicht reich, nicht stolz sind, ist in gewisser Absicht bey uns nicht Tugend, sondern eine Art natürlicher Anlage, die wir haben; es ist mehr eine unverstandene und unentwickelte Neigung, ein blinder Trieb, es liegt im gemeinen Verstande, nicht im höhern, und bey der Beurtheilung der Vorzüge der fremden und unserer eigenen Aerzte, sollten wir daher nicht dieses dunkle Gefühl, sondern gewisse wahre Grundsätze zu Hülfe nehmen. Selbst unsern ersten Aerzten lassen die Ausländer nicht einmal so viel Gerechtigkeit wiederfahren, wie wir ihren anatomischen, chemischen und andern Stümpern, die wir gutherzigen Tröpfe wohl eher bis in den Himmel erhoben haben. Besonders hat uns von Frankreich aus, woher wir, wie es heißt, schon ein verderbliches Uebel erhalten, auch die Anglomanie angesteckt, und in unsern Augen giebts keine grössere Geister, als die Engländer. Da mag einer ein paar Versuche mit Bädern oder mit dem Thermometer, oder mit der Luft gemacht haben, so stehen wir und staunen das Irrlicht, wie eine Sonne an, adoptiren ihre albernsten und ungereimtesten Hypothesen; ihre Hirngespinnste in Heilarten, haben sie kaum ausgebreitet, so ahmen

wir sie nach, und es wird nicht lange währen, so wird unsere ganze Versuchkunst blos in Versuchen bestehen, die wir andern nachmachen. Dagegen sind wir gegen unsere einheimischen Schätze so blind, als die Ausländer selbst. Das sollte nicht seyn. Mir kommt dieses undankbare Betragen so vor, als wenn ein Ehemann eine schöne, kluge, vernünftige, tugendhafte Frau hätte, und sie, nicht gegen ein anderes liebenswürdiges Frauenzimmer, sondern für eine Mätze vertauschen wollte. Um bey dem Gleichniß zu bleiben, so sollten die Aerzte unsers Vaterlandes lieber unsern Gattinnen gleichen! diese werden ein anständiges Betragen gegen andere Frauenzimmer nicht nur zulassen, sondern gerne sehen; allein sie müssen in unsern Herzen immer den Vorzug unserer Gattinnen erhalten.

Sie haben hohen Denkenskraft —
Wir haben sie, wie sie —

sagt Klopstock. Wir wollen also das Unrecht, das sie unsern verdienten Landsleuten erweisen, vergessen, und das was sie gutes haben, erkennen. Und ihr Gutes haben freylich England, Schottland, Frankreich, Italien, daß es immer der Mühe werth macht, sie zu sehen.

Wer nun durch eigenes Vermögen, oder andere günstige Gelegenheiten sich auf Reisen begeben kann, und bey seinen Reisen den Zweck hat, arzneywissenschaftliche Kenntnisse einzusamm-

len, der muß, wenn er den mindesten Nutzen haben will, wenigstens größtentheils ausstudirt haben. Es ist gut, wenn er schon den Doktorgrad angenommen hat, weil es leichter ist, bey den Gelehrten und Vornehmen einen Zutritt zu erhalten, wenn man eine graduirte Person, als wenn man noch ein Student ist. Bey seinen Reisen muß man denn besonders die Bekanntschaft und das Wohlwollen der Gelehrten zu erhalten suchen. Wir sagten nicht ohne Bedacht, daß man nicht eher auf Reisen gehen sollte, als nachdem die akademischen Studien geendigt sind, und man den Doktorgrad angenommen hat. Denn wenn man so weit ist, hat sich die Urtheilskraft gegründet, der Geist geschärft, und man kann es wagen, sich mit gelehrten Leuten in eine Unterredung einzulassen, welches doch in ganz jungen Jahren nicht angeht. Ausserdem haben besonders die Englischen Gelehrten die Gewohnheit, daß sie sich nicht leicht mit jemanden einlassen, und noch weniger ihm ihre Geheimnisse anvertrauen, wenn sie nicht vorher einen merkwürdigen Proceß, eine seltene Beobachtung, oder dergleichen, vom Reisenden erhalten haben, und es gilt bey ihnen das Sprüchwort: Eine Hand wäscht die andere. Wer sich, ehe er zu reifen Jahren gelangt ist, auf Reisen begiebt, der verschwendet vergeblich Kosten und Zeit; denn die Gelehrten, zu denen er Zutritt verlangt, sind mit vielen Dingen beschäftigt, und

wenden ihre Zeit nicht dazu an, ihm in seinem Studiren zu Hülfe zu kommen; und wenn das auch nicht wäre, so ist doch sattsam bekannt, daß ein junger Student, sich mit allerley Dingen, die ihm noch neu sind, zu anfangs abgiebt, sich gar leicht durch andere Dinge zerstreut, und folglich den Fleiß auf wichtigere Gegenstände nicht verwendet, wie er doch sollte. Wer also, um die Kenntniß, die er als Beflissener und Freund der Arzneykunst bereits sich erworben hat, zu vermehren, nach fremden Ländern reiset, muß schon in reifern Jahren seyn, da die Lebensart regelmäßiger, und die Beurtheilung gründlicher geworden ist.

Fünftes Kapitel.

Von der Erlangung des Doktorgrads.

In Ansehung der Promotion rathe ich, daß der Arzt nicht zu sehr eile, wie es sonst wohl geschiehet, sondern so lange auf Akademien studire, als es seine Kräfte erlauben. Es ist gut, wenn man an sechs Jahre studirt. Was man vor der Promotion von der Theorie erlernt, das hat man. Aber nach derselben hat man leider nur zu viel Beyspiele, daß sich die treflichsten Köpfe auf die faule Seite legen, und mehr auf ihren Geschmack und Vergnügen bedacht sind, als um Fortschritte in der Kunst zu machen. Die mehresten denken, wenn sie nur ein Physikat, und also die lezte Prüfung nach der im Preußischen eingeführten Einrichtung überstanden haben, gehe sie die Theorie nichts mehr an, vernachläßigen sie also nun völlig, und treiben ihre praktischen Geschäfte, ohngeachtet sie die Anleitung ihrer treuen Führer nicht mehr haben. Freylich können sich daran nicht alle binden, da mancher Vermögen oft freylich geringer ist, als ihr Eifer zum Studiren, und es ihnen an den nöthigen Kosten gebricht. Es ist auch recht sonderbar, daß man weder öffentliche

noch Privatanstalten zur Unterhaltung junger Arzneygelehrten findet, da doch die beyden andern Fakultäten so reichlich mit Stipendien versehen sind, und man besonders in den Zeiten, da sie gestiftet wurden, von dem wohlthätigen Einfluß eines ausübenden Arztes auf das allgemeine Gesundheitswohl völlig überzeugt war. Wer daher die Mittel nicht hat, der muß freylich sehen, so gut er kann, durchzukommen. Hoffmann giebt hier den guten treuherzigen Rath, daß er durch eine reiche Heyrath sein Glück machen müsse. Das aber merke ein jeder angehende Praktikus, daß er nicht, so wie er von der Universität kömmt, sich so fort in einer grossen und berühmten Stadt niederläßt, auch in seinem Vaterlande muß er nicht gleich praktisiren, sondern lieber einige Jahre an einem unbekannten Orte anfangen, und sich die Achtung, die er sich gleich Anfangs erwirbt, zu erhalten suchen. Wer Gelegenheit hat, einige Jahre von einem ältern Praktikus angewiesen zu werden, und unter dessen Aufsicht seine praktische Laufbahn zu eröfnen, kann sich glücklich schätzen, weil er um so richtiger die Arzneymittel anwenden lernt, und sich durch fremde Hülfe einen Schatz von praktischer Erfahrung sammlen kann, welches auch nicht ohne allen Gewinnst an Einnahme seyn wird, besonders, wenn ihn die Kranken immer bereitwillig und dienstfertig finden. End-

lich muß ich noch erinnern, daß er sich hüten muß, gleich nach der Universität in den Ehestand zu treten, wenn er nicht ein sicheres und grosses Glück durch seine Heyrath machen kann. Denn eine Frau und ein mit der Verheyrathung nothwendig verbundenes grösseres Hauswesen nehmen die Hälfte der Zeit weg, die man sonst gern zum Studiren anwenden möchte.

Zweyter Theil.

Vom Betragen des Arztes gegen Medicinalpersonen

Erstes Kapitel.

In Ansehung anderer Aerzte.

Die allerschwierigste Sache im Leben eines praktischen Arztes ist die, mit seinen Kunstgenossen in freundschaftlicher Harmonie zu stehen. Kaum zwey Aerzte — sie müßten allenfalls aus einerley Schule seyn — denken über einen Fall einstimmig. Woran liegt das? An der Unsicherheit und Ungewißheit der Kunst wenigstens nicht ganz, denn selbst die Anwendung positiver Gesetze des Rechts auf streitige Fälle ist mehreren Zweifeln unterworfen, der Richter dürfte ja auch sonst den ganzen Streit nicht einmal nachlassen; in der Arzneykunst aber giebt's sehr wenige Gesetze, die man durch die von jedem reinen Verstande erhaltene allgemeine Bestättigung für positive erklären kann, und die Anwendung selbst dieser Gesetze findet so viel Verwickelung, der Mittelsatz ist so schwer zu erweisen, oder überhaupt auszumitteln, daß die Uneinigkeit in Lehre und Verfahren gar nicht Wunder nehmen kann. Um so mehr dann,

wenn das Gesetz, die Regel, die Heilmethode noch nicht einmal so ganz fest steht, oder gar höchst schwankend ist, als bey der Behandlung des Krebses, der uns so viel Ursachen möglichen Schwindsucht u. a. m. Diesen Unterschied in Lehre und Meinungen vermehrt noch der Eigennuz, und die von der Schwäche der menschlichen Herzens beweisgebenden Leidenschaften. Jeder rennt den Weg, der zur Ehre und Reichthum führet, und da kommt's ihm nun nicht darauf an, ob er andere, die er sich im Wege findet, unvorsichtiger Weise in seiner Eilfertigkeit umläuft, oder ob er sie umstößt, mit allem Vorbedacht von der Seite wirft, wenn sie sonst vor ihm anlangen, oder ohne diese Gewaltthätigkeit den Fortgang sperren würden.

Es ist in der That weit leichter, machiavellische Klugheitsregeln vorzubringen, als die wahre Mittelstrasse zu halten, und durch eine weise Klugheit die Kabalen und die im Verborgenen oder öffentlich gelegten Schlingen zu vermeiden; ein praktisches Glück zu machen, ohne daß das auf die Kosten oder durch den Umsturz eines Mitgenossen geschehe; kurz, klug zu seyn, ohne aufhören redlich zu seyn.

Möchte es mir doch gelingen, das, was mich eigene Erfahrung, Beobachtung anderer, und einiges Nachdenken über diesen mißlichen Punkt gelehrt hat, so treu vorzutragen, daß

meine jüngern Leser Unterricht finden, und ich dennoch nicht, wie ich wohl eher beschuldigt worden, in meiner Sphäre wegen angedichteter Anzüglichkeiten verunglimpft werde. So ist aber der Lauf der Welt. Ein jeder, der fühlt, irgend eine jede allgemein gesagte Wahrheit auf sich anwenden zu müssen, den sein Gewissen erinnert, daß er sich selbst im gerügten Fall befinde, glaubt, er habe dem Bilde zur Abzeichnung gesessen, und bedenkt nicht, daß allgemeine Grundsätze allerdings von einzelnen Erfahrungen abgeleitet seyn müssen; daß aber, wenn der Moralist behauptet, kein Mann von Ehre müsse der geistigen Getränke so viel zu sich nehmen, daß er sich im Koth herum wälze, er doch nicht geradezu, sondern nur per directum den Herrn Burgermeister, Pfarrer oder Amtmann mit gemeint habe.

Um in dieser Sache ordentlich zu verfahren, will ich erstlich von dem was einen Arzt vor dem andern wahre Vorzüge giebt, in Verbindung mit der Anzeige der falschen reden; und hiernächst auf die Fälle kommen, da der Arzt mit andern Aerzten in Kollision geräth.

Dieses Kapitel ist sehr wichtig, da in grossen Städten das ganze Glück eines Praktikers mehrentheils von dem guten Vernehmen mit seinen Kunstgenossen abhängt, deren Haß und Kabale ihn stürzen kann, da ihn ihre Freundschaft wieder empor heben wird.

Es ist hier nicht die erste Gelegenheit, die ich ergreife, um die wahren Vorzüge eines Arztes gegen die scheinbaren und falschen in ihr Licht zu stellen; schon in einer andern Schrift habe ich davon verschiedenes gesagt. Dort aber hatte ich zur Absicht, das Publikum von den Eigenschaften zu unterrichten, worauf es bey der Wahl seines Arztes und bey der Verschuldung seines Vertrauens in einem so wichtigen Fall Rücksicht nehmen sollte. Ich habe mich dabey verschiedenen Urtheilen ausgesezt, die ich mir gefallen ließ, und geduldig ertrug, weil ich mir bewußt war, die Wahrheit gesagt und ohne Nebenrücksicht gesagt zu haben. Vielleicht hab' ich, wenn man mich in meinem Zirkel lieset, ein Gleiches zu gewärtigen; das soll mich aber nicht abhalten, meine Ueberzeugung treu und aufrichtig mitzutheilen, um so mehr, da ich weit entfernet bin, mich selbst zum Muster aufzustellen, sondern meine eigenen Schwächen vielleicht besser, als ein anderer, der in mein Inneres nicht sieht, und sie also nicht alle entdecken kann, selbst kenne; mir es auch nie einfallen ließ und lassen werde, irgend einen verdienten Mann zu kränken. Doch genug von mir selbst.

Es ist wohl kein Vorzug, auf welchen die Welt so sehr sieht, und der die Aerzte selbst, die dahin gelangt sind, so sehr zum Stolz zu berechtigen scheint, als Erfahrung und Alter.

Ich setze allerdings beydes in Verbindung, denn das Alter ohne Erfahrung ist augenscheinlich gar nichts werth; man beurtheilt aber leider die Erfahrung blos nach dem Alter.

La Metrie, ein Mann, der auch ernsthaft sprechen kann, und dessen Urtheile alsdann nicht minder schätzbar sind, als seine Satire oft nur zu treffend ist, sagt hierüber viel Wahres. Ein junger Mensch, sagt er, der sich der Arzneykunst widmet, muß sich als einen Schriftsteller betrachten, der Gedult genug besizt, ein Werk zu schreiben, das ihm zwar Ehre und Nutzen, aber erst nach zwanzig und dreyßig Jahren bringen wird. Das Gewicht der Jahre ist, fährt er fort, eine sehr elende Zuflucht; es heißt die Schwachheit selbst zum Vortheil anrechnen, und der Kindheit des Geistes Lebhaftigkeit beylegen. Das Alter eines Mannes von Genie, der von seiner zartesten Jugend dies glückselige Geschenk der Natur ausgebildet, und der lange Zeit hindurch mit Ernst und Fleiß die Kunst studirt hat, kurz, der schöne und gründliche Kenntnisse besizt, ist ein ehrwürdiges Alter, so ehrwürdig, als der Mann selbst, der diese Talente besizt.

Vergebens pocht hingegen der Greis auf seine Erfahrung, wenn sie sich weiter nicht, als auf Leichname erstrekt, und er aus neun hundert neun und neunzig Fällen schliessen gelernt hat, daß er beym tausendsten Fall anders

verfahren müsse. Der Mann kann tausend Jahr alt werden, und sein ganzes Leben wird doch nur eine Folge von Durchgängen, (cursus) Fehlern, Irrthümern und Vorurtheilen ausmachen.

Ein mit ehrwürdigen Silberhaar geschmückter Arzt, von gebildetem Genie, sollte es daher nie übel nehmen, wenn der jüngere Kunstgenosse ihn ehret, nicht, weil er alt ist, sondern weil er durch sein Alter reicher an wohlerworbener Erfahrung ist. Wir alle, die in unsern Adern noch das Feuer des männlichen Alters fühlen, sollten billig die Thorheit und den Selbstdünkel der Jugend hinter uns, und den Argwohn und die Zweifelsucht des Alters noch nicht erreicht haben: „ich hoffe ja auch alt zu werden vor dir, Allgütiger!„ betet Herr Herz.

Newton, der nach seinem fünf und dreyßigsten Jahr die Meßkunst völlig zurücksezte. Albinus, der im zwey und zwanzigsten Jahr seines Lebens so viel Anatomie verstand, als im funfzigsten; Abbt, der im ein und zwanzigsten Jahr von Tode fürs Vaterland, und im fünf und zwanzigsten vom Verdienst, so klassisch schrieb; die Bernoulli, Euler, Haller, Mekel! die Aretäus, Börhaave, Sydenham, Degener, Boyle, Borelli, die alle in ihrem Mittelalter ihre der Nachwelt so würdigen Werke aufzeichneten, sollte ihnen der ehrliche Hirt in Chaldäa, der achtzig Jahr lang alle

Abend am Himmel die Sterne angesehen, oder die gute Frau, der dreyßig Jahr beym Schweißabtrocknen entflohen sind, nicht nur nicht nachstehen, sondern wohl gar vorgehen. Ich mag nicht einmal antworten.

So ist's aber auch nicht gemeint. Der ältere Arzt sezt bey sich nicht nur dieselbe Stärke der Theorie, sondern noch den Vorzug des Alters und der Erfahrung dazu voraus; und dies vereinigt, glaubt er, muß ihn über jedem, der nur ein Jahr jünger, als er ist, erheben, und ihn berechtigen, jenen zurecht zu weisen, diesem auflegen, blindlings zu folgen. Ist dieser Fall vorhanden, so wird niemand dem Greise die ihm gebührende Folgsamkeit versagen; ist ers aber nicht, so ist man freylich übel daran, weil man doch nicht gern jemanden ins Gesicht sagt, er gleiche dem Thersites, der sich für einen Adonis selbst hält.

Auch die Menge der Geschäfte ist kein Beweis der Geschicklichkeit, und wenn man's auch dem Volke nicht verdenken kann, daß es nach der Bude läuft, vor welcher die meisten Leute stehen, so fällt das weg, wo man Arzt gegen Arzt stellt. Man kann vielmehr behaupten, daß ein Arzt, der mehr Kranke annimmt, als Zeit und die eingegränzte Ueberschaulichkeit seines Genies zulassen, nie gut beobachten, und eben darum gerade wegen seiner vielen Kranken vor dem

minder beschäftigten Praktikus nicht mit hinreichendem Werth bestehen kann.

Vom Vermögen, von gethanen Reisen, vom Besiz eines öffentlichen Amtes, vom Schuz der Grossen, will ich nichts anführen, dies sind Zufälligkeiten, von denen nichts abhängt. Etwas mehr scheint der erworbene schriftstellerische Ruhm eines Arztes zu bedeuten *).

Es giebt der Buchmacher, wie sie die Engländer nennen, überhaupt zwo Gattungen, die guten und die schlechten. Es kan jemand ein schlechtes Buch geschrieben haben, und ein guter Arzt seyn. Umgekehrt kann jemand ein gutes Buch schreiben, und doch darum im praktischen Fach nichts mehr leisten. Das leuchtet von selbst in die Augen. Indessen hat das allgemeine Urtheil, wenn es vom Schriftsteller auf den Arzt übertragen wird, etwas für sich. Man glaubt, daß der Mann, der sich hier als ein denkender Kopf gezeigt hat, eben dasselbe Gefühl des Wahren mit ans Krankenbette bringen werde. Leider beweisen tägliche Erfahrungen das Gegentheil. Wie viel Entschlossenheit hat der Arzt nicht nöthig! In einem Augenblick gilt es oft

*) Ich habe eben das im ersten Stück meiner medicinischen Unterhaltungen (Dessau 1782) gesagt; weil ich aber vermuthen muß, daß diese in den Händen der mehrsten Leser nicht sind, führe ich die hiehergehörige Stelle an.

um Leben und Tod. Und nun folgt doch gar nicht, daß dieser Mann, der auf der Studirstube, im Bezirk seiner rathgebenden Bibliothek, am Schreibepult, die möglichen Fälle genau gegen einander abzuwägen weis, dieselbe Fertigkeit bey der schnellern Ausübung eben zeigen werde. Der General, der die beste Disposition macht, führt sie oft schlecht genug aus, und umgekehrt, Gegenwart der Geistes, und dies angeborne Gefühl des Wahren, das die Natur nur wenig Menschen ertheilt, erlernen sich nicht im Musäum, und können auch nicht nach den Früchten desselben beurtheilt werden.

Mancher Arzt thut sich viel darauf zu gute, daß er Kenntnisse besizt, die der Kunst doch eigentlich ausserwesentlich sind. Von Ihm gilt zum Theil eben das, was ich vom Schriftsteller gesagt habe, daß solche Mittel seyn können, sich in Gang zu bringen, und unter die vielen Efforts pour parvenir stehen mögen, z. B. Galanterie, Schöngeisterey, Zeitungskenntniß, Anekdotenkrämerey, und dergleichen, geb' ich zu, was thut das aber zur des Werths von Künstler? Ich gehe hier noch weiter: auch die ausschliessende Autorität, die sich ein Arzt in irgend einem Theile der Kunst erworben hat, ist ein eingebildeter Vorzug. Es hat Fälle gegeben, daß Anatomen, die die glücklichsten Entdeckungen machten, kein Recept schreiben konnten, und Scheidekünstler, die die Arzeneyen in ihre Be-

standtheile zerlegten, keine Faser von den Werkzeugen kannten, auf welche Bestandtheile doch wirken sollten.

Wenn man indessen die Verhältnisse ansieht, in denen der Arzt mit andern Zunftgenossen steht, so sind es folgende. Erstlich: Zuförderst mit den vorgesetzten Medicinalkollegien. Sehr unweise würde es seyn, wenn man sich diese zu Feinden machen wollte. Ihnen ist von derjenigen Hand, Gewalt verliehen worden, die sie vertheilen konnte, und man ist ihnen also Folgsamkeit und Achtung schuldig. Wohl zu verstehen, den Kollegien, deren in einen Körper vereinigten Gliedern, das öffentliche Ansehen übertragen ward, nicht aber einem einzelnen Mitgliede, welches ja, wie ein jeder anderer Arzt des Gerichtszwanges, dem Kollegio besonders unterworfen ist. Sich Feinde zu machen ist überhaupt, und wie ich sagte, in diesem Fall besonders unweise. Nur freylich kann nicht immer der Arzt so vorsichtig alle Art von Gelegenheit vermeiden, daß er nicht in eine immer unangenehme Collision geriethe. D. Weber und der Berner Gesundheitsrath geben davon ein auffallendes Beyspiel. Was soll man da thun? Beym Gefühl, daß man unwürdig behandelt ist, sich als Mann zeigen, keine Beleidigung verschmerzen, ehe sie nicht gerächt worden oder doch gerächt werden konnte? Dies würde wieder unweise, und dann auch nicht mit der Güte des Herzens, die ein Arzt

vorzüglich besitzen sollte, einstimmig seyn. Nun, was dann? 1) Selten ist ein solches Kollegium ganz einstimmig, wie wir noch kürzlich von dem musterhaften (?) Kollegio zu Münster ein Beyspiel gehabt haben. Man wird also suchen, nicht beyden Partheyen anstößig zu seyn, und sich durch die eine gegen die andere schützen. 2) Es kann aber der (bey vieltausend entgegengesezten Fällen dennoch mögliche) Fall seyn, daß die Glieder einstimmig sind, und entweder, weil sie die Sache nicht gehörig einsehen, oder auch, weil sie glauben, ihre Privatsicherheit und Interesse, so wenig dies hier ins Spiel kommen sollte, erfodre es, alle für einen Mann zu stehen. Hier ist oft noch der Ausweg möglich, sich an ein auswärtiges Kollegium oder Fakultät, wie in Münster so gar gesezlich ist, wenden, und den medicinischen Schöppenstuhl so gar in Vorschlag bringen zu können. 3) In einigen Ländern ist aber dies nicht nachgelassen; in diesem rechtfertige man dennoch sein Verfahren durch ein von geschickten Fakultäten erbetenes unpartheyisches Gutachten, und suche sich in der Person eines grossen und Einfluß habenden Mannes Schutz zu verschaffen. Dies ist ein sehr gutes Mittel, was dazu selten fehlschlägt, weil man im Publikum noch immer gutes Herz genug voraussetzen kann, daß es geneigt ist, den Unterdrückten auch für unschuldig zu erkennen, und nun mit dem gegen den Druck der Unschuld vereinigten Haß,

die Sache der Unterdrückten zu ergreifen. Und da, wo es um Ehre und Brod ankommt, wird man doch auch nicht unmoralisch handeln, wenn man sich an solche Männer von Gewalt im Staat wendet, von denen man ohnehin weis, daß sie gerne gegen das Kollegium Parthey nehmen. Hat das Kollegium Unrecht, und ist das so gar leicht erweislich, so werden sie um so lieber zutreten; ist es nicht, so werden sie vielleicht doch noch etwas thun, und auf alle Fälle muß die Empfehlung oder die Vorsprache anderer Herren, die der Mitglieder Freunde, oder ihnen ehrwürdig sind, das Uebrige thun. Indessen wird es mehrentheils leicht seyn; sich vor gleicher Verwickelung in Acht zu nehmen. Sollte, da wir alle schwache Menschen sind, ein der Rüge werther Irrthum vorfallen, so wird er leicht übersehen werden, wenn man ihn gesteht, und nur zeigt, wie so leichter begangen werden konnte.

Die Mitglieder der Medicinalcollegien glauben gewöhnlich am Krankenbette, eben so über jeden Arzt richten zu können, als in der Seßion. Dies wird freylich dem Arzt, der sich seines Werths, ohngeachtet er nicht Medicinalrath heißt, bewußt ist, unerträglich werden, wenn es offenbar zu seiner Demüthigung gereicht. Indessen bin ich der Meinung, daß es mehrentheils seine Schuld ist, wenn dies Verhältniß lange bleibt. Es giebt hier sehr viele Auswege. Hat

er mit einem Manne zu thun, von dem er voraus sieht; er werde ihn nicht bessern, sein Betragen nicht ändern können: so vermeide er die Gelegenheiten, mit ihm zusammen zu kommen; entweder, indem er ihn nicht zum Konsilio vorschlägt, oder ihn auf eine anständige Art, allenfalls durch gute Freunde unter der Hand, verbittet, oder wenn man ihn aufdringen wollte, indem er sich alsdann entfernt, den Kranken um Entlassung bittet, wichtige Abhaltungen und dergleichen vorschüzt. Diese Maaßregeln finden überall statt, wo man mit einem Mann gemeinschaftlich handeln soll, mit dem eine anständige Gemeinschaft unmöglich ist.

Zweytens. Eine Art von Vorgesezten sind demnächst die Land- und Stadt-Physici. In einigen Ländern vertreten sie, oder der Leibarzt des Landesherrn, die Stelle der Medicinalkollegien; jenes, zum Beyspiel, in den Reichsstädten, als Hamburg; dieses unter andern in Hannover, Dessau und andern Residenzen. Hier gilt denn eben das, was wir in Absicht der Medicinalräthe gesagt haben. In Ländern, wo Medicinalgerichte angesezt sind, haben sie wenigstens die Aufsicht über die in ihrem Distrikt wohnende Heilärzte, sie reichen die Konduitenlisten ein, machen ihnen die allgemeinen Verfügungen bekannt, und mehr dergleichen. Die Vorrechte sind im lezten Fall in der That nur geringe, und sollte nicht Alter, bekannte Geschick-

lichkeit, menschenfreundlicher Charakter, diesen Männern ohnehin schon Achtung und Liebe erworben haben: so suche man alle Verwickelungen zu vermeiden, störe sie in ihren ihnen ausschliessend zukommenden Amtsgeschäften nicht, begegne ihnen mit der Schätzung, die das Ansehen des Kollegii, in dessen Namen sie handeln, fodert, im Uebrigen behandle man sie, wie andere Kunstgenossen.

Drittens. Mit Aerzten, als Aerzten, zusammengestellt, ist wohl die erste allgemeine Regel diese, daß man sich selbst Achtung verschaft; und dazu kein besseres Mittel, als, daß man sich achtungswürdig macht. Einem Mann, der die wahre Erziehung, die den glücklichen Künstler macht, genossen hat, wird sie nicht leicht entgehen! aber freylich ist dies Loos nicht einem jeden gefallen. Danach, dünkt mich, ist jeder, wie seines Glücks, so seiner Achtung eigener Werkmeister, daß er nicht mehr ein Knabe mit unbärtigem Kinn seyn müsse; der Arzt, wenn er in die Welt auftritt, versteht sich von selbst, um so weniger muß man den Mann in ihm jemals verkennen können. Ein gewisser Ernst, der sich ohnehin in der Kunst so vertreflich schickt, die aus dem Ernst fliessende Würde, ein geseztes Betragen, eine zurückhaltende Sittsamkeit, eine nicht aufdringliche Freundlichkeit, eine nicht vertrauliche, noch sich erniedrigende Höflichkeit, männliche Sanftmuth, ein ungekünstelter, hei-

terer, den denkenden Mann entdeckender Blick, machen ja, wie die Erfahrung lehrt, auf die meisten Menschen, und so auch auf Amtsgenossen, einen vortheilhaften Eindruck. Die zweyte allgemeine Regel würde ich darin setzen, daß man nicht zur Unzeit sich Achtung zu erzwingen suche. Es steht dem Arzt sehr wohl, wenn er in einem bescheidenen Vortrage, und in einem angenehmen Ausdruck eine Gesellschaft zu belehren sucht, die Belehrung wünschte; wenn er selbst Gelegenheiten ergreift, die sich ihm darbieten, dies unaufgefordert zu thun. So nicht, wenn ein zweyter Arzt in der Gesellschaft ist. Hier nehme er nicht gern das erste Wort, und wenn man sich an ihn vorzüglich wendete, verflechte er den Kunstgenossen mit ins Gespräch, prahle dann nie, sondern gehe unmittelbar auf die Wahrheit, so einfach wie die Wahrheit selbst ist. Allerdings hüte er sich hier zu schwatzen, sondern alles was er spricht, müsse gründlich seyn, und es wird frommen, wenn er selbst manche Beweise, die geradezu den übrigen Theil der Zuhörenden nicht ganz intereßiren, oder ihren Fähigkeiten völlig faßlich und durchschaulich seyn möchten, ohne jedoch in Pedanterey und Kathederton zu fallen, zu Hülfe nimmt. Es kann nicht schaden, wenn er auf eine unmerkliche Art bekannt machen kann, daß er z. B. griechische, englische, italienische Schriftsteller in der Ursprache lese, daß er in gewissen

Theilen der Arzneykunst besondere Stärke besitze; aber er lasse sich seine Künste mehr abfragen, und scheine gar nicht den hohen Werth darauf zu legen, den der Zunftgenosse sicher selbst darauf legt. Drittens, er widerspreche nicht, setze keine Meinung, wo die Wahrheit und der Kranke nicht darunter leiten, hartnäckig durch! sondern führe einen etwa über zweifelhafte Fälle aus der Theorie oder Erfahrung entstandenen Streit mit kaltem Blute und wissenschaftlichem Anstande. Besonders achte er die Gegengründe des Gegners nicht gering, wenn sie auch völlig nichtsbedeutend wären, denn es wird ja doch angehen, demselben die Schwäche oder die Unwirksamkeit des Einwurfs fühlbar zu machen, ohne ihn schwach und nichtsbedeutend zu nennen; der Streitende wird sich, so bald er die Ueberlegenheit gewahr wird, mit Anstand zurückziehen, er wird das Feld räumen, und dann ist's doch rühmlicher, einen starken als einen schwachen Feind geschlagen oder zum Weichen genöthiget zu haben. Ist der Gegner ein Schreyer, und will seine Meinung durch seine Lunge durchsetzen, so bleibe er ja kalt, werde nicht verlegen, lasse sich nicht merken, daß es ihn verdriesse, aber er gebe zu erkennen, daß er nicht überzeugt sey; dann warte er geruhig das Ende des Polterns ab, und bemühe nur sich mit wenigen aber kräftigen gründlichen Worten zu antworten. Es hüte sich ja, in Hitze zu

gerathen, denn der Sieg und der Beyfall wird nur dem Kaltblütigen zu Theil. Man hat so gut als gewonnen Spiel, wenn der Gegentheil in Leidenschaft ist. Viertens, er vertheidige aber mit männlicher Entschlossenheit die Wahrheit, wo es darum gilt und wo es nützt. Das nenn' ich, sagt Saladin im Nathan dem Weisen, zum Nathan, das nenn' ich einen Weisen, der für die Wahrheit, sein Gut und Leben wagt, und Nathan antwortet: „ja, wo es frommt.„ Es ist unüberlegt, mit schwärmerischer Leidenschaft etwa eine vorgetragene irrige Meinung zu verfechten, wenn dadurch gerade kein Schade und kein Nutzen gestiftet werden kann. Wenn ein Pseudophysiologe von dem drüsigten Bau der Leber spricht, so lasse man ihn sprechen, man schweige, wenn ein anderer das Gehirn für drüsigt ausgiebt; ein dritter, der die Dichterwuth mit Nietzky für eine selbstständige Krankheit annimmt; ein vierter, der Weinsteinkrystall für wirksamer erklärt, als den Weinsteinrahm. Denn so unrichtig, so lächerlich das zum Theil auch ist, so hat es keinen Nutzen, das zu widerlegen; man macht blos Bekanntschaft mit einem kenntnißlosen Kopf — Allein der Fall ist nicht immer Wenn jemand, aufs Wort seines Herrn Professors, alle Brechmittel als höchstschädlich verwirft, die vernünftigen Freunde derselben mit unschicklichen Namen belegt, und dennoch Würgen, bitterer Geschmack, mit gelbem

Schleim überzogene Zunge, stilles Irrereden, (das sich sehr häufig bald zu Anfange eines hitzigen Gallenfiebers einfindet), und andere Zeichen mehr die Reichung einer Gabe Brechweinstein höchst nöthig machen; selbst dann, wenn eine Schwangere von einer heftigen galligten Ruhr befallen wird, und der Nebenarzt wegen der Gegenanzeige wie seine Großmutter an der Regel fest hält, und die nothwendige Ausnahme nicht will gelten lassen: so beharre er fest auf der erkannten Wahrheit, und gebe nicht nach. Wohl ihm, wenn es ihm gelingt, seinen Gehülfen zu überzeugen; schlüge das aber auch fehl: so suche er die Umstehenden und die Angehörigen des Kranken, und vor allen den Kranken selbst zu überführen, daß diese Mittel mehr als jede andere Art von Arzeney hoffen lassen, und der möglich schlimme Erfolg doch nicht schlimmer seyn könne und werde, als die Wirkung der sich selbst überlassenen, oder zu schwach behandelten, so zu sagen nur geneckten, und nicht überwältigten Krankheitsursache. Man lasse andern Recht, so lange man es ohne des Kranken Nachtheil kann; allein wenn dieser darunter leiden würde, muß die gelindere Schonung wegfallen. Wenn man überstimmt würde, so setze man seine Meinung auf, und lasse diese in den Händen der Angehörigen. — Fünftens, man mache keinem Arzt durch eige-

nes Zuthun, so wenig öffentlich, als ins geheim, die ihm zugethanen Familien abspenstig. Nichts erbittert die Gemüther so sehr, als eine unwürdige Handlung. Einer sieht den andern für den Verkümmerer seines Brodes an, jeder sieht nur auf sich und läßt andere sorgen, wie sie fertig werden. Diese Lage der Aerzte und die sonderbare Art zu denken im Publiko ist an den vielen Kabalen, die ein Zunftgenosse dem andern erregt, Schuld. Diese Art sich in Bekanntschaft zu bringen, ist unredlich und in der That unklüglich. Da nichts Böses und nichts Gutes in der Welt unvergolten bleibt, so wird die beleidigte Redlichkeit gewiß durch ähnliche Handlungen anderer sich gerächt sehen; aber man macht sich auch Feinde, die gewiß darauf lauren werden, sich Genugthuung zu verschaffen, folglich ist es auch gegen die Klugheit. Sechstens, man spreche nicht schlecht von seinen Kunstgenossen hinter ihrem Rücken, sondern, wenn sie es irgend an sich haben, lieber gutes, und besonders da, wo man weis, daß sie es wieder erfahren können. Durch Lob, besonders, wenn es nicht ins Angesicht geschieht, kann man viele gewinnen, es ist ein Mohnsaft, der die wildesten Bewegungen mildert und besänftigt. Eben so Höflichkeit, Artigkeit und Achtung. Sollte man ein entgegengeseztes Betragen erfahren, so suche man anfänglich seinen Feind durch Sanftmuth zu beschämen: man stelle sich gleichgültig, als ob man's

nicht merkte, oder nicht darauf achtete: das wird ihn aus seiner Fassung bringen, und endlich Achtung einflössen. Ein Reisender besuchte Voltairen, man kam auf Hallern zu sprechen, und Voltaire urtheilte sehr günstig von ihm. Der Reisende sagte, so gut und glimpflich habe Haller von Voltairen nicht gesprochen, vielmehr scheine er nichts weniger als sein Freund zu seyn. Nun, erwiederte Voltaire, so haben wir uns denn beyde geirret. Siebentens, man tadle nie die Kurart eines andern Arztes mit bittern Worten, und überhaupt so wenig als möglich. Manche haben die verhaßte Sitte an sich, daß sie von nichts gut sprechen, das andere gethan haben und ihrem Hange zur Verläumdung freyen Lauf lassen, sie mögen um ihr Urtheil gefragt werden, oder nicht. Wenn man aber auch gar nicht das Verfahren billigt, so ist's einmal doch möglich, daß dem Arzt Gründe, die uns unbekannt sind, so zu verfahren, bewogen haben konnten. Und ist es auch wirklich in aller Absicht tadelnswerth, so verberge man dennoch sein Urtheil. Ich spreche hier noch nicht vom Krankenbette, weil darüber einige besondere Vorschriften gegeben werden müssen. Ueberhaupt sollte ein Arzt selbst am besten wissen, wie unsicher die Urtheile über ein Heilverfahren sind. Ich will davon eine Geschichte erzählen, woran ich selber in den ersten Jahren meiner

Ausübung Theil nahm. Ein junges Frauenzimmer, ein und zwanzig Jahr alt, zart gebildet und gebauet, hatte vier Jahr zuvor lange an der Gicht gelegen, und vier Wochen vor dem Ausbruch dieses Uebels auf dem Lande in einem dem Zugwinde sehr ausgesezten Hause einige Zeit zugebracht. Im November (wo ich nicht irre) ward sie auf einmal, nachdem sie schon einige Tage über leichtere Klagen geführet hatte, von Schmerzen in der linken Brust, die beym Einathmen sich vermehrten, kurz, die mit den bekannten Zeichen des Seitenstichs, einem heftigen Fieber, hartem Pulse, Husten, unerträglichem Lager auf der gesunden Seite, u. s. f. begleitet waren, befallen. Ich nahm ein antiphlogistisches Verfahren vor, lies mehrmalen Blut am Arme, gab Senejawurzel, Salpeter und Kampfer, lies erweichende verdünnende Getränke trinken und nur flüßige und dünne Speisen nehmen; welches denn den günstigen Erfolg hatte, daß nach ein paar Tagen die Brust völlig frey ward, und an den Fingern beyder Hände sich eine gichtische Geschwulst im zweyten Gelenk einfand. Ich lies die zertheilende und auflösende Mittel noch fortbrauchen, die Hände mit dem in einer Röhre aufgefangenen heissen Dampf von Theewasser bähen, auch dieselbe Lebensordnung und Getränke fortsetzen. Nach noch einigen Tagen erschien ein galligter dünner Durchlauf, der die Kranke alle Viertelstunde aufzustehen nöthigte, besonders zur

Nachtzeit, ohngeachtet man ihr Zimmer, wider alles mein Erinnern geheizt hatte. Dies nöthigte, ohne die Ausleerung zu hemmen, doch ihre Heftigkeit zu mildern; ich gab ihr, in einsaugenden Erden versteckt, einige Abende hintereinander dreyviertel Gran Mohnsaft, und am Tage lies ich die Senejawurzel fortnehmen, welches wirkte, daß die Stühle die Nacht über minder häufig und ermattend und doch nicht unterdrückt wurden. Das Verlangen der Kranken nach Wein und erquickenden ja erhitzenden Dingen war unbeschreiblich groß, ich erlaubte ihr also sehr guten Rheinwein mit Theewasser Citronen und Zucker versezt; um so mehr, da ich sie nun zum kritischen Schweisse, den ich bewirken zu müssen glaubte, vorbereiten wollte. Ich verband also damit das Guajakharz in Salmiakgeist, nach der englischen Vorschrift aufgelöset, und lies hiervon täglich drey mal achtzig Tropfen nehmen. Die Kranke war beym Einnehmen, ohngeachtet ich alle Vorsicht empfohlen hatte, nicht behutsam genug mit einem gehörigen Vehiculo, sie bekam also Blasen auf der Zunge, und verlangte zur Stillung des Durstes rohen Wein, den man ihr ohne mich zu fragen gab, und wovon sie ein bis zwey Spitzgläser voll trank. Nun vermehrte sich die Hitze sehr heftig, ich fand sie am folgenden Tage gegen Mittag wieder mit etwas härterm und geschwindern Pulse, wollte aber nun nichts weiter, selbst die

wieder nöthig gemachten kühlenden Vorschriften, allein anwenden, da man einen andern Arzt, ohne mich zu fragen, izt zu Hülfe gerufen hatte, dessen Beystand man mir doch abschlug, da ich ihn viele Tage vorher verlangte. Ich überlies die Kranke also den Händen ihres neuen Schutzgeistes, der denn glaubte, alles was ich gethan hatte, tadeln zu müssen, mein Opium, meine Guajakauflösung verwarf, und die Kranke in einem gefährlichen entzündlichen Zustande getroffen zu haben versicherte. War dies Urtheil nicht zu früh, und sollte man daher nicht billig sich erst von den Gründen des Verfahrens, und den Umständen, die diese Gründe angaben, unterrichten, ehe man ein unglimpfliches Urtheil wagt, zumal wenn es noch einem in seiner Aufkeimung begriffenen, sich entwickelnden angehenden Arzte schädlich werden kann? So unverdient wehe wird man oft einem Manne thun, dem man mit beyden Händen Beyfall zuklatschen müßte, wenn man nicht blos aus Datis, die unzureichend sind, nicht blos aus Recepten, die man mit dem izt gefundenen Zustande vergleicht, seine Urtheilsgründe hernimmt. Freylich machiavellische Politik ist es nicht, seinen Zunftgenossen mit Anstand zu begegnen; vielmehr müßte man in seinen weisesten Entwürfen nichts gutes entdecken können, und den Kranken glauben machen, daß es hohe Zeit geworden, sich so unvorsichtigen und unverständigen Händen zu

entreissen. Mancher hat dadurch sein Glück gemacht, und im Publiko ist man thörigt genug, sich von tadelsüchtigen Großprahlern mißbrauchen zu lassen. Dies Mittel werde ich indessen nie gebrauchen, lieber will ich getrost und förmlich auf die ganze ausübende Kunst Verzicht thun. Achtens, man sey behutsam im Lobe, und traue so wenig einem mit beyden vollen Backen ausgesprochenen Lobe eines andern. Es ist eine Aufmunterung, die dem Verdienst gebührt, und die es wohl ertragen kann, wenn ein sachkundiger unpartheyischer und wahrheitsliebender Mann ihm seinen Beyfall giebt. Wenn man uns aber lobt über Dinge, wo wir fühlen, wir haben kein Lob verdient, oder uns ohne Schranken für eine ganz gemeine Handlung erhebt: so ist zu befürchten, daß der unzeitige Lobredner uns entweder betrogen habe, oder noch betrügen wolle. So denken denn andere auch von unsern Lobsprüchen, die wir ertheilen. Dies ist die Regel von einer Seite angesehen. Von einer andern ist's auch nicht klüglich gethan, ganz gemeine Handlungen allzustark Lob zu preisen. Wir machen uns der Unwissenheit und Unerfahrenheit verdächtig, wenn wir sie des Lobes werth finden, da ihnen nur Beyfall und Billigung zukömmt. Eine gewisse jedoch nicht verächtliche Gleichgültigkeit anzunehmen, hat den meisten Nutzen; besonders gilt es da, wo unsere Meinung über den Erfolg des von einem Arzt

eingeschlagenen Heilverfahrens verlangt wird. Loben wir es, so machen wir uns zu Mitschuldigen, wenn der Ausgang mißgelingen sollte. Wenn wir es tadeln, und die Krankheit nimmt einen erwünschten Ablauf, so erklärt man uns für Verläumder, die nur auf alle geschickte Männer was wissen. Bey unsern Kunstgenossen bringt sie uns Achtung zuwege, diese blos gleichgültige Billigung; unser Lob wird ihnen um so mehr werth seyn, wenn wir es theuer verkaufen, und dadurch im Preise erhalten, daß wir es nur selten ertheilen, und dann werden sie sich um so mehr bemühen, unsere Achtung zu gewinnen, je gegründeter die unsrige durch diese Vorsicht bey ihnen geworden ist.

Ich könnte diese Vorschriften vielleicht noch erweitern, allein ich halte dies für hinlänglich im Allgemeinen. Jezt wollen wir uns zu besondern Fällen wenden.

Zuförderst von Berathschlagungen der Aerzte. Hier finden folgende Fälle Statt: Entweder wir waren der erste Arzt, und erhalten einen andern zur Hülfe; oder wir werden einem Arzte auf dieselbe Weise zur Hülfe gerufen. Oder man verlangt eine vollzählige Berathschlagung, wo wir wieder entweder erster und gewöhnlicher Arzt waren, oder wozu wir mit andern Aerzten gezogen werden.

Wir wollen die beyden Fälle zuerst nehmen, wo wir der erste und gewöhnliche Arzt

waren, und folglich bey den Berathschlagungen die Hauptpersonen, oder die Referenten des Gerichts sind. Hier kommt alles auf die Geschicklichkeit an, den Stand und die Lage der Krankheit in ihr gehöriges Licht zu stellen, und dadurch in den Stand zu setzen, daß sie ein richtiges Urtheil fällen können. Hier ist der wichtige Augenblick, der über Ruf und Ehre des Referenten entscheidet. Um so nöthiger hat er, seine Erzählung so einzurichten, daß er keine Gefahr läuft. Ohne Prunk, mit einem gesezten Anstande, nervös, kurz, aber faßlich, hinreichend, in einer verständlichen Kunstsprache, nehme er alles das, was als ein wesentlicher Umstand angesehen werden kann oder muß, zusammen. Er fange vom Alter, der Leibesbeschaffenheit, denen auf die Gesundheit einfliessenden Gewohnheiten, den ehemals erlittenen Krankheiten und der Art ihrer Beendigung an; gehe dann zur Bestimmung der Anlage desselben über, erwähne der gelegentlichen Veranlassung des Ausbruchs dieses gegenwärtigen Uebels; erzähle dann Tag für Tag die Zufälle und Erscheinungen, welche man wahrgenommen, blos historisch, ohne sich in Entwickelung einzulassen; zeige die Regeln an, welche man sich gemacht, die Gründe dieser Regel und die Mittel, wodurch man den Regeln genügen zu können geglaubt habe; man bemerke die Art des Gebrauchs und die nach demselben eingetretenen Veränderungen;

also komme man allmählig auf die dermalen vorhandenen Zufälle und sichtbaren Zeichen, und schliesse endlich mit einigen Sätzen, auf deren Erörterung es im gegenwärtigen Falle anzukommen scheine, und erbitte sich dann die Erinnerungen und das Gutachten des erbetenen Beystandes, oder der Mitglieder der Berathschlagung, mit einem Kompliment, welches weder zu viel sagt, um sich nicht den Beyfall zu erschmeicheln, noch zu wenig, um sich nicht dem Verdacht einer Animosität, Bitterkeit oder Verächtlichkeit auszusetzen. Ich erinnere noch, daß man suchen muß, Angehörige des Kranken zu Zeugen zu haben, in Gegenwart des Kranken aber alle Berathschlagungen zu verhindern.

Nun aber geht der grosse Auftritt an. Zuerst davon, wenn man nur mit einem Arzte zu thun hat. Wie sich ein alter Arzt gegen einen Kollegen von seinen Jahren betragen sollte, davon sag' ich nichts; denn der wird mich nicht lesen, und wenn er mich lieset, es nicht der Mühe werth halten, darauf zu achten. Der jüngere Kunstgenoß vergesse nie, daß man das Alter, auch als Alter, ehren muß. Er hüte sich ja vor allem unanständigen und ihn selbst erniedrigenden Betragen. La Metrie erzählt, daß ein junger Pariser Arzt mit Moulin zu einem Kranken gerufen worden, den der erstere für wassersüchtig erklärt hatte. Moulin wollte das nicht statt finden lassen, und da jener ver=

sicherte, er verspüre die Fluktuation: so war des Alten Gegenantwort: ich muß es besser wissen, ich bin ein alter erfahrner Mann, es ist kein Wasser im Bauch. In der Hitze des entstandenen Streits berief sich Moulin auf sein graues Haar — sein junger Gegner antwortete: was geht mich ihr Haar an, das nicht im Dienste der Arzneykunst grau geworden ist. Wie unanständig, wie entehrend für beyde. La Metrie versichert schadenfroh, daß die dennoch versuchte Paracenthese, Moulins Alters und Erfahrung ohngeachtet, herrlich ausgeschlagen sey. Die Auftritte kommen nicht selten vor, was soll man dazu sagen? Oft, nur zu oft ist warlich der Jüngere Schuld an diesen demüthigenden Auftritten. Wenn er in der Stadt umher läuft, und seinen ältern Kunstgenossen für einen Unwissenden ausschreit, ihm gerade das, worauf dieser, und doch nicht ganz mit Unrecht stolz ist, selbst wenn sie auch nicht völlig kunstmäßig angewandt wären, vorwirft, die Zahl seiner Jahre; wenn er ihm die Schwäche des Geistes und des Leibes, die es mit sich führt, zum Nachtheil anrechnet, ihm zu verstehen giebt, er sey in der zweyten Kindheit des Lebens; wenn er es merklich macht, daß er nur auf seinen Tod warte, sich wider Willen oder Wissen des alten Mannes um seine Aemter bewirbt, ihn ausser Kredit und Thätigkeit setzen will: ist es da Wunder, wenn der Greis das unwürdige Verfahren

schmerzlich empfindet, wenn er, seiner Leidenschaft nicht Meister, ihn wieder drückt, wo er kann, sein Aufkommen, sein Emporstreben verhindert, und den wie einen Knaben behandelt, der sich wie ein Knabe, der seinen Zweck nicht erreicht, muthwillig und hämisch an ihm reibt? Ist es Wunder, wenn der alte Mann, der sein ganzes Leben hindurch mit der Kabale seiner Amtsbrüder zu fechten gehabt hatte, endlich der Kabale überdrüßig wird, und im Verdruß des beleidigten Alters nun dem jüngern Arzt härter und verächtlicher begegnet, als er freylich sollte? Es giebt gewiß Mittel, sich die Liebe des alten Arztes zu erwerben, und ausser ihr eine gründliche Achtung, aber der Jüngling muß nur auch den Greis nicht hofmeistern wollen. Das Alter hat gern Recht, mit Ernst und Gewalt ist nichts auszurichten. Allein, alles kommt auf die Art an, wie man sich nimmt, und es müßte, meiner Meynung nach, schlecht seyn, wenn man die Sache nur recht angreift, den alten Mann zu seinem Willen zu bewegen. Tadeln muß man nur nie, was er vorschlägt; man muß ihm so viel als möglich folgen, und dann bey einigen neuen Vorschlägen, sich auf jenes Erfahrung berufen, ihm so zu sagen glaubend machen, daß man aus seinen Quellen schöpfe. Der ältere Arzt sollte freylich nicht so verächtlich auf uns jüngere herabsehen, und uns nicht die Vorzüge, die wir warlich doch auch besitzen, absprechen.

Man muß sich von beyden Seiten zur Harmonie nähern, und es giebt ein Band, das sie knüpfen kann; es ist dasselbe, das ein mir unbekannter Mann für Vater und Sohn vorschlägt: das Band der Freundschaft *). Der alte Arzt ist zu eigensinnig, in seinen Vorschlägen (er hält sie für Befehle) zu ungeduldig; zum gehorchen der junge zu empfindlich und oft auch zu einsichtig. Jener verwirft Gegenvorstellungen, und bestraft verzögerte Folgsamkeit mit beschämenden Vorwürfen, dieser strebt nach dem Ansehen eines selbst denkenden Mannes, der in allgemein erkannten Grundsätzen doch seinen eigenen Gang behält, der schwersten Pflicht aus Ueberzeugung getreu bleibt, an die leichtesten aber ungern geht, sobald sie ihm Befehle wichtig machen wollen. So verliert der eine Ansehen, der andere Liebe, beyde aber Zufriedenheit mit einander. Als Freunde kommen sie sich nie zu nahe. Da ist der Greis im Freunde dem Jünglinge schätzbarer und ehrwürdiger, und der Jüngling in demselben Charakter, ohngeachtet des eigenen Ganges seiner Denkart, dem Greise liebenswürdiger. Was ist im Grunde für ein Unterschied, den die Jahre machen? Wenn der ältere Arzt

*) S. Allerneueste Mannigfaltigkeiten, eine gemeinnützige Wochenschrift. Erster Jahrgang (1781 – 1782) S. 303. Ueber die Schwierigkeit, daß Eltern und Kinder mit Familien freundschaftlich beysammen wohnen können.

bey dem veränderten Entwurf, der raschen Lebhaftigkeit, dem leicht überschauenden Blick, der nöthigen Entschlossenheit empfindlich ist, und der Jüngere des Aeltern Vorsicht, Einfachheit, und gemächliche Einförmigkeit tadelt, handeln beyde gleich schlecht. Was ist also für ein Unterschied? Der Alte spielt die Rolle vor, der Junge spielt sie nach — weiter keiner! Laßt die Freundschaft sie vereinigen, so sieht der Greis im Jünglinge, was er gewesen ist; der Jüngling im Greise, was er werden wird; und indem sie sich beyde so ansehen, wird jenem des jüngern Mitbruders Entschlossenheit und Lebhaftigkeit, diesem des Aeltern Gleichgültigkeit, kalte Beobachtung und einförmige Ernsthaftigkeit erträglich — ja angenehm. Man sage mir nicht, daß diese durch Freudschaft erzeugte Harmonie unmöglich sey. Hat man nicht gesehen, daß Vater und Sohn, was doch aus so vielen Gründen die Sache noch schwerer, und nur aus sehr wenigen leichter macht, mit dem glücklichsten Erfolge gemeinschaftlich geheilt haben, und da einer nichts ohne dem andern that? Wir Jüngern sind öfter Schuld, als die Aelteren; wir wollen ihnen entziehen, was ihnen zukommt, und was wir einst eben so unbiegsam fodern werden, die zuvorkommende Achtung. Wir bringen gleich das Vorurtheil mit, daß man uns verachte, nehmen jedes Wort, jede Mine, woraus der kranke, mit den Beschwerden des Alters belästigte

Mann nichts Arges hat, gleich in der schlimmsten Bedeutung, und bemühen uns nicht, was doch so sehr unsere ausschliessende Pflicht wäre, ihm seine nur allzugegründeten Vorurtheile gegen uns zu benehmen. Warum werden wir so unwillig, wenn ein Geist, der nun nicht mehr so pfeilschnell rennen kann, wie unserer, nicht mit uns fort will, wenn er dafür den unsrigen zurückhält, und ihn zwingt, vom Boden erst aufzulesen, was wir bey unserm Fluge liegen liessen, oder gar übersehen hatten — wenn's oft auch nur eine Stecknadel wäre? Warum schelten wir immer auf die bösen Alten, wir die doch, so Gott will, selber alt, und wenn das Bösesey͏n dem Alter eigen ist, böse werden? Zimmermann, der mir überhaupt aufrichtig gesagt, zu diktatorisch ist, wie lange hat er nicht aufgehört, gegen andere Kunstgenossen zu schreyen, seitdem er selbst zu Jahren gekommen ist? Das Alter ist leidenschaftlich, schwach; können wir die Natur ändern? darüber zu klagen, das ist eben, als ob wir über das Loos der Sterblichkeit Klage erheben wollten. Bessern können wir den alten Mann nicht, er ist aus den Jahren, da sich der Charakter bildet; der seinige ist gebildet. Umändern können wir ihn also nicht, aber wir können machen, daß uns weniger davon zur Last wird. Wir schlagen Freundschaft als das beste Mittel vor; darum laßt uns die seinige suchen. Nicht er, wir müssen die er-

sten Schritte thun. Wir müssen ihn überzeugen, daß wir darauf Werth legen, ihm Beweise geben, daß wir selbst Achtung verdienen, ihm mit anständiger, nicht kriechender Ehrerbietung begegnen, so wird sich alles übrige von selbst finden. Wir sind so sehr gegen die ältern Methoden. Haben denn aber die neuern wirklich so viel Vorzüge? Viele alte Aerzte bleiben doch auch nicht in dem neuen Gewinnst und Vortheilen der Kunst so zurück, wie man ihnen Schuld giebt. Sie sind freylich nicht so neuerungssüchtig, wie wir; aber ich habe sie belauscht, und dann gefunden, daß sie doch auch Versuche machen. Nun, wenn denn das angerühmte Mittel sich gar nicht so bewährt, wie wir glauben, wenn sie also auch keinen Werth darauf legen und darauf legen können, weil doch Mode und Neuheit nicht in Anschlag kommen sollen? ist's nun nicht unbillig, daß sie uns zu Gefallen ihre alten Freunde gegen einen unsichern Bekannten, den sie erst neuerlich erhalten haben, vernachläßigen, ja ganz zurücksetzen sollen? das ist doch wunderlich von uns, und nur ein Hypochondrist kann das verlangen. — Ich muß frey gestehen, daß ich lieber mit einem wirklich alten Manne gemeinschaftlich handle, als mit einem Arzte, der blos älter ist als ich. In der That sind die Launen des Eigensinnes, der Herrschsucht, der Veränderlichkeit dort nicht so häufig als hier. Schon längst hab' ich mir gern

das Problem erklären wollen, woran es liege, daß gewöhnlich Männer zwischen dem dreyßigsten und zwey und vierzigsten Jahre gerade die unverträglichsten Gesellschafter sind. Ein paar Jahr drüber oder drunter kommen nicht in Anschlag, die Beobachtung aber ist richtig. Vielleicht erkläre ich es auf folgende Art nicht unrecht. Der eben bestimmte Zeitraum von Jahren ist derjenige, da ein Mann von Genie und Kenntnissen emporstrebt. Sich zu heben, das ist sein Zweck, und alles, was ihm vorkommt, soll ihm zum Mittel dazu werden. Alles, was er thut, wird durch seinen Zweck bestimmt. Wie kann er sich leicht heben, wenn er viele Nebenbuhler hat? folglich muß er diese stürzen, unterdrücken. Er ist in dem Alter, wo Geist und Leib in der Stärke ihrer Kraft sind, wo daher alle Leidenschaften heftig sind, am heftigsten die diesem Alter ausschliessend eigene, der Stolz. Wie leicht wird er bey einigen Schwierigkeiten, oder bey einiger Befriedigung, Durst nach Ehre und Ruhm, wie leicht unersättlicher Durst? Nichts ist izt gleichgültig, alles sezt man mit sich in Relation. Den Stümper — zeigt man als Stümper, zertritt ihn, um auch den mindesten Aufenthalt in seinem Gange nicht vorzufinden, das Verdienst — o, der gefährlichste Nebenbuhler! — erzeugt Neid, der Neid Haß, der Haß Zorn u. s. w. Ist nun kein gründlicher Fond von

gutem Herzen da, so wird dem Mann von Verdienst der Untergang geschworen. Man rechne hinzu, daß sich der Mann in seiner Stärke fühlt; daß er sich bewußt ist, er leiste etwas — und nehme das zusammen: kann es einen gefälligen Mitgenossen machen? Weiter: Der Wirbel von Geschäften, in dem man sich so gern um dieses Alter fortreissen läßt, die nächtlichen Arbeiten, die der Gesundheit so nachtheilig sind; die unordentliche Lebensordnung, zu welcher Geschmack und Mode einladen; vielleicht auch die Liebe, und eine übermäßige Befriedigung der sinnlichen Anreize, häuslicher Verdruß, Nahrungssorgen, als natürliche Begleiter dieser Jahre, wie leicht erzeugen sie nicht Milzsucht, oder ohne Milzsucht böse Laune. Und wehe dem, der dann zur Unzeit in den Weg kommt! Er mag sich winden, wie er will, er muß büssen, denn die üble Gemüthsart will ein Opfer haben. Alles dies dauret indessen seine Zeit. Der Stolz ist nach gerade befriedigt, man hat das Ansehen, die Ehrenstellen, und den praktischen Ruhm erreicht, nach denen man strebte; man ist biegsamer, gefälliger, klüger und falscher geworden; die heftigen Leidenschaften sind gemildert, der Ursach des Verdrusses und der Kränklichkeit sind weniger geworden. Man hat Kinder erhalten, die nach gerade viele Kosten erfodern. Stolz und Geiz sind nicht verträglich mit einander; beyde vereinigen sich

daher in dem Hange zur Sparsamkeit und Genauigkeit. Allmählig findet sich eine Gleichgültigkeit gegen die Eitelkeit des Lebens ein; man macht sich wenig mehr aus der Verbeugung des Clienten, oder dem Beyfall des Grossen, wenn sie nicht reel sind, und eine Hand voll Gold ihnen wahren Werh giebt. Man hat nicht mehr etwas zu fürchten: das Ansehen ist gebildet, es ist in seiner besten Stärke, und noch immer mehr im Wachsthum als im Abnehmen begriffen. Man verachtet alles Ueberspannte; heftige Freude, heftige Betrübniß hält man beyde für Thorheit: man lebt, man macht sich keine Feinde, auch keine Freunde, aber man nutzt einen jeden, so gut man kann, und so viel er sich nutzen zu lassen fähig ist. Ein solcher Mann giebt also schon wieder nach, mit dem läßt es sich doch auskommen.

Und in der That, so ist's am besten. Man muß schon die Menschen nehmen, wie sie sind, man macht sie doch nicht anders, und gewiß nicht besser. Nur muß man doch wissen, wie man jeden nehmen muß. Das Betragen gegen Alte habe ich gezeigt. Der Arzt über vierzig hat selten einen eigenen Charakter, er lauret und ist, was andere sind. Der Arzt unter vierzig ist ein Raub seiner leidenschaftlichen Begierde nach Ruhm. Dies im Allgemeinen. Nach dieser Ausschweifung, die wir indessen nicht zwecke

los und absichtswidrig scheint, wenden wir uns wieder zur Konsultation.

Es ist kein grosser Unterschied zwischen einem kleinen und grossen Rathschlage. Der Medicus ordinarius trägt nach den Regeln der Kunst seinen Fall vor, und erwartet nun das Wort des Andern. Dieser giebt uns entweder Recht oder nicht. In leztern Fall thut man wohl, sich auf bescheidene Weise die Gründe der gegenseitigen Meinung auszubitten. Man wird sehen wie sie beschaffen sind, und in welcher Art man sie vorträgt. Hat man Unrecht gehabt, so setze man die Ursachen seines Verfahrens wohl auseinander, und scheine nur in gewisser Absicht als Gefälligkeit nachzugeben. Hat man Recht gehabt, so komme man über das fernere Verfahren überein. Der erste Arzt muß dann die Verordnungen aufschreiben, doch verhüte man, daß man sich nicht in die Feder diktiren lasse.

Wird der Arzt zur Hülfe gerufen, so bittet er sich eine vollständige Krankengeschichte aus, er forsche, wie die Kunst ohnehin vorschreibt, nach den Haupt- und Nebenumständen. Findet er Grund, von dem Verfahren des ersten Arztes abzugehen, so ist es unklüglich, dies in harten Worten zu erkennen zu geben. Es ist freylich oftmals leicht, jenen um allen Glauben zu bringen, um so leichter, da die Veränderlichkeit der Kranken dem Neuen ohnehin schon nur

allzuviel Werth beylegt. Man vergesse nicht: quod tibi non vis fieri, alteri ne feceris.

Am rathsamsten ist, die Berathschlagung allein unter sich und in lateinischer Sprache zu halten. Aber es ist nur zu gewöhnlich, daß sich die Herren um ein Nichts ereifern. Manchmal haben sie so recht die Gelegenheit abgepaßt, andern eins anzuhängen. Da streiten sie sich, ob zwey oder drey Gran vom Salpeter, vom Sedativsalz, ob ein achtel, oder ein viertel Gran Mohnsaft gegeben werden soll. Es gereicht der Zunft zur Schande, wenn die Aerzte uneins sind. Daher schienen sie in Paris, wie in Berlin, Wien, Hamburg und überall sich zu vereinigen. Allein, endigt der Kranke seine Laufbahn, dann heißt es, wie La Metrie sagt: „meine Schuld ist's nicht, ich habe gar nicht daran gezweifelt, ich sah den Ausgang zum voraus, es geschah wider meine Meinung, daß man dies Mittel verordnete.„ Kommt hingegen der Kranke aller der malgré ohngeachtet davon, so eignet sich wieder ein jeder die Ehre zu?

Die Konsultation sezt einen jungen Arzt immer in grosse Verlegenheit. Es ist eine Art von Schauspiel, wo jeder Aktör die Hauptrolle spielen will und nach dem Beyfall des Parterrs ringt. Unbekümmert wie es dem Kranken ergehen werde, bemüht man sich blos den Zu-

schauer zu täuschen: und ihn in den höchsten Grad von Illusion zu versetzen.

Ich bin den Konsultationen nicht gut. Ich gestehe aufrichtig, ich verhindere sie, wenn ich nur kann. Denn es ist zu gewöhnlich, daß nichts dabey heraus kömmt. Der Arzt, den La Metrie Bacouil nennt, schlug bey einer Gelegenheit eine Abführung vor, die Aerzte, die nach ihm sprachen, billigten sie. Sein Charon allein fühlte die Gefahr, aber er lies es dabey, wie seine Vorgänger, und begnügte sich ziemlich pöbelhaft zu sagen: die tummen Teufel müssen schon vergessen haben, daß sie noch unlängst eine Frau in demselben Fall getödtet haben. Hier sind indessen ein paar Klugheitsregeln:

1) Man suche die Meinungen der konsultirenden Aerzte zu ergründen. Nicht in der Absicht, sie anzugreifen, oder zu widerlegen, sondern um desto sicherer das Beste des Kranken dadurch zu befördern.

2) Man habe so selten als möglich, eine besondere Meinung für sich, wenn es nicht die höchste Noth erfodert. Dann aber suche man die Gemüther der Konsultanten durch die Stärke der Gründe, durch die augenscheinlich bessere und durchdringendere Einsicht, und durch eine hinreissende Beredsamkeit einzunehmen.

3) Man bequeme sich so gar nach ihren Lieblingsideen. Wenn nur der Kranke nur nicht darunter leidet, so spreche man mit dem einen von der fixen Luft; erkläre mit dem andern alles aus einem elektrischen oder magnetischen Principio; spreche anatomisch mit dem Anatomen, und chemisch mit dem Scheidekünstler.

4) Zuweilen aber, und die natürliche Klugheit wird ja die rechte Zeit bestimmen, mache man's auch umgekehrt. Man studire die Schwäche seiner Amtsbrüder, und besonders derjenigen, die sie gerne verstecken möchten; wie denn gern jeder ein medicinischer Pansoph seyn wollte. Nun lasse man sich nicht merken, daß man dieser Schwäche gewahr wird, sondern stelle sich vielmehr, als traue man ihm viel zu. Es wird seinen Nutzen haben.

Kurz: Achtung, Liebe, Furcht, suche man sich zu erwerben. Dies ist nicht auf einmal möglich, aber wer sonst die Eigenschaften des Kopfes und des Herzens, die den Arzt machen, besizt, kann sie sich bey fortgeseztem Eifer sicher erwerben.

Da ich in einem folgenden Kapitel vom Verhalten des Arztes gegen die Wundärzte rede, so scheint es überflüßig zu seyn, wenn ich ihrer auch hier erwähne. Allein in verschiedenen Länder, wo die Militärverfassung es nöthig machte, gewisse Wundärzte in das Ansehen eigentli-

cher Aerzte zu setzen, kommt man mit diesen Männern oft in unangenehme Kollision.

Was fehlt dem Arzte, um auch Wundarzt zu seyn? Die Fertigkeit in Handgriffen, vielleicht auch selbst die Kenntniß einiger Regeln. Fehlt's ihm an Anatomie, so ist es seine Schuld; allein er hat auch selbst immer Gelegenheit genug, diesen Mangel zu ersetzen, es giebt überall Leichname, und Thiere und wenn nicht Anatomen, doch anatomische Handbücher, um sich in einer Wissenschaft zu unterrichten, die nur Augen und Gedächtniß verlangt.

Was fehlt hingegen dem Wundarzt, um Arzt zu seyn? Er prüfe sich, und dann mag er selber antworten. Wenn er unpartheyisch ist, und sich nicht mehr zutrauet, als ein Mann von gewöhnlichem Schrot und Korn bey sich voraussetzen läßt, so muß er zugeben, daß er meistentheils nicht viel mehr, ausser der Zergliederungslehre besizt. Ausserdem hoffen wir, daß er die Operationen seiner Kunst zu machen versteht, welche zu erlernen er in Teutschland, und besonders in Berlin die vortreflichste Gelegenheit hat; nicht minder, daß er in dem ihm nöthigen Theil der Materia medica und Pharmazie erfahren ist. Nun aber untersuche er sich weiter, und er wird überall Dunkelheiten und Finsterniß finden — aus Mangel an Litteratur und Durchdringlichkeit des Geistes, der gewöhnlich zu ungebildet ist. Denn jene Jahre, welche die frühere

Blüthe des Gedächtnisses erfodern, sind ihm ungenuzt verstrichen; indessen der künftige Arzt zum Gelehrten erzogen ward, hatte ihn Zwang oder eigene Wahl an das gedankenloseste, mechanischeste Geschäft gebunden. Wie viel Schritte hat der Wundarzt also zu thun, ehe er ein Arzt werden kann.

Der Arzt hingegen braucht nur einen Schritt zu thun, um sich der ganzen chirurgischen Geschicklichkeit Meister zu machen. Einiger weniger Unterricht und Uebung in Spitälern und Feldlazarethen können einen Mangel ersetzen, zu dessen Ersatz ich sag es noch einmal — wenig mehr als Finger und Augen erfodert werden, die einen geschickten Meister aufmerksam zusehen.

Man glaube ja nicht, daß ich die Wundarzneykunst selbst hiermit in eine verächtliche Stufe stellen will. Ich habe vielmehr wahre Achtung für diese Kunst, die vielleicht nützlicher, als die sogenannte Medicin selbst ist. Hippokrates selber, der der Anatomie doch nicht wohlwollte, war Anfangs nicht viel anders als ein gemeiner Wundarzt gewesen. Ich bedaure, daß das Zunftmäßige der Chirurgie eine Art von Abscheu gegen ihre Handgriffe, und, was weis ich's, was mehr? verhindere, daß die Aerzte nicht von Jugend auf diese Kunst eben so sehr studiren.

Dennoch will ich mich rechtfertigen, wenn ich ich behaupte, daß es Aerzten leicht wird, gute Wundärzte zu werden, diesen hingegen sehr schwer, sich zum Werth eines geschickten Arztes zu erheben. Ich sehe im Grunde beyde nur getheilte Zweige als eine Kunst an, und dann ist zwischen den Künstlern derselbe Unterschied, der sich zwischen einem rohen und einem ausgebildeten Genie befindet.

Es giebt auch unter uns Wundärzte, die ich zu den größten Männern unserer Zeit mit Recht zähle. Mit welcher unsäglichen Mühe sind sie aber das geworden, was sie sind! Wie viel ruhlose Nächte hat ihr Verlangen auch nach denjenigen Studien, die den Arzt nur zieren und sein gelehrtes Leben angenehm machen sollten, sie gekostet! Wer kann sagen, daß diese doch nur blos zum Glanz dienen. Aber schon von dieser Seite betrachtet, haben die angenehmen Wissenschaften viel für sich. Sie dienen zur Empfehlung, sie machen den Mann beliebt, den man sonst nicht gesucht hätte. Allein sie sind auch mehr werth als der Glanz beym Zeuge, oder die Politur beym Metall. — Wer einen Hippokrates, Aretäus, Sydenham und Börhaave nicht gelesen hat, kann auf den Namen eines gründlichen Arztes keinen Anspruch machen. Ihre Schriften sind zwar größtentheils übersezt, aber leider wie? Nur erst seit kurzem haben wir die Hofnung, zum Besitz der alten Beobach-

ter auch in unserer Sprache zu gelangen. Dies nicht allein. Es fehlt diesen Männern auch wirklich an Gelegenheit zu denen einem Arzte so nöthigen Hülfswissenschaften. Sie erhalten keine Ordnung in ihrer Art zu denken; lernen nicht ihre Begriffe bestimmen, den Werth und Unwerth der Gründe ihrer Endschüsse einsehen, lassen sich zu sehr durch Analogie und Ohngefähr leiten, geben dem Raisonnement zu wenig, der Erfahrung zu viel, sind leichtgläubig, prüfen nicht, weil sie nicht prüfen können.

Noch mehr. Kaum sind sie ihren Zuchtmeistern, bey denen sie sich zu der niedrigsten Verrichtungen bequemen mußten, entlaufen, so kommen sie als die Gesellen des Regimentswundarztes (denn dafür werden sie eigentlich angesehen) bey einer Compagnie. Nun sollten sie studiren, allein wie wenig Zeit haben sie dazu, und noch mehr, wie wenig Lust. Die vielfache Subordination, der sie unterworfen sind, hat die nachtheiligsten Folgen, sie geht nur aufs Kleid, nicht auf den Menschen; sie sind leicht zu verleiten, und böse Kameraden geben nur zu viel Gelegenheit dazu. Dennoch erhalten sie schon in dieser Zeit einen Haß gegen den wissenschaftlichen Arzt, der von ihren Vorgesezten noch mehr unterhalten wird. Sie nehmen eine dreiste Miene an, dasjenige, was sie sehen und hören, ist ihnen neu, nun denken sie, jedem an-

dern, der das längst übersehen hat, sey es eben so.

Nach einem Verlauf von vielen Jahren, der sie in diesem Stande des Drucks und der Zügellosigkeit zugebracht haben, kommen sie in die Zahl, aus welcher die Regimentswundärzte, der Reihe nach, angestellt werden. Gemeiniglich sind sie dann über dreyßig Jahr alt. Nun sollten sie erst lernen. Wie viel, wie wenig kann das izt werden? Es geschieht blos tumultuarisch, und schränkt sich auf Anatomie, einen Theil der Wundarzneykunst, und etwas weniges Materia Medica ein.

Am mehrsten sind sie auf ihre Anatomie stolz. Allein man sey doch aufrichtig, was ist denn ihre Anatomie? Ein Schwall von Worten, die sie nicht einmal recht, und oft lächerlich aussprechen; eine Namenkenntniß von abgesäuberten Theilen, die ein feineres Messer in der Hand eines geübten Fleischhauers auch zerlegt haben würde. Der Bruder Jakob, der zum Aerger der Pariser Aerzte, die beste Methode des Steinschneidens erfand, war nicht einmal ein Zergliederer. Die wahren anatomischen Endeckungen, von den lymphatischen Gefäßen, z. B., von einigen noch nicht längst erst näher bekannten Nervenpaaren, und dergleichen, sind doch von Männern gemacht worden, die sich auch als gute Aerzte gezeiget haben, da hingegen unsere Oberwundärzte bey ihrem Schlen=

drian bleiben, und bleiben müssen, weil sie von der Mechanik und Physik, die sie kaum dem Namen nach kennen, ununterstützt sind. Wie viel mehr leistet ein Arzt, der sich auf die Wundarzneykunst legt, als sie, die der feinen und gründlichen Anwendung physikalischer Wahrheiten in ihrer Kunst nicht zu bedürfen glauben?

Der Mangel an so vielen, einem wahren Arzte unentbehrlichen Kenntnissen, macht, bey der Verderbniß des menschlichen Herzens, diese Männer nun nicht bescheiden, wie es seyn sollte; sondern er flößt ihnen Haß und Verachtung gegen das ein, dessen sie entbehren mußten. Es kann seyn, daß sie ihre Schwäche wirklich fühlen; aber es ist eben so möglich, daß ihnen so gar diese Kenntniß ihrer selbst fehlt. Ein Arzt ist immer übel mit ihnen dran. Wir können im Grunde unsers Herzens nicht anders, als sie da verachten, wo sie mit uns in Parallele stehen wollen; sie hassen uns dafür mit gleichem Antheil. Der Degen, den sie an der Seite tragen, macht sie roh, und flößt ihnen noch dabey ein wildes kriegerisches Wesen ein. Sie kennen, auch in der ausübenden Kunst nichts als Subordination. Erst standen sie unter ihren Lehrherrn, dann unter ihren Officieren und dem Regimentswundarzt, dann unter dem Generalchirurgus. Endlich wurden sie selbst bey einem Regimente angestellet, nun behandeln sie gleich

strenge ihre Untergebene. Mit einem Arzt aber zusammen berufen, wissen sie selbst nicht, was sie machen sollen. Gewohnt, Befehle zu erhalten, oder zu geben, wissen sie von keinem Ausweg. In der That sind sie auch nicht im Stande, einem Manne, dessen Ueberlegenheit sie doch gewahr werden müssen, mit Ehre und Anstand gegenüber zu stehen.

Thut aber nichts. Dafür helfen sie sich mit allem, was die Kabale und verdienstlose Hinterlist nur erfinden kann. Sie sehen den wahren Arzt als ihren geschwornen Feind an, dem sie allen möglichen Tort zu erweisen suchen müssen. Ein offenes Feld haben sie in seiner Abwesenheit. Dreiste Stirne, die kriegerische Herzhaftigkeit oder Entschlossenheit, die der Degen zur Seite einflößt, giebt ihren Worten Nachdruck, Eingang, Glauben. Das Publikum, dem es gar nicht daran liegt, sich in den bezeichnenden Kennzeichen des guten Arztes zu unterrichten, hält den verwegensten Schreyer für den, der Recht hat. Ins Gesicht sagen sie uns wenig, oder sie verkaufen uns Grobheiten für Gründe, oder wollen wol gar den schüchternen Arzt durch militärische Spottreden lächerlich machen und abschrecken.

Es ist mir unangenehm, das ich noch das sagen muß. Wenn sie durch die Stärke ihres Genies, durch feurigen Fleiß, und rasche Benutzung der angebotenen Gelegenheiten sich über

die gemeine Klasse dieser Männer erheben, so glauben sie, zu eben der Verachtung gegen uns berechigt zu seyn, der wir uns minder geschickten Kunstgenossen doch nicht entbrechen können. Traurig ist diese Bemerkung. Die ausübende Kunst scheint es mit sich zu führen, daß kein Mann von Verdienst solches in andern erkennet, und keiner seines Gleichen vertragen will. Ich freue mich, daß ich hier unter andern Ausnahmen, auch unsers vortreflichen Theden gedenken kann, ein Mann, der, bey so ausserordentlich viel innerm Werth, durch die Achtung, die er Aerzten von Kenntnissen erweiset, sich selbst ehrwürdig macht, der übrigens nichts durch Erziehung war, aber alles durch sich wird, der mit eiserner Unverdrossenheit sich durch so viel Hindernisse durcharbeitete, und der endlich (das geringste von dem, was er verdient), sich das Zutrauen vieler Kranken, die Achtung der Verständigen, die herzliche Ergebenheit seiner Untergebenen, den rührenden Dank der Elenden und Armen, in vielem Betracht den Segen des Himmels, und mit ihm die Aussicht in eine Zukunft erwarb, die für ihm nicht anders, als glücklich ausfallen kann, und in welcher sein Name auch bey den Menschen noch werth seyn wird.

Mit Widerwillen gehe ich wieder zurück. Indessen bin ich den Lesern einige Vorschriften schuldig, welche die Kollision mit den Regimentswundärzten nöthig macht. Hier sind sie:

1) Man nehme durchaus ein ernsthaftes gesetztes Wesen, eine gewisse Würde gegen sie an. Hier, wenn jemals, ist es durchaus nothwendig, sich Achtung zu verschaffen. Sie müssen nicht einmal den Gedanken an Witzeley oder Grobheit aufkommen lassen.

2) Man begegne ihnen höflich und bescheiden, jedoch mit einer gewissen Zurückhaltung, ihrer Fehler wegen mache man sie nicht schaamroth, indessen zeige man doch auch vor den Leuten, auf eine ihnen faßliche Weise, jedoch ohne Bitterkeit oder Beleidigung, was hätte geschehen sollen.

3) Man vertraue sich ihnen nie, denn sie meinen es gar zu selten mit einem Arzte aufrichtig.

4) Man suche sie in ihrer eigenen Verschanzung, in der Anatomie auf, und zeige ihnen den Vorzug der physiologischen Kenntniß eines Arztes von ihrer einfachen Nomenklatur.

5) Man sey bey vorkommenden Operationen allemal selbst zugegen; man zeige dabey, daß man völlig in denselben au Fait sey, lege aber nicht selbst an, doch rathe man ja eins und das andere, besonders sehr wirksame innerliche Arzneymittel an, und hüte sich, ihnen bey der Operation im mindesten keine Handreichung zu thun.

6) Man mache ihnen in einem kurzen, dennoch aber verständlichen und gründlichen Aus-

drucke, die Gründe des Verfahrens bekannt, nehme dabey gedrängt, ohne Ausnahme, alle wesentlichen Zeichen zusammen, und zeige den Nichteinfluß der ausserwesentlichen.

7) Man gebe ihnen ohne Pedanterey den Nutzen zu erkennen, den man aus dem Lesen der alten Beobachter schöpfe; mache aber auch die Litteratur durch unzeitige Pedanterey nicht verächtlich, weil dies gerade den widrigen Erfolg haben würde.

Hiermit wollen wir sie entlassen.

Dem jungen Arzt ist es Anfangs in aller Absicht vortheilhaft, wenn er sich an einen bejahrten Praktikus anschließt. Die Vortheile fallen in die Augen. Er bildet, wenn er in die Hände eines geschickten und treuen Mannes kommt, sich ein praktisches Gefühl, worauf in der ausübenden Kunst so viel ankommt; er gewinnet selbst durch den Namen seines Führers mehr Bekanntschaft, Vertrauen und Geschäfte im Publiko, und behält auch die zum Studiren nöthige Zeit. In der Folge, wenn sich der junge Arzt mehr fühlt, und sein Führer glaubt, er habe ihm eine unendliche Verbindlichkeit, pflegt zwar die Harmonie zu leiden, und es wird daher Zeit, daß sich beyde von einander trennen. Indessen verhüte er ja einen öffentlichen Bruch, welches seinem Herzen, das jenem Dankbarkeit schuldig ist, wenig Ehre bringen

würde. Die Uebernahme eines kleinen Nebenamtes, Verheirathung, eine Reise ins Vaterland, können bequeme Gelegenheiten dazu abgeben; und wenn er sich in die Laune seines Meisters zu schicken gelernet hat, wird dieser selbst nach ihrer Trennung noch für ihn sorgen, ja vielleicht noch mehr, denn zuvor.

Man muß sich einen Arzt zum Freunde und Vertrauten erwählen, der an Jahren gleich ist, Achtung verdient und genießt, und zur Freundschaft Gefühl hat. Mit diesem überlege man jeden wichtigen Fall, der in der Ausübung vorkommt; man suche bey dem Kranken an, ihn mit zu Hülfe zu nehmen, und thue ohne seinen Rath nichts Erhebliches. In jüngern Jahren suche man die Unterstützung eines ältern Arztes auf ähnliche Weise.

Sich selbst und seine Hausgenossen vertraue man diesem, oder doch sonst einem andern geschickten Arzt zur Besorgung in Krankheiten an. Selber ist man entweder zu waglich oder zu schüchtern.

Man vermeide einen gar zu genauen Umgang mit den mehrsten Aerzten, besonders, was die weiblichen Hausgenossen betrift.

Man trete in medicinische Lesegesellschaften, und suche in die Zusammenkünfte praktischer Aerzte zu kommen, falls sie zu wissenschaftlichen Un-

terredungen, und nicht zum Spiel oder zu blossen Vergnügungen bestimmt sind. Man hat davon den Vortheil, daß man alle Vorfälle, die die Kunst angehen, erfährt, von Epidemien genau unterrichtet wird, seine Kenntniß merklich bereichert und oft mit den übrigen Gliedern gemeinschaftlich heilsame Entwürfe im Allgemeinen machen kann. Dergleichen Kollegia medika, die einzigen wahren und nützlichen, sollte es in allen grossen Städten geben.

Zweytes Kapitel.

Vom Verhältniß des Arztes gegen den Apotheker.

Erste Regel. Der Arzt muß die Formeln leserlich und zierlich schreiben. Wer es nicht kann, der sezt seinen Namen aufs Spiel. Der Apotheker beurtheilt den Arzt nach dem Recept. Daher muß er nicht gegen die eingeführte Methode, ein Recept zu schreiben, verstossen, auch nicht Dinge unter einander verschreiben, die sich zusammen nicht vertragen, oder untermischen lassen, damit auch die Form herauskommt, die der Arzt angegeben hat. So muß bey einer Mixtur eine gehörige Menge von Flüssigkeiten, bey Pillen von trocknen und klebrigten Sachen, bey Lattwergen von Honig und Syrup angegeben werden.

Zweyte Regel. Der Ruf des Arztes hängt von der Zubereitung der Arzneymittel ab, so er verordnet hat. Wir geben daher einige Umstände an, unter denen es gut sey, daß ein Arzt selbst gewisse Arzneymittel ausgebe. Diese Sachen nun, die er selbst ausgiebt, muß er nicht gar zu geizig bey Bereitung behandeln, und auch dem Apotheker, wenn er es verlangt, ein richtiges Recept davon mittheilen.

Dritte Regel. Der Arzt muß nichts, als was höchstnöthig ist, verschreiben. Gegen

diese Regel pflegen recht viele Aerzte zu verstoßen, indem sie eine Ehre darin suchen, eine grosse Menge von Arzeneyen in ein Recept zu bringen. Dem Apotheker ist dieser Gebrauch gar nicht unangenehm; aber ausserdem, daß es von gründlichen Aerzten nicht gebilliget wird, hat es auch den Nachtheil, daß man nicht recht von der Mischung der Sachen untereinander, und von der Zuverläßigkeit der Dose so recht überzeugt ist, und welches Mittel soll von vielen, die am Ende wohl gar wie das Geschmiere, der venetianische Theriak zu einer Messerspitze voll gegeben werden, wirken? Man kann immer bey allzuweitläuftigen Recepten den Arzt in Verdacht haben, daß er in seiner Geschicklichkeit nicht recht weit gekommen sey. Es ist zwar wahr, daß manches Mal wohl viele Sachen zusammen ganz nützlich seyn können, auch oft wohl von ohngefehr, allein, da sie nicht nothwendig sind, ist es eine nicht zu entschuldigende Weitläuftigkeit, und schicklicher, das Meiste wegzulassen. Die Natur wird durch die Vielheit der Arzneymittel nur verwirrt und in Unordnung gebracht, daß die Arzeneyen nicht so würken können, wie sie einzeln würken würden, auch der Absicht nach sollten, und der Natur hat man doch die Genesung allergrößtentheils zuzuschreiben.

Vierte Regel. Der Arzt muß den in den Apotheken vorhandenen Vorrath von Arzneymitteln, sie mögen einfache, oder zusammen-

gesezte seyn, und ihre Taxe kennen. Vor allen Dingen muß er auf die Bereitung der Arzeneyen ein wachsames Auge haben, als ob die Spiritus viel Phlegma haben? ob die Oele frisch oder ranzigt sind? ob die abgezogenen Wässer eine Säure angenommen haben? Die Dose der Arzneymittel kann nicht immer einerley seyn, folglich muß auch die Zubereitung immer verschieden seyn. Einige Tropfen von der einen Arzeney sind oft wirksamer, als eine grössere Menge von einer andern. Wenn der Arzt darauf nicht achtet, kann er in grosse Fehler fallen, besonders bey Brechmitteln und Opiaten, wo daher grosse Vorsicht nöthig ist. Solche Arzeneyen nun muß er allemal prüfen, und ihre Zusammensetzung untersuchen, ehe er sie verschreibt. Fast ein jeder Apotheker hat seine eigene Bereitungsart der Opiate; zu Hoffmanns Zeiten hieß z. B. in Minden der Mohnsaft schmerzstillende Essenz (essentia anodyna). Wenn einem Arzt solches nun nicht bekannt ist, so verschreibt er einige Unzen schmerzstillende Essenz und drey Gran Mohnsaft. Man sieht, wie sehr man also dabey verstossen kann. Indessen ist gegenwärtig nicht leicht ein Land ohne sein eigenes Dispensatorium, an welches die sämmtlichen Apotheker sich zu halten verbunden sind.

Fünfte Regel. Man muß schriftlich und nicht mündlich verordnen. Diese Regel sollte in allen Staaten, so wie es im Münsterland geschehen ist, zum Landesgesetz gemacht werden. Der Arzt kann sich durch sein Recept allemal

rechtfertigen, der Apotheker ebenfalls, besonders ist es da, wo ein Apothekerbuch eingeführet ist, von größtem Nutzen, weil sodann kein Unterschleif von beyden Seiten möglich ist. Allein man verhütet auch dadurch manche nachtheilige und so gar traurige Folgen, wie sich ein solcher Fall einmal in Halle zugetragen hat. Die Tochter eines dortigen Geistlichen, die man für das schönste Mädchen in der Stadt gehalten hatte, wird von einem bösartigen Fleckfieber befallen, ihr Arzt verordnet ihr zur Milderung der Hitze Nitrum antimoniatum mit dem besten Erfolg, und man zweifelte ganz und gar nicht an ihrer Genesung. Den Tag darauf findet der gewöhnliche Arzt die Kranke ziemlich wohl, und blos noch Klagen über Hitze. Er geht daher sogleich von dem Hause ihres Vaters in die nahgelegene Apotheke und sagt zu dem Gesellen in der Apotheken, er sollte der kranken Demoiselle ein halbes Quentchen Nitrum antimoniatum schicken. Dieser Geselle nun, der sich verhört hat, und ein Tropf ist, schickt darauf in Abwesenheit des Arztes eben so viel Vitrum antimonii an die Kranke. Kaum hat die Kranke davon genommen, so ruft sie aus: „Man hat mir den Tod gegeben!„ Es finden sich sogleich die allerentsezlichsten Zufälle ein, als ein schreckliches Erbrechen, unerträgliche Schmerzen, und andere Zufälle mehr, und so stirbt sie in sechs Stunden. Solche Folgen kann die Nachläßigkeit

eines Arztes nach sich ziehen. Daher mache man's sich zur Gewohnheit, wie die Regel eben lautet, nicht mündlich sondern schriftlich zu verordnen.

Sechste Regel. Die Zurechtweisung der Apotheker und die Ermäßigung ihrer Rechnungen ist höchst nothwendig. In den Apotheken ist ein solcher Ballast von Arzeneyen, daß man ohne allen Schaden um die Hälfte entbehren kann, besonders, wenn man diejenigen ansieht, die die Alten aus Unwissenheit und Mangel an chemischer Kenntniß unter einander gerührt haben, weil sie zweifelhaft über die Wirkung einfacher Arzeneyen waren, und daher auf die ungereimteste Art alles unter einander mischten. Da ist, zum Exempel, der Theriak, der nicht weniger als funfzig Ingredienzien hat, wovon doch sicher kein Mensch angeben kann, welches Mittel eigentlich wirken soll? Vielleicht sagt man, der Mohnsaft; allein durch die ungereimte Vermischung mit so mancherley Sachen ist er ganz in seinen Bestandtheilen zerstört worden, und weder im Stande, Schmerzen zu stillen, noch Schweiß zu treiben. Was man noch mit ihm thun kann, besteht darinn, daß man ihm eine Säure zusezt, weil er für sich allein allzuhitzig ist. Allein so wie er im Theriak ist, muß doch ein jeder unpartheyischer Mann sagen, daß ein blosses reines Oel oder Milch eine weit stärkere gifttreibende Kraft besitze, als der ehemals so berühmte und

beliebte Mithridat. — Unter den Pillenmassen giebt es auch manche recht abentheuerliche und unnütze Kompositionen. Es wäre zu wünschen, daß alle solche Mittel mit einem Male aus den Apotheken verwiesen würden. Allein es giebt zu viel örtliche und einzelne Umstände bey der Verfertigung eines Dispensatoriums, durch welche die Verfasser gezwungen werden, manches Ding, das sie gern heraus gelassen hätten, dennoch zuzulassen, und man darf sich daher gar nicht wundern, daß man fast kein Dispensatorium hat, in welchem nicht viel unnützes enthalten ist. Es ist leicht zu tadeln, aber schwer, es besser zu machen; es stellen sich unglaubliche Hindernisse den besten Absichten und gescheutesten Einsichten entgegen. So ist der Landmann an manche Dinge, mancher brave Arzt an andere gewöhnt, besonders ist dieser durch eine langwierige Erfahrung vorzüglich von dem guten Nutzen einer Vermischung überzeugt worden, die freylich einer Abkürzung und Veränderung fähig seyn kann; aber unbillig wäre es doch, von dem alten Mann zu fodern, daß er das zurücksetze, was ihm seine vieljährige Ausübung bewährt hat, und dagegen unsere neuern Gebräuche annehme, wenn sie auch viel Vorzügliches hätten. Manche unserer Modekleidungen sind gewiß bequemer, als die Kleidertracht der Alten. Und doch verlangt man nicht, daß sich ein alter Mann wie unsere Stutzer aufputze.

Allein in der Taxe der Arzeneyen wäre am ersten eine Verbesserung zu wünschen und möglich. Es ist wahr, wir haben eine bey unsern Medicinalbüchern, allein theils ist sie immer noch zu hoch, theils kehren sich die Apotheker nicht daran, und es ist unverantwortlich, was für einen Wucher sie mit den Preisen treiben, den man ohne gehörige Aufsicht nicht vermindern oder verhüten wird. Sachen, die einen Thaler kosten, bringen sie zu dreyßig, vierzig Procent an, ja sie machen mehr, denn hundert auf hundert. So verkaufen sie, zum Beyspiel, einfache Mittel, die sehr gemein sind, für einen geringen Preis, wenn aber sie solche allein haben, so verkaufen sie sie sechsmal höher, als ihr Werth ist, und das könnte noch hingehen, wenn sie nur in chemischen Sachen nicht den entsetzlichen Gewinnst nähmen. Zwar geben sie vor, daß sie viel daran wenden müßten, um jedes Jahr die nöthigen Arzneywaaren anzuschaffen, die ihnen nachher zehn Jahr und darüber liegen blieben und von keiner Seele verlangt würden. Allein darauf ist leicht geantwortet, denn man könnte ja alles, was innerhalb zwey Jahren in den Apotheken nicht gefodert würde, mit so manchen albernen Dingen der Alten aus den Apotheken verweisen. Aber man muß auch nicht glauben, daß sie wirklich alle Jahre ihre chemischen Arzeneymittel neu verfertigen, sondern die mehrsten sind eine Verlassenschaft vom Vater

und Großvater. Sie verstecken sich auch, so bald von Ermäßigung die Rede ist, hinter der Taxe, die doch von der Obrigkeit erlaubt sey; sie sollten aber wissen, daß bey den Alten die Chemie wenig bekannt und ausgebreitet war, und es daher anging, daß sie ihre chemischen Geheimnisse, die sie oft um ein hohes Geld erkauft hatten, auch zu verhältnißmäßig eben so hohen Preisen wieder verkauften. Heut zu Tage, da die Scheidekunst immer mehr ausgebildet worden, und in Flor gekommen, verstehen wir uns darauf, dergleichen geheime Sachen mit leichter Mühe und wenigen Kosten selbst zu machen. Allein der Arzt richtet dennoch mit dem Apotheker allein nichts aus, wenn ihm nicht die Obrigkeit und der Landesherr Beystand leisten; indessen hat man doch nicht viel Hofnung, daß allen Mängeln so leicht abgeholfen würde.

Siebente Regel. Es ist gefährlich und schädlich, sich beym Apotheker eine besondere Belohnung für jedes Recept, das man schreibet, auszumachen. Viele Aerzte versehen es darin, daß sie mit dem Apotheker einen besondern Kontrakt machen und versprechen, sie wollen alle ihre Recepte, für einen gewissen Preis aufs Stück, aus seiner Apotheke verschreiben. Es ist nicht gut gethan. Fürs erste verkauft der Arzt so zu sagen seine Freyheit dem Apotheker für Geld, und macht sich zu seinem Sklaven, daher ihm denn jener geringschätzig begegnet,

und vermeinet, daß der Arzt ohne seine Gnade nicht leben könnte. Ferner findet sich wohl der Apotheker durch den kleinsten Anlaß gleich beleidiget, und scheut sich nicht, nachher von diesem Vertrage überall auszuplaudern und den Kranken seinen Geiz zu offenbaren; daher halte ich's für's rathsamste, lieber diese Gewohnheit, die freylich gemein ist, zu verabscheuen.

Achte Regel. Allzugrosse Vertraulichkeit gebiehrt Verachtung. Daher ist es der Ehre eines Arztes nachtheilig, beym Trunk, den der Arzt ohnehin meiden soll, die bekannte Freundschaft mit geringen Medicinalpersonen zu errichten, weil sie dadurch übermüthig werden, und glauben dem Arzt gleich zu seyn; und wenn sie etwan sehr reich sind, so sehen sie den Arzt für eine Null an, wenn er ärmer ist, und trachten nur, ihn zu unterdrücken.

Neunte Regel. Man muß die Büchsen in der Apotheke oftmals nachsehen. Denn man wird bey dieser Gelegenheit viele Fehler finden. Da ist, zum Beyspiel, oft ein anderes Mittel in der Büchse, als der Aufschrift nach seyn sollte, oder die Gifte sind wohl gar in Büchsen. Oder man findet auch, besonders, wenn die Nachsuchung unerwartet kömmt, daß in einer vergoldeten und mit einem prächtigen Titel versehenen Büchse, Spinnengewebe und mehr Schädliches als Nützliches ist. Ihr Stolz mit Geiz verbunden, hat dergleichen Listen erdacht, um Uner=

fahrne zu überreden, was sie für grosse Kosten auf die Zubereitung so vieler und kostbarer Arzneymittel verwenden müßten, und doch sind die Büchsen, besonders die, die hoch gestellet sind, meistentheils leer, wenn man hineinsieht.

Zehnte Regel. Man muß die Arzneymittel selbst, besonders die chemischen und einfachen, mit Fleiß untersuchen. Dies ist ein sehr nöthiges Stück. In vielen Städten wird zwar alljährig, oder auch, wie in Berlin, alle zwey Jahre die Visitation einer jeden Apotheke verfügt, in den Provinzialstädten hingegen, geschieht es oft in vielen Jahren nicht. Wo nun gar kein Medicinalkollegium die Aufsicht hat, sondern der Physikus ihre Stelle vertritt (wie es verschiedene Länder giebt, wo auf dem Physikus allein die Gewalt liegt, die in andern ein besonderes Kollegium hat), da machen die Apotheker mehrentheils es durch Geschenke schon so, daß am Ende doch nicht viel dabey herauskömmt. Indessen sind Apothekenvisitationen doch nöthig; in den Königlich Preußischen Landen aber sind entweder beständige, oder auch unbeständige Kommissarien, die dazu eigen angesezt werden. Da hat man denn nun erst die einfachen Sachen anzusehen, ob sie etwas taugen oder nicht? Dann muß die Reihe an die chemischen Mittel kommen, da man denn ihre Bereitung und den ganzen Proceß, der dabey angestellet worden, nachzusehen hat. Endlich besichtigt man die zu-

sammengesezten Arzeneyen, und sieht dabey, ob sie frisch oder verlegen sind? Die andern zusammengesezten Sachen, als die Theriake und dergleichen, die sich von den Alten her noch so in den Apotheken erhalten haben, sind der Mühe des Prüfens nicht werth. Ueberhaupt ist so schon wahr, daß der allergrößte Theil von einfachen und componirten Arzneymitteln überflüßig ist. So sind die Vorräthe von Zuckersachen völlig unnöthig, da sie jedesmal frisch gemacht werden können. Die mehrsten Balsame können abkommen; eben so alle Extrakte, diejenigen ausgenommen, die ein festes Salz besitzen, oder ein Harz, eine Bitterkeit, oder sonst eine zusammenziehende Eigenschaft haben. Die abgezogenen Blumenwässer, die eine schmerzstillende Kraft haben sollen, sind auch unnütz. Sachen die ein flüchtiges Salz haben, in Pulver aufzubewahren, ist ebenfalls unnütz, so zum Beyspiel die Rhabarber, deren Oberfläche, wenn sie in der Substanz an der freyen Luft liegt, in wenigen Tagen so unwirksam wird, daß so gar ihre röthliche Farbe in Gelb verwandelt wird, und sich selbst ihr Geschmack verliert. Geschieht das mit der ganzen Wurzel, so wird es natürlich um so eher geschehen, wenn sie pulverisirt ist, da ihre Arzeneykraft in so viel Theilchen getheilt, der Verderbniß um so weniger widerstehen kann. Von Säuren brauchen nur wenige aufbehalten zu werden; alle Konserven, ausgenommen die

von Rosmarin, Löffelkraut, rothen Rosen, Violen, Citronen und Huflattig (tussilago), können ebenfalls wegfallen. Eben so die Kompositionen, als von trochiscirten Pillen. Von Essenzen braucht man nur wenige beyzubehalten, alle Erden (magisteria), Hefen und die mehrsten Salben sind unnütz, thörigt, und kommen doch in nicht geringer Menge vor. Wenn man auf diese Weise die Apotheken mustert, so wird sichs ausweisen, daß der Apotheker vieler Kosten, worauf er so zu pochen pflegt, wenn von Taxenermäßigung die Rede ist, entübrigt seyn könnte.

Eilfte Regel. Der Arzt muß die Taxe, besonders an dem Orte, wo er lebt, wohl inne haben. Diese Kenntniß wird erfodert, theils die Habsucht der Apotheker in Schranken zu halten, die, ohne sich an ihren Eid zu binden, im Preis der Arzeneyen weit über ihre Taxe hinaus gehen; theils auch um der Kranken willen, weil man sonst armen Leuten theure und reichen wohlfeile Dinge verschreibt, theils endlich, damit man den Kranken bestimmen könne, was sie ohngefehr für das Recept in der Apotheke werden zu bezahlen haben, da solche zuweilen danach zu fragen pflegen.

Zwölfte Regel. Der Arzt muß nicht zugeben, daß der Apotheker ohne seine Einwilligung ein Mittel fürs andere unterschiebe. Die

Apotheker haben ordentlich ein Verzeichniß von Sachen, die sich eins fürs andere sollen nehmen lassen, und sie so wohl als auch ihre Gesellen sind auch gleich damit zur Hand, wenn eins etwa ausgegangen ist, das andere dafür zu nehmen. Dieses muß durchaus nicht statt finden, und man sollte es mit in den Apothekereid setzen, auch bey der Apothekenvisitation sich dieses Verzeichniß zeigen lassen. Zuweilen kann damit Schaden geschehen, z. B. wenn sie statt Violensyrup zu nehmen, den gewöhnlichen Syrup blau färben; oder, statt wie verordnet ist, den frisch ausgepreßten Saft frischer Kräuter zu geben, etwa ein sehr gesättigtes Dekokt verfertigen, wie mir Fälle bekannt sind. Am häufigsten und gewöhnlichsten machen sie mit den abgezogenen Wässern Unterschleif, da sie ein wohlfeiles statt eines theuren nehmen, oder wenn eins abgegangen, willkührlich ein anderes unterschieben. Das muß sich der Apotheker nie unterstehen dürfen, ohne den Arzt zu fragen; die ersten Fälle aber sind gar äusserst strafbar, zum Glück jedoch leicht zu entdecken. Zuweilen lassen sie gar eine Sache ganz weg. Kurz, die Aufsicht, die man auf alle verordnete Sachen haben muß, geht weit. Billig sollte man auch alle Gehülfen in einer Apotheke vereiden, weil doch alles mehr durch ihre, als des Herrn Hände geht, und man nicht fordern kann, daß der Apotheker für alles und jedes, daß oft schlechte

Leute unter den Gesellen thun, verantwortlich sey.

Dreyzehnte Regel Der Arzt muß es sich ausmachen, bey officinellen Kompositionen zugegen zu seyn, wenn sie gemacht werden, und dabey ihre Ingredienzen und Mischung genau prüfen. Es ist nicht so übel, daß in manchen Ländern z. B. wie ehemals im Braunschweigischen dergleichen Sachen aus einem Landesherrlichen Laboratorio geliefert worden, da man denn um so mehr, dafür sorgen kann, daß solche gehörig angefertiget werden. In grossen und in Mittelstädten sollte allemal ein Arzt aus dem Medicinalkollegio dazu angesezt werden, daß er die Aufsicht dabey führe, und die kleinern könnte man zwingen, gemischte Arzeneyen aus den grössern zu nehmen. Ein praktischer Arzt indessen kann es wenigstens in einer Apotheke, woraus er am mehrsten verschreibt, ausmachen, daß er allemal bey gemischten Sachen, die in Vorrath gemacht werden, und er häufig verschreibt, mit gegenwärtig sey. Da muß sich dann der Arzt einen Zettel halten, auf welchem die Verfertigung stehet, oder er darf ja nur zusehen, daß die Vorschrift des Dispensatoriums genau befolgt, und alle Ingredienzen in gehöriger Güte, Menge und Ordnung hinzu gethan werden. Manches mal zeigen die Apotheker alles, was sie dazu nehmen wollen, und wenn der Arzt

den Rücken wendet, nehmen sie doch kostbare Sachen davon. Alle begehen freylich dieses Stückchen nicht, sondern nur einige Geizige unter ihnen.

Vierzehnte Regel. Dem Apotheker muß kein medicinisch praktisches Geschäft gestattet werden, weil er nicht weis, was zum praktischen Genie gehört. Es kömmt ja bey dieser oder jener Krankheit gar nicht auf einen Ballast Recepte an, sondern aufs praktische Urtheil, wodurch man die Ursachen und die verschiedenen Abänderungen der Krankheiten, die Natur der Patienten, und dergleichen untersucht, ohne welches Niemand ein gründlicher Praktikus seyn kann. Da die Apotheker täglich mit Pflanzen umgehen, so haben sie oft eine ganz richtige Kenntniß von den Gattungen und sind also in allen Theilen der Arzneykunst nicht geradezu unbewandert; aber sie lassen sich oft hintergehen, denn was sie thun, das thun sie als Empiristen, und kein Mensch wird doch einem unerfahrnen Schneider ein neues Kleid zu machen geben, da sich seine Kenntniß wohl auf eine Nath zu machen erstreckt, das Zeug aber gewiß durch seinen Zuschnitt verdorben würde. Wer will mit seinem Körper weniger vorsichtig seyn? Wenn aber einige Apotheker in der Arzneykunst, und besonders in der ausübenden, hinlänglich unterrichtet sind, und daher gern praktisiren möchten; so dürfen sie sich ja nur gehörigen

Orts melden und theils ein Probestück einreichen, theils sich den Prüfungen, die verlangt werden unterwerfen, so werden sie mehrentheils und in den mehrsten Ländern, die Erlaubniß zur Praxi, wenn sie bestehen, erhalten.

Funfzehnte Regel. Es ist unschicklich, den Apotheker zu Rathe zu ziehen, mit was für einer Krankheit man etwa zu thun habe, und was man wohl verschreiben möchte. Es scheint dahinter eine Art von Unwissenheit zu stecken. In Ansehung der Mischung könnte es zwar eher statt finden, allein es ist doch in alle Wege besser, wenn sich ein Arzt auch darauf selbst versteht *).

*) Der teutsche Herausgeber hat wegen des Schatzes von praktischen Erfahrungen, dieses Kapitel fast ganz ungeändert gelassen, wie es im Hoffmannischen Entwurf stehet; indeßen erklärt er, daß er nicht so viel Ursache habe, wie der seelige Hoffmann gehabt zu haben scheint, über die Apotheker erbittert zu seyn und für sehr viele würdige Männer unter ihnen die gebührende Achtung heget.

Drittes Kapitel.

Vom Verhältniß des Arztes gegen den Wundarzt.

Erste Regel. Der Arzt muß die gewöhnlichen und gemeinen Operationen den Wundärzten überlassen. Er muß daher nicht schneiden oder brennen, oder Pflaster auflegen, weil es unter der Würde eines gründlichen Arztes ist, und man überall Barbier, Bader und Bruchschneider haben kann. Man verstehe uns aber nicht unrecht; denn wir widerrathen dem Arzt gar nicht, das vortrefliche chirurgische Studium zu erlernen, vielmehr empfehlen wir ihm solches als höchstnöthig und nützlich. Denn der Arzt ist ja verbunden, bey verschiedenen besonders gefährlichen Operationen, als der Paracenthese, der Trepanation zugegen zu seyn. Im leztern Fall muß er dahin sehen, daß die Trepanation nicht bis an die Sutur komme, ferner, daß sie an solcher Stelle geschehe, wo das Blut leichter heraus fliessen kann, und diese Stelle genau bestimmen, auch muß er dem Patienten, wenn's nöthig ist, mit analeptischen und andern Arzneymitteln zu Hülfe kommen. Bey der Paracenthese soll der Arzt dahin sehen, daß sie ein gewöhnlicher Wundarzt (denn von selbst versteht's sich, daß hier von den Meistern ihrer Kunst nicht die Rede ist, sondern vom Bader und Bar-

bier) nie allein und für sich vornehme, weil es oft gefährlich ist, alles Wasser auf einmal abzulassen, und ein plötzlicher Tod erfolgen kann. Man ist zwar überhaupt noch nicht einig, ob man das Wasser erst nach und nach, oder, da sich immer mehr wieder zu sammlen pflegt, auf einmal ablassen soll, und ich bin der Meinung, daß darüber keine allgemeine Regel möglich ist, sondern solches lieber der Beurtheilung des Arztes, nach den Kräften, Alter, Leibesbeschaffenheit, Langwierigkeit des Uebels, überlassen seyn muß. Mancher Arzt, der darauf nicht Rücksicht nahm, ist damit übel gefahren; wie vielmehr wird ein unerfahrner Wundarzt darin unglücklich seyn können, wie man zu Hoffmanns Zeiten in Halle ein Beyspiel an einem Sachwalter hatte, der wassersüchtig war, und dem ein Barbier zum ersten Mal gleich an drey Eimer Wasser abgezapft, und dadurch gewiß den nach zehn Tagen erfolgten Tod frühzeitiger verursacht hat. Auch wenn Glieder abgenommen werden, wo man doch Blutflüsse zu befürchten hat, ist die Gegenwart eines Arztes nöthig, um mit Rath und Hülfe zur Hand zu seyn.

Zweyte Regel. Wenn der Wundarzt einen Fehler begangen hätte, muß ihn der Arzt nicht anfahren, sondern in Gegenwart des Kranken mit Bescheidenheit und Sanftmuth zurecht weisen. Diese Regel ist besonders für junge Aerzte, die sich ein Ansehen damit zu geben glauben,

wenn sie die Unwissenheit des Wundarztes recht offenbaren können. Allein damit ist nichts ausgerichtet, als daß der arme Wundarzt um Ruf und Brod kömmt, hernach Gelegenheit sucht, sich hinreichend zu rächen, und gegen den Arzt selbst alle mögliche Verläumdungen ausbreitet.

Dritte Regel. Man muß sich nicht allzuvertraut mit dem Chirurgus machen. Ich habe schon oben die Regel in Absicht des Apothekers gegeben, und will die daselbst angeführten Gründe hier nicht wiederholen; das will ich nur erinnern, daß man sich mit gewöhnlichen Wundärzten vor allen Disputiren über dieses oder jenes zu hüten hat, besonders wenn man seine eigene geringere Kenntniß, und des Wundarztes Ueberlegenheit in einer chirurgischen Materie fühlt.

Vierte Regel. Man muß nicht zugeben, daß ein Wundarzt innerliche Mittel gebe. In Ermangelung und Abwesenheit des Arztes, oder sonst in einem dringenden Nothfall, muß ein Wundarzt zwar solche Mittel, die zum chirurgischen Fach gehören, wissen, als Dekokte und innerlich zu nehmende Aufgüsse von Wundkräutern, Pulver, Krebssteine und dergleichen, die er in solchem Fall als Hausmittel geben kann, ja auch eine gelinde Abführung aus Rosinen, Sennesblätter und Rhabarber. Wenn er in solchen Dingen ganz unerfahren wäre, oder blos ein paar veralterte Recepte hätte, die mehrentheils von keiner Bedeutung sind: so muß ihm

der Arzt einige allgemeine Formeln vorschreiben, die er im Nothfall und bey Armen gebrauchen kann. Allein, wenn ein Arzt zugegen ist, muß ein Chirurgus sich nicht dürfen einfallen lassen, innere Mittel zu geben, und die Verordnung heroischer Arzeneyen sollte ihnen ganz untersagt seyn, als Opiate, stark wirkende Purgier- oder Brechmittel, die ein blankes Schwerd in der Hand eines Kindes seyn würden. Man hat traurige Exempel von solcher unwissenden Tollkühnheit gehabt; so nahm, wie Hoffmann erzählt, ein Barbier in Halle, nach seinem Gutdünken funfzehn Gran Gummi Gutt, wonach er mehr als dreyßig Stühle bekam; da die ersten Wege auf die Art ausgeleeret waren, ging er in seine Stube, trank kaltes Wasser und aß Meerrettig, worauf er unter erschrecklicher Quaal und entsezlichen Leibschmerzen von Zuckungen befallen ward, und so aufs elendeste starb. Man hatte einen Wundarzt, der sein vertrauter Freund war, in Verdacht, daß solcher ihm Gift beygebracht habe, indessen entdeckte man die Ursache seines Todes zum Glück des Beschuldigten an dem genommenen Drastikum frühzeitig genug.

Fünfte Regel. Man muß immer den beßten Wundarzt in der Stadt an der Hand haben. Wenn ein Arzt ein Physikat in der Stadt erhält, so muß er sich gleich einen Wundarzt erwählen, den er vorzüglich in seinen Geschäften gebraucht, und wenn er verreisen muß, zur Be-

handlung der zurückgelassenen Kranken unterrichten kann. Wo kein eigener Kreis- und zu gerichtlichen Geschäften angesezter Chirurgus ist, muß man ein gleiches thun, weil es bey vorkommender Sektion das Geschäft sehr erleichtert, wenn ein Mann, der in der Art, wie es vorgenommen werden muß, schon unterrichtet und geübt ist, unter der Aufsicht des Arztes solches vornimmt. Bey dieser Wahl muß man auf moralisch gute Eigenschaften, auf seinen guten Ruf und auf die Proben, die er bereits in Gesprächen und besonders bey Operationen, und Behandlungen von seiner Geschicklichkeit gegeben, sehen. Auf den Ruf allein zu bauen ist nicht rathsam, denn oft ist das Geschick ungleich geringer, als der Ruf es macht.

Sechste Regel. Wenn es irgend ein bedenklicher Fall ist, muß sich der Arzt bey Leichenöfnungen nicht auf den Wundarzt verlassen, sondern wenn er dessen Geschicklichkeit nicht kennt, oder sich ihn so zu sagen zugezogen hat, lieber selbst das Messer in die Hand nehmen. Das ist aber gar eine böse Gewohnheit, die viele Richter, besonders in vorigen Zeiten und an einigen Orten haben, daß sie Barbiern und Badern die Besichtigung der Wunden übertragen, wo es doch auf das Leben des Inquisiten ankommt, und das peinliche Urtheil oftmals ganz, und immer zum Theil in dem durch die Besichtigung erhaltenen Resultat gegründet ist. Es ist also gar nicht hinlänglich, daß ein Wundarzt, der oft unerfahren genug ist,

hinzu gerufen wird, denn wie kann doch der von Wunden urtheilen? Es muß daher ein Arzt hinzukommen, der durch die Untersuchung der verlezten Eingeweide ein weit richtigeres Urtheil abzugeben im Stande ist. Bekanntlich muß man genau Wunden, die für sich, und Wunden, die zufälliger Weise tödtlich sind, unterscheiden. Es trift sich zuweilen, daß eine Wunde in Ansehung der Verletzung nicht tödtlich gewesen wäre, aber in Betracht der unterlassenen Besorgung allerdings zu Wunden, die für sich tödtlich sind, gerechnet werden muß. Zufälliger Weise tödtlicher Wunden giebt es viererley Arten. Theils nemlich in Ansehung des Kranken, als wenn zum Beyspiel eine mit dem Schaarbock behaftete Person eine leichte Lungenwunde bekömmt, so wäre oftmals die Wunde für sich nicht tödtlich gewesen, wenn nicht die Schärfe des Bluts die Genesung verhindert hätte. Oder wenn der Kranke nicht Diät hielte, und vielmehr die größten Fehler gegen die Lebensordnung beging. Theils kann sie auch durch den Wundarzt, dem die Wunde zur Behandlung übergeben ward, erst tödtlich geworden seyn, wenn solcher die Zufälle nicht abwendet, als einen starken Blutfluß und dergleichen. Ueber die Schwäche der Natur entsteht die Streitfrage, ob Wunden, die schwächlichen Personen beygebracht worden, und für sich nicht tödtlich sind, dennoch durch die schwache Natur des Verwundeten tödtlich werden können. Die Akademie

zu Halle und Erfurt haben's behauptet, weil die beygebrachte Wunde, doch den Tod frühzeitiger veranlaßt hat, denn wenn ich die Ursache wegnehme, wäre doch die Wirkung nicht erfolgt. Die übrigen Akademien sind indessen milderer Meinung. Es trift sich oftmals, daß der Arzt bey Besichtigung der Wunden zweifelhaft bleibt, ob sie für sich tödtlich war oder nicht? Zum Beyspiel: es stirbt ein Kranker nach einer am Kopf empfangenen Quetschwunde. Ein Wundarzt ist nicht zugegen, der vielleicht durch die Trepanation hätte Hülfe schaffen können, oder er hat die Operation vorgenommen, aber nicht am rechten Orte. In dergleichen Fällen ist's am besten gethan, wenn er gar nicht über die Tödtlichkeit urtheilt, sondern die Beschaffenheit der Wunde getreu beschreibt, und die zweyten Ursachen anführt, da der Kranke denn doch sein Leben an der Wunde eingebüßt hat. So erhält er sein Gewissen rein, und hält die Mittelstrasse als den sichersten Weg. Indessen soll und muß ein besichtigender Arzt, oder das medicinische Kollegium, dem der Oefnungsschein zum Gutachten übergeben wird, durchaus ein bestimmtes und kein auf Schrauben gestelltes Urtheil abgeben.

Was die Eröfnung des Leichnams anbetrift, so ist überhaupt zu merken, daß man dem Wundarzt zwar die Manualbehandlung beym Oefnen lassen kann, allein der Arzt muß die Wunde selbst aufs genaueste ansehen, muß sich auch nicht begnügen, den verwundeten Theil

aufs sorgfältigste zu untersuchen, sondern den ganzen Körper beschauen, um die Beschaffenheit sämmtlicher Eingeweide und der Brust und des Unterleibes zu erkennen. Minder nothwendig ist die Besichtigung des Kopfs, wenn selbiger nicht selbst der verlezte Theil ist. Nachher schreibt der Arzt den Fall auf, und giebt ihn alsdenn dem mitzugezogenen Wundarzt, ihn zu bestättigen und zu unterschreiben.

Siebente Regel. Dem Arzt steht es zu, den Zustand des Kranken zu beurtheilen, und zu bestimmen, ob es nöthig sey, und die Kräfte des Kranken es zulassen, eine Operation vorzunehmen. Die Hauptoperationen der Barbier sind Aderlassen, Steinschneiden, Schröpfen, und die Abnahme angegangener und verdorbener Glieder. Bey allen diesen Handlungen hat man auf die Kräfte des Kranken Rücksicht zu nehmen, und vorzüglich in bösartigen Krankheiten, um die Kranken nicht in Todesgefahr zu setzen. Die Operation des Stein- und Bruchschneidens muß der Arzt nicht zu der Zeit gestatten, wenn der Kranke im höchsten Schmerz, und folglich auch schwach ist, besonders bey Personen, die übelgemischte Säfte haben. Diese Operationen sind allerdings nie von aller Gefahr frey, wiewohl sie bey blutreichen Personen glücklicher, als bey andern von statten gehen; besonders hat man beym Steinschneiden zu merken, ob ein etwas grosser Stein in der Blase stecke? Denn zuweilen kann ein Geschwür oder ein Bren-

nen im Uringange, ferner eine Strangurie, oder ein Tripper dieselben Schmerzen erregen. Die gewöhnliche Art, nachzusuchen, macht oft grössere Schmerzen, als der Schnitt selbst, und daher muß man vorsichtig seyn, und lieber mit dem Finger suchen, da es denn nicht schwer ist, wenn der Kranke stehend ist, den Stein zu fühlen. Man kann es auch vom Kranken selbst erfahren; denn wenn er liegt, verspürt er fast gar keine Schmerzen, so bald er aber mit aufgerichtetem Körper zu gehen anfängt, vermehren sich die Schmerzen, weil alsdenn der Stein an die Mündung der Harnblase kommt. — In Ansehung des Brandes ist in Acht zu nehmen, ob er von einer äussern oder innern Ursache herrühre? In diesem Fall kann er durch die Abnahme des Gliedes nicht gehemmet werden, sondern greift immer weiter um sich, weil er von bösartigen und verdorbenen Blute entsteht. Ist die Ursache aber äusserlich, so muß man sich vorsehen, ob auch wirklich der kalte Brand, oder nur der heisse Brand vorhanden sey, weil dieser auch ohne Abnehmen des Gliedes gehoben werden kann. So lange man nicht augenscheinliche Beweise hat, daß das Glied nicht gerettet werden kann, muß man innerlich mit verbessernden und äusserlich mit balsamischen und fäulungwiderstehenden Mitteln fortfahren, weil man dadurch noch oftmals der Gefahr des Brandes ausweichen kann.

Achte Regel. Eine Operation muß zur gehörigen Zeit vorgenommen werden. Es ist so

wenig gut, damit zu lange zu säumen, als sie zu früh anzustellen. Beim Steinschnitt hat man besonders diese Anmerkung nicht aus der Acht zu lassen. Denn wenn der Kranke lange liegt, und durch die Schmerzen immer mehr an Kräften erschöpft wird, so ist es zum Schnitt nicht mehr Zeit, weil die Kräfte nicht da sind, ihn mit seinen Folgen auszuhalten. Vor allem andern muß diese Regel beym Staarstechen in Betracht kommen, damit es nicht eher geschieht, ehe der Staar zu seiner Reife gelangt ist. Auch Geschwüre müssen nicht eher geöfnet werden, als bis sie gehörig reif sind, weil man sonst eine Entzündung erregt, welche leicht in heissen oder kalten Brand überzugehen pflegt. Und verschiebt man die Operation wieder zu lange, so kann leicht eine Fistel oder Beinfraß daraus werden. Die Zeichen aber, woraus man die Zeitigung eines Geschwürs erkennet, sind diese, wenn sich eine weisse Stelle findet und der Schmerz nachläßt. Alsdenn kann man die Operation an einer schicklichen und bequemen Stelle verrichten lassen, wobey man wieder verhüten muß, daß keine Fistel entsteht, das heißt, so viel wie möglich nach unten zu, um den gekochten Eiter einen gehörigen und allmähligen Abfluß zu verschaffen.

Neunte Regel. Der Arzt muß bey den mehrsten Wundärzten, den Ort, wo operirt werden soll, selbst anzeigen. So ist die Mittelader am Arm die sicherste zum Aderlassen. Bey

wichtigen Operationen zeigt der Arzt den Ort mit einem gefärbten Pinsel an, wo die Operation geschehen und der Kopf gebohrt, oder ein Staar gestochen werden soll, und dergleichen. Ferner ist zu bemerken, daß ein Glied nicht in seinem Gelenke, sondern drey bis vier Finger weit von der Verletzung abgenommen werden muß. Einen Finger kann man allenfalls in seiner Zergliederung abnehmen.

Zehnte Regel. Der Arzt muß dahin sehen, wie der Chirurgus den Verband anlege. Zum Beyspiel, wenn Brüche verbunden werden, damit auch kein Brand entstehe, wenn der Verband zu fest wäre. Es wird zwar nothwendig erfodert, daß der Verband fest sey, nur muß er nicht gar zu fest angelegt werden, weil der Kreislauf durch einen zu starken Druck verhindert und so Gelegenheit zur Entzündung gegeben wird. Wenn sich der Kranke nach dem Verband über sehr heftige Schmerzen beklagt, muß man sehen ob der Verband zu fest, oder zu lose sey, und ihn daher öfnen und loser machen.

Eilfte Regel. Wenn ausgereckte Glieder wieder eingereckt, und in ihre Lage gebracht werden, muß man vermeiden, daß der Wundarzt nicht unnöthige Schmerzen verursache. Es ist zwar wahr, daß kein Glied ohne eine gewaltige Ausdehnung wieder eingerenkt werden kann, indessen kann man sie doch auch durch eine sanfte Behandlung vermeiden, und man hat Ursach es

zu thun, weil die heftigsten Zufälle sonst entstehen können.

Zwölfte Regel. Wenn Mannspersonen Brüche geschnitten werden, muß man verhüten, daß die Kranken nicht entmannt werden. Gemeiniglich wird der Fortsatz des Bauchfells nebst dem Hoden zugleich ausgeschnitten, indessen mit sehr traurigem Erfolge, denn die Männer werden dadurch zur Zeugung unfähig, ein Verlust der für sie selbst, für die Welt, und für das weibliche Geschlecht, der aller unangenehmste ist.

Dreyzehnte Regel. Der Arzt muß die Instrumente, Pflaster und Salben, die der Wundarzt anwenden will, gehörig besehen. Die Wundärzte haben die böse Gewohnheit, Tag für Tag einerley Instrument, bey allen Schäden und allen Krankheiten, ohne Unterschied anzuwenden, sie mögen eine ansteckende Schärfe in ihrem Blute haben, oder nicht; man muß also darauf sehen, daß sie rein, von allem Ueberroste frey, und gehörig blank und glänzend sind. Wenn bey einer Operation verschiedene Instrumente nöthig sind, so muß man dafür sorgen, daß selbige gehörig zurecht gelegt sind, und nicht nachher erst aus allen Ecken und Winkeln zusammen gesucht werden müssen. Es muß vielmehr eines neben dem andern, in der Ordnung, wie ein jedes gebraucht wird, liegen, und nachher wieder hingelegt werden, wobey man denn wieder dahin sieht, daß sie der Kranke nicht zu Gesicht bekomme, und dadurch in noch grössere Angst

und Furcht gerathe. Was die Pflaster und Salben betrift, so muß der Arzt nicht ohne dringende Ursache den Chirurgus nach ihrer Zubereitung und Ingredienzen fragen, um demselben nicht Gelegenheit zu geben, daß er damit groß thue. Allein, wenn es nothwendig ist, so ist der Wundarzt in Gegenwart der Kranken verpflichtet, wenn er dergleichen äussere Mittel gegeben hat, ihre Zusammensetzung anzuzeigen.

Vierzehnte Regel. Der Arzt muß vorher, ehe er einen Wundarzt zur Operation läßt, sich überzeugt haben, daß derselbe das nöthige Geschick, Treue und Vorsicht dazu besitze. Denn oft nimmt ein unwissender Mensch aus blossem Uebermuthe und eitlem Vertrauen in sich selbst, ohne eine gründliche Kenntniß oder Fertigkeit dazu zu besitzen, die gefährlichsten Operationen vor, und kehrt dabey, zum Nachtheil und zur Gefahr des Kranken nicht die allermindeste Anstalt zur Vorsicht vor. Es ist daher sehr nöthig zu untersuchen: ob der Kranke Alters halber, oder durch die Krankheit an Kräften erschöpft worden sey? Denn er ist, zum Exempel, unfähig, sich ein verrenktes Glied wieder einbringen zu lassen, wenn es ihm an Stärke fehlt.

Ferner, ob ihm auch beym Aderlassen nicht die Hände zittern, oder beym Staarstechen. Ob er zuweilen trunken, mehr verwegen als vorsichtig sey? und überhaupt, ob er schon sonst dergleichen Operationen mit angesehen, oder selbst vorgenommen habe?

Viertes Kapitel.

Von dem Verhältniß des Arztes gegen Hebammen, und deren Verrichtungen.

Ohngeachtet der Anstalten, die in verschiedenen Staaten für die bessere Bildung und Anführung dieser in einem Staate so nöthigen Personen gemacht worden, ist ihre Unwissenheit nicht nur auf dem platten Lande, sondern auch in vielen Städten, sehr groß. Im Münsterlande ist von dem fürtreflichen Direktor Hoffmann ein Entwurf bekannt gemacht worden; wie man Hebammen fürs Land ziehen und erhalten könne, der in einem jeden Staate Nachahmung verdient. Für dem praktischen Arzt der meisten Gegenden haben indessen folgende Regeln, die die Hebammen betreffen, gewiß ihren erfahrungsmäßigen Nutzen.

Wir setzen hier einige nothwendige Eigenschaften einer Hebamme voraus, worauf der Arzt billig bey seinen Empfehlungen Rücksicht nehmen muß.

Die erste. Eine Hebamme muß vor allem eine gottesfürchtige, keusche, nüchterne, vorsichtige, verschwiegene, sittsamme und erfahrne Person seyn. Die Gottseligkeit ist zu allen Din-

gen nützlich ist, hat auf weibliche Seelen gewöhnlich noch mehr Einfluß, als auf männliche, und wird diese Person abhalten, eine Kindbetterin übel zu behandeln, weil sie ihrem Richter dafür nicht entgehen würde, und sie sich um so eher des göttlichen Beystandes versichert halten kann, wenn sie sich desselben durch einen frommen Lebenswandel würdig gemacht hat. Eine Haupteigenschaft an einer Hebamme ist die Erfahrung, und es wäre zu wünschen, daß man so viele Hebammen ansetzen könnte, daß es nicht nöthig wäre, einer jeden Frau, die einmal im Wochenbette gelegen, den Beystand in den Wochen nachzulassen. Ist es irgendwo nöthig, eine Prüfung anzustellen, so ist es hier, da man billig von der Geschicklichkeit, der Geistesgegenwart und Entschlossenheit, der Kenntniß der natürlichen und künstlichen Dinge, die zu diesem Geschäfte gehören, hinlänglich Proben haben sollte, ehe man ihr die Leben zweyer Personen zu gleicher Zeit anvertrauete.

Die zwote. Eine Hebamme muß anatomische Kenntniß haben. Zum wenigsten ist es nöthig, daß sie der Zergliederung weiblicher Körper beygewohnet habe, um die Lage und den Bau der Gebährmutter und der Mutterscheide ausser der Schwangerschaft zu kennen. Und vorzüglich muß sie mit denen denn auch, wenn es möglich ist, den Leichnam einer Schwangern, und die Veränderungen, die die weiblichen Ge-

burthstheile durch die Befruchtung erfahren, gesehen haben, um sich aufs künftige von diesen Theilen eine desto vollkommenere Vorstellungen machen zu können.

Die dritte. Auch eine physiologische Kenntniß wäre ihr dienlich. Sie muß wissen, wie lange ein Frauenzimmer schwanger sey, und die Frucht in ihrem Leibe trage; wann die Frucht sich zuerst zu bewegen anfange; sie muß die natürliche Lage des ungebornen Kindes kennen, auch wie und zu welcher Zeit sich solches zu seinem natürlichen Ausgange anschicke; vorzüglich müssen ihr die Zeichen der Schwangerschaft bekannt seyn, um eine Jungfrau von einer Schwangern oder Entbundenen zu unterscheiden, welches in Kriminalfällen und Untersuchungen gegen Personen, die des Kindermords verdächtig sind, höchstnöthig ist.

Die vierte. Die Hebamme muß angeben können, wie sie Gebärerinnen in leichten und schweren Geburtsarbeiten beyzustehen denkt. Sie muß also in allem, was zur Geburt gehöret, hinlänglich erfahren seyn, und die falschen Wehen von dem wahren zu unterscheiden wissen.

Die fünfte. Wir fügen hier noch das, was von der Hebamme am meisten entschieden wird, bey, daß sie wissen müsse, ob Zwillinge da sind, denn es kann sich leicht zutragen, daß beyde ihren Ausgang suchen, die Hebamme aber

glaubt, es sey nur ein Kind da, von jedem einen Fuß ergreift, oder sonst einen Irrthum begeht. Nun giebt es zwar keine untrügliche Zeichen, aus denen sich die Gegenwart zweyer Kinder schliessen ließe; indessen muß sie sich auf Zwillinge gefaßt halten, wenn der Umfang des Bauchs nicht überall gleich ist, sondern, so zu sagen, zwey verschiedene Anhöhen hat, wenn die Schwere, die die Schwangere fühlt, ungleich ist, und solche dabey an verschiedenen Orten auch verschiedene Bewegungen spürt, (denn ein Kind ist gewöhnlich stärker und grösser als das andere), und wenn diese Bewegungen durch Berührung der Mutter oder von andern entstehen.

Fünftes Kapitel.

Von demjenigen, was ein Arzt bey Attestaten zu thun hat.

Es giebt verschiedene Fälle, in welchen von Aerzten Attestate verlangt werden, wovon einem praktischen Arzte, wenn er auch zu keinem Physikat angesezt ist, dennoch viele zufallen. Nicht nur über die Tödtlichkeit einer Verwundung, sondern auch über ansteckende Krankheiten, über die Lustseuche, über den gegenwärtigen Gesundheitszustand, über Vermögen und Fruchtbarkeit, und dergleichen, wird er um sein gewissenhaftes Gutachten ersucht.

Dieses Kapittel scheint dem Ansehen nach nicht in eine medicinische Politik, im strengsten Verstande genommen, zu gehören. Allein, da der Zweck dieser Schrift dahin geht, den jungen Arzt anzuweisen, wie er seine Kunst als ein ehrlicher und weltkluger Mann, ausüben könne, so glauben wir eben dem jungen Arzt keinen unangenehmen Dienst zu erweisen, wenn er hier auch von Abfassung der Zeugnisse, einige Erinnerungen und Beyspiele findet, da es in den ersten Zeiten der Ausübung oft sehr schwer fällt, bey dem Mangel brauchbarer Vorschriften, sich in denen öffentlichen Geschäften mit Ehren zu erhalten.

Das erste, was bey Ausstellung eines Zeugnisses in Obacht zu nehmen ist, besteht darin, daß der Arzt sorgfältig bemüht seyn muß, so viele gewisse, zuverläßige und für ein bestimmtes Urtheil zureichende Zeichen, als eben so viel Gründe des Urtheils zu erhalten, und daraus ein deutliches, unzweydeutiges Urtheil selbst abzuleiten, uud dessen richtige Folgerung aus jenen Zeichen durch einen verständlichen Erweis darzuthun.

Zweytens aber muß er eben so sehr bedacht seyn, sich bey seinen Zeugnissen in den Schranken der Naturlehre und Arzneykunst zu halten, also über nichts zu urtheilen, was nicht natürlicher oder wissenschaftlicher Gegenstand ist, denn alles übrige steht nicht ihm, sondern dem Richter zu.

Nachdem wir diese beyden allgemeinen Gesetze vorausgeschickt haben, wollen wir nun zu den einzelnen Gattungen übergehen.

Von Gemüthskrankheiten.

Es kommt in peinlichen und bürgerlichen Gerichten häufig die Frage vor: ob eine Person ihrer Gemüthskräfte fähig gewesen, und noch sey? ob ihre Tollheit, ihre Melancholie verstellt oder wirklich, oder periodisch sey, und ob sie von einer Krankheit ihren Ursprung genommen habe? Diese Fragen auszumachen und zu beant-

worten, ist in vorkommenden Fällen oft leichter ins Werk richten, als wenn man darüber im Allgemeinen Regeln angeben soll. Nachfolgende Kennzeichen lassen mit ziemlicher Gewißheit auf die Gegenwart einer Gemüthskrankheit schliessen. 1) in der wahren Tollheit und Schwermuth haben die Kranken wenig Schlaf, oft bringen sie ganze Nächte zu, ohne daß der Schlaf in ihre Augen kommt. Wo Verstellung vorhanden ist, werden die Inquisiten nicht so viel Gewalt über sich haben, ihrem Schlafe viel abzubrechen 2) kann man ziemlich schon aus dem Gespräch eine wahre Gemüthskrankheit erkennen, denn sie werfen alles untereinander, antworten zuweilen auf keine Frage, die ihnen vorgelegt wird, wenigstens kommen sie immer von einer Sache auf die andere; indessen ist's nicht immer ungereimtes Zeug, was sie sprechen; 3) ihr Puls geht heftig, auch auf ihre äusseren Bewegungen hat man zu achten; 4) ein ziemlich sicheres Kennzeichen geben demnächst der Anblick und die Augen. Die Augen sind der Seelen Spiegel, wenn sie daher glänzend und flüchtig aussehen, so zeigen sie Tollheit an, wenn sie aber matt und ohne alles Feuer, oder anhaltend auf einerley Ort gerichtet sind, alsdann sind sie mehr ein Zeichen von der Schwermuth; 5) ihre Art, sich zu betragen; sie sind mürrisch, bleiben nie bey einem Gegenstande, sondern fangen bald dies bald das an. 6) Gemeiniglich sind sie ver=

stopft, zuweilen ergreift sie der Wahnsinn nur bey einem gewissen Gegenstande, und haben in allen übrigen Dingen den richtigen Gebrauch ihrer Vernunft. 7) Die Tollheit unterscheidet sich von der Schwermuth wieder dadurch, daß in der Tollheit eine beständige Wuth ohne alle hinlängliche Ursache, feurige Augen und anhaltende Schläfrigkeit ist. Die Melancholie hingegen hat einen beständigen Schauer, Traurigkeit und Furcht zu Gefährten. Auch hat man Beyspiele, daß eine in die andere übergegangen ist.

Von ansteckenden Krankheiten.

Man hat hier alle Vorsicht anzuwenden, daß man nicht hintergangen wird. Es liegt oft nicht blos eines Menschen, sondern eines ganzen Landes Wohl an der Aussage des Arztes. Dies gilt denn freylich von der Pest zuförderst, die aber selten ist. Hüten muß man sich, daß man nicht gleich eine jede andere bösartige Seuche zur Pest mache, wenn man in einer Gegend wohnet, von welcher her es am leichtesten geschehen könnte, daß die Pest ins Land gebracht würde. Indessen bemühe man sich, die Ursache, die Zeichen, die Eigenschaften der Krankheit so viel möglich zu erforschen. De Haen fragte indessen, was ist die Pest? Und in der That hat man seit vielen Jahrhunderten, so viele Krankheiten zur Pest gemacht, daß man diese Frage auch bey minderm Skepticismus aufwer-

fen kann. Allein, es giebt auch noch jezt andere ansteckende Krankheiten, die alle Aufmerksamkeit von Seiten der Obrigkeit verdienen, welches auch von manchen geschieht, wie der gelehrte Regimentschirurgus, Herr Mursinna, in Bielefeld von der Stadtobrigkeit daselbst und zu Herforden in der Ruhrgeschichte des Jahrs 1779 rühmt. Wenn man eine gefährliche Krankheit ansteckender Art findet, so muß es nicht sogleich unters Volk verbreitet werden, denn schon das blosse Schrecken vor dem Namen einer bösartigen Krankheit kann manchen Leuten gefährlich werden, wenigstens macht es sie empfänglicher zu derselben. Der Arzt läuft dabey auch wirkliche Gefahr, wenn er eine solche Gefahr gar nicht bekannt macht, weil der Name Pest in den Ohren des Volks so schrecklich und fürchterlich ist, daß man eher Beyspiele gehabt hat, daß der Pöbel das Haus eines Arztes, der die Gegenwart der Pest verhehlt haben sollte, wüthend gestürmt. Ueberhaupt ist es rathsam, der Obrigkeit des Orts allemal Anzeige zu thun, wenn eine sehr bösartige Krankheit in einem Hause ausgebrochen ist, weil die Sperrung, wobey aber die Kranken nicht leiden müssen, von grossem Nutzen werden kann.

Von der Lustseuche.

Es ist in der That nicht so leicht, als man denkt, die eigentlichen Kennzeichen der Lustseuche

anzugeben. Man hat dieses am meisten bey Gelegenheit des Streits gesehen, welches zwischen zwey Partheyen in der medicinischen Welt über venerischem Tripper, mit und ohne venerisches Gift entstand, und der mit so vieler Bitterkeit auf beyden Seiten geführt worden ist. Es giebt allerdings manchen Zufall, der wirklich venerisch scheinen kann, und es dennoch wohl nicht ist. Es ist eine ganz gute Regel, daß man, wie bey Bestimmung einer jeden Krankheit, so auch hier, fein wesentliche und beständige Kennzeichen sammlen sollte. Aber welches sind denn die wesentlichen Zeichen? Ein grüner eiteriger Ausfluß aus der Harnröhre? Man hat zuverläßige Beobachtungen nicht venerischer Tripper, bey denen der Ausfluß eben so gefärbt und eben so dick war. Angeschwollene Drüsen der Weichen unter den Armen, geschwollener Hodensack? Man kennt aber dieselben Zufälle, wo eine skrophulöse Schärfe die Ursache ist. Weggefressenes Zäpfchen, Zerstörung im innern Munde, schnelles Zurückkommen der Speisen durch die Nasen, noch am sichersten; aber so weit ist's, dem Himmel sey Dank, doch nicht mit allen gekommen, die venerisch sind. Endlich die Wirkung des Quecksilbers gegen die Zufälle? Das Quecksilber ist ja aber kein Specifikmittel gegen die Lustseuche, es löset alles, jagt alle Säfte nach und nach fort, folglich auch die venerischen, und in Skropheln, in verwickelten Schärfen, in de=

nen von der Lustseuche besonders abgeänderten Krankheiten, als der englischen, der Gicht, und so fort, in andern Geschwüren wirkt das Quecksilber auch, ohne, daß dennoch eine siphylitische Schärfe vorhanden ist. Dennoch verlangt man von Aerzten ein zuverläßiges Urtheil, und vom praktischen noch mehr, als vom gerichtlichen. Oft kommt die Frage an den Arzt, ob auch eine Person, die zur Amme angenommen werden soll, nicht dieses häßliche Gift in ihren Adern führe? Es ist Menschen wohl daran gelegen, hier ausser Zweifel zu kommen. Ich will mich also bemühen, die Zeichen so gewiß als möglich zu machen, aus denen sich mit Sicherheit die Gegenwart des Gifts der Lustseuche folgern läßt, wenn gleich eins beweisender ist als das das andere.

Wenn es eine Amme betrift, so thut man freylich am besten, einer solchen Person das Stillen zu widerrathen, wenn sie auch nur der Ansteckung verdächtig ist. Wo es aber sonst auf die Beantwortung der Frage ankommt: „ob eine Person venerisch sey?„ ohne ihre nähern Verhältnisse anzugeben, da verfahre man folgendergestalt: Man untersuche freylich vor allen Dingen die Geburtstheile (bey Frauenspersonen muß es die Hebamme in Gegenwart des Arztesthun, ob ein Ausfluß aus der Harnröhre bey jenen, aus der Mutterscheide bey diesen da sey? Man sehe ob sich Verhärtungen in denselben finden? Ob die klei-

nen mit dem Namen Schanker belegten Geschwürchen da sind? Ob die Saameodrüsen, die Weichendrüsen, die Hoden, die Drüsen unter der Achsel, die Mandeln angelaufen sind? Ob um die Geburtstheile oder im Halse ein schleichender Schanker um sich gefressen hat? ferner, ob sich über den ganzen Leib, besonders an den Aermen, um die Hüften, ein krätzartiger Ausschlag findet? ob an der Stirne, unter den Wangen an den Spitzen der Lippen Geschwürchen sind, die einen zähen, zuweilen kalkigten Eiter geben, den ein Mann von Erfahrung sehr gut von andern unterscheiden kann? ob das Essen oft wieder durch die Nase zurückkomme? Oft kommt nun noch dazu, daß, besonders zur Nachtzeit, venerische Personen in den Knochen überaus heftige Schmerzen erleiden. Zuweilen ist die ganze Hirnschaale vom Beinfras angegangen, und nebst der harten Hirnhaut durchfressen. Dies sind die Zeichen, aus denen man die Gründe seines Urtheils sammlen muß.

Von Vergiftungen.

Wenn auf den Genuß einer gewissen Speise, oder nachdem ein Arzeneymittel genommen war, die heftigsten Zufälle, als Erbrechen, Würgen, schweres Athemholen, innerliche Hitze, äusserlicher Frost, unerträgliche Schmerzen, Schwellen des Unterleibes, und endlich tödtliche Zuckungen erfolgen, so ist gegründeter Verdacht

einer Vergiftung vorhanden. Um sich indessen durchaus nicht zu irren, muß die Eröfnung des Leichnams geschehen, wenn alsdenn der Magen zerfressen, oder mit schwarzen und rothen Flecken besezt, zeigt, man auch wohl eine verdächtige Masse, die dem Abgelebten beygebracht worden, selber findet: so ist der Verdacht bestättigt und die Vermuthung noch mehr gegründet. Untersucht man nun ferner, was man im Magen vorfand, so wird man auch dadurch die Art des Giftes entdecken können, wodurch der Abgelebte ums Leben gekommen. Gehört es zu den Spießglasgiften, so wird es in ein wirkliches Spießglas, oder dessen König verwandelt oder an seinem Geschmack erkannt werden können. Ist's Hüttenrauch, so giebt die Masse, wenn sie auf Kohlen geworfen wird, einen Knoblauchgeruch und einen weißlichen Rauch von sich. Der Sublimat bleibt immer ätzend und giebt dem Golde eine weiße Farbe. Ein Opiat wird am Geruch und Geschmack erkennt. War das Gift spiritußser Art, so läßt es sich durch medicinische Untersuchung nicht mit Gewißheit ausmitteln.

Man kann hieher gewisse Mordmittel rechnen, die in verschiedenen Staaten zwar nicht geführet werden dürfen, aber in andern leidenschaftliche Freunde finden. Ich will statt aller nur das Ailhaudische Pulver, das aus drostischen Purgiermitteln besteht, nennen. Wehe dem Lan-

de, wo dergleichen offenbare Giftmischerey geduldet wird.

Von der Taubheit.

Die Fälle, wo über eine angebliche Taubheit eines Arztes Urtheil erfodert wird, kommen mehrentheils über Officiere, die, wenn sie taub sind, nicht mehr dienen können, vor; andere, die nicht mehr dienen wollen, ohne es zu seyn, bitten den Arzt um sein Zeugniß, weil an manchen Orten Taube durch eigene Gesetze von ihren Diensten befreyet sind. Oft stellen sich auch gewisse Verbrecher für taub an, da denn der Richter wissen will, ob ihre Taubheit wirklich oder verstellt sey. Daß die Taubheit an sich kein Zeichen von Blödsinn sey, ist selbst durch das Beyspiel Taubgeborner, die man in allerley nützlichen Kenntnissen unterrichtet hat, und vor etwa zehn Jahren, eines tauben Bettlers, der im Magdeburgschen einen Messerhändler ermordete *), beweisen. Ich halte dafür, daß es nur in so weit vor dem Arzt gehöre, als er ihre sichere Gegenwart aus sichtbaren natürlichen Zeichen (aber aus welchen?) schliessen kann, und in so fern ihm die Kur übertragen wird.

*) Eisenhards Erzählung wichtiger Rechtshändel, 7. Th. 1. Erzählung.

Beyspiele.

Nur noch ein paar Worte von den Zeugnissen des Arztes überhaupt. Es ist sonderbar, daß viele Aerzte eine Menge Zeugnisse in ihrem Leben ausgestellet haben, ohne die Absicht zu bedenken, zu welcher solche dienen sollen. Wenn sie sich davon die gehörigen Begriffe gemacht hätten, könnten ihre Aufsätze nicht so geradezu ihrem Endzweck widersprechen. Diese Absicht ist, eine zuverläßige, bejohende, oder verneinend Bestimmung des gegenwärtigen Zustandes eines lebenden oder todten Körpers zu erhalten. Wenn es seyn kann, so lese man zugleich die Rechtsschriften, so etwan über dem Streitfall verhandelt worden; weil man, besonders in Gemüthskrankheiten, daraus manchen Umstand zur Entdeckung der Wahrheit hernehmen kann. In Zeugnissen viel Gelehrsamkeit anzubringen ist unrecht nud unzeitig. Indessen bin ich der Meinung, daß billig jeder theoretischer Satz, bevor er in Anwendung kommt, durch drey gleichstimmige Autoritäten bewährt seyn sollte.

Werden die Beyspiele, die ich hier einschalte, willkommen seyn? Ich zweifle nicht; denn ich gestehe: daß, der unzähligen Menge medicinischer Gutachten ungeachtet, es äusserst wenige giebt, die man als Muster zur Nachahmung aufstellen könnte.

I.

Da Anna Marie ** des Ackermanns Johann Joachim ** Braut aus **, welche sich im lezten Monate ihrer Schwangerschaft befindet, von den Verwandten des Bräutigams für venerisch gehalten worden: so hat dieselbe, um allen hievon abhängenden Folgen vorzubeugen, sich anhero von ** verfüget, und mich ersucht ihren Gesundheitszustand zu untersuchen, und ihr darüber ein beglaubtes Attest zu ertheilen.

Bey der Untersuchung hat sich kein venerischer Zustand gefunden, sondern eine grosse wässerigte Geschwulst der beyden Wasserlefzen (nymphae), welche aus den Schaamlefzen in der Grösse eines Taubeneyes jede heraus getreten, aber weder angefressen noch entzündet war, die myrtenförmigen Karunkeln (carunculae myrtiformes), die weibliche Ruthe (clitoris), und so weit wie man in die Mutterscheide sehen und mit dem Fingern fühlen kann, auch diese, zeigen nicht die geringste Geschwulst, Verhärtung, oder Geschwür, und ohngeachtet eine häufige und dünne Jauche aus der Mutterscheide herausdringt, so ist doch selbige keine Materie von einem venerischen Geschwüre, sondern ein Zufall, der sich öfters bey Frauenspersonen während der Schwangerschaft findet, und nach der Entbindung aufhöret.

Da die Kranke ausserdem bezeuget, daß jederzeit nach erhaltener Reinignng, welche sie sonst

allemal sehr stark und häufig bekam, zwey Tage vor und einige Tage nach derselben eine weisse Materie aus den Geburtstheilen fließe, so ist solches ein Zeichen eines gutartigen weissen Flusses, und kann nicht zur Begründung der ihr Schuld gegebenen venerischen Beschaffenheit dienen.

Ich bezeuge daher in gehöriger Form:
daß gedachte Anne Marie ** mit keinen venerischen Zufällen behaftet und von dem Gift der Lustseuche nicht angesteckt sey.

Welches zu mehrerer Beglaubigung von mir selbst unterschrieben und besiegelt worden. X. X.

II.

Da dem Königlichen Justizamte Neuendorf angezeiget worden, daß in den Algenstädtschen Fichten ein todtes neugebornes Kind verscharret liege: so ward ich von gedachtem Königlichen Amte erheischt, die Leicheneröfnung daselbst zu übernehmen, und zu eben dem Geschäfte einen Wundarzt mitzubringen.

Dem allgemeinen Befehl eines Königlichen Hochfürstl. O. C. Medici vom 19ten May dieses Jahres zu Folge, erheischte ich daher noch denselben Abend den Land-Chirurgum zu A. als welcher allein bey vorkommenden Fällen auf dem platten Lande hinzugezogen werden soll.

Wir reiseten Tages darauf als den 7ten dies. nach dem Amte Neuendorf, trafen daselbst den Justizamtmann A. und Gerichts-Actuarium K. mit welchem und dem Amtsrath S. wir folgenden Tages, als den 8ten dies. die Untersuchung auf dem Algenstädtschen Felde vornahmen.

Die Mutter des Kindes heißt Dorothea Elisabeth **, Tochter eines Soldaten-Invaliden zu Berlin aus G. gebürtig, und ist mit diesem Kinde, welches ihrem eigenen in unserer aller Gegenwart gethanen Geständnisse nach, lebendig gewesen, am 30sten May a. c. entbunden worden.

Die Niederkunft war am angezeigten Tage ohnweit dem Dorfe in den Tannen, in einer Hütte erfolgt, und die Inquisitin hatte das Kind, ohngeachtet es gelebet, an einen 13 Schritte von der Hütte entfernten Ort getragen, in ein Loch im Sande geleget, und nachdem die Nachgeburt von ihr gekommen, beydes mit Sande bedeckt.

Das Kind lag gar nicht tief in der Erde, auf der rechten Seite, mit dem linken Fusse, da der Wind den Sand vermuthlich weggewehet, nur leicht bedeckt, ohne alle Einwickelung und nachdem es herausgenommen und durch Abwaschen von dem Sande befreyet worden war, sahe man überall die Spuren der Fäulniß, so gar, daß das Gesicht von Maden lebte.

Es war männlichen Geschlechts, vollkommen entwickelt, die Nägel an den Händen und

Füssen, und die Haare auf dem Kopfe waren schon vorhanden.

Der Leichnam war, wie schon gesagt, von der Fäulniß sehr angegriffen, die Oberhäutchen hin und wieder losgemacht, und nur im Nacken hieng noch etwas von der äussern Haut des haarigten Theiles vom Kopfe.

Am Gesicht sowohl, als an den übrigen äussern Theilen, konnte man wegen der Fäulniß nichts weiter bemerken, als:

1) daß der linke Fuß der äussern Luft mehr ausgesezt gewesen, und also von der Sonne schon ziemlich gedörret war.

2) Die Nabelschnur hing ohngefehr zwey Zoll lang aus dem Körper heraus, und war nicht abgebunden, sondern der eigenen Aussage der Inquisitin nach, nur mit den Nägeln abgekniffen.

3) Der Unterleib war äusserlich ganz schwarz. Am Stirnbein, dem linken Schlafbein und dem linken Schlafmuskel war eine Quetschung, ohngefehr zwey Zoll im Umfange, die Haut, welche bey neugebornen Kindern die Stücken der Glatze verbindet, war nicht getrennet, die Knochen der Hirnschaale aber sehr in einander geschoben,

Als man diese äusserlichen Kennzeichen angewendet hatte, ward die Sektion vorgenommen und sodann gefunden:

4) daß nach abgelösten Bedeckungen, die Gefässe der Gehirnhäute blos, und der ganze Theil des Gehirns schon von der Fäulniß in einen weichen Brey aufgelöst war.

5) Das Herz war welk, und die grössere Blutgefässe, besonders aber die Aorta, bey welcher es vorzüglich sichtbar war, waren mit denen Herzkammern ganz vom Blute leer.

6) Die Lunge war ganz Schwamm, so wohl in ihrer ganzen Substanz als in kleinen zerschnittenen Stücken auf dem Wasser, und war so beschaffen, daß man sehen konnte, daß das Kind gelebet und Athem geholet hatte. Die Eingeweide des Unterleibes konnten wegen gar zu grosser Fäulniß nicht in Betrachtung genommen werden,

und wurde deshalb das Geschäft beschlossen.

Es erhellet indessen aus diesen bisher nagemerkten Erscheinungen ganz deutlich

1) daß das Kind nicht nur für lebhaft, sondern auch für lebendig zu achten und dessen Geburt zu rechter Zeit erfolgt sey.

(S. Boerner. Instit. Medic. legal. §. 53. Seite 44.)

2) daß es wirklich, ohne wirklich einmal auf die Aussage der Inquisitin zu achten, lebend zur Welt gebracht sey, weil

a) an dem Stirnbein, dem linken Schlafbein und linken Schlafmuskeln eine Quetschung und aus seinen Gefässen getretenes Blut sichtbar war, dieses aber nur bey lebendig gewesenen Körpern erfolgen kann.

(s. id. §. 194. Seite 245.)

b) weil aus der nicht abgebundenen Nabelschnur vieles Blut geflossen, und dieses durch den Anblick der grössern Gefässe des Herzens, der Lunge, der grossen Schlagader, welche alle vom Blute leer waren, erwiesen wird.

(s. denselben §. 201 — 205.)

c) weil die Lunge ganz und in Theilchen geschwommen, zum Beweise, daß die Luft in die Lungen des Kindes, welches in der Gebährmutter nicht Athem holen kann, gedrungen sey, und ihre Gefäße ausgedehnt habe.

3) daß die Verblutung durch die abgekniffene Nabelschnur dem Kinde tödtlich geworden, weil

a) die Nabelschnur aus zwo grossen Schlag- und einer Blutader bestehet.

b) Alle Verblutungen aus grössern Blutgefässen, besonders aber den Pulsadern gefährlich und ohne geleistete Hülfe tödtlich sind. (S. Boerhaave de cognosc. et curand. morb. Aphor. 171. n. 2.)

Da nun die Niederkunft der Inquisitin an einem von Menschen entfernten Orte geschehen; selbige dem Kinde die Nabelschnur abgekniffen, ohne sie zu verbinden, folglich alles Blut durch diesen Kanal aus dem Körper geflossen; darum, daß sie das Kind in den Sand gescharret, solches ausserdem ersticken muste; und endlich sie dadurch alle Gelegenheit, ihm Hülfe zu leisten, verhindert: so ist unter diesen Umständen der Tod des Kindes durch die wissentliche Schuld der Inquisitin für unvermeidlich und die der Stirn zugefügten Beschädigung als für sich tödtlich zu achten.

Zur Bekräftigung ist dieses den Grundsätzen der Kunst gemäß aufgesetzet, auch eigenhändig unterschrieben und besiegelt worden *).

N. N.

*) Ich nehme an dem Grunde, wonach das Kind an einer Verblutung gestorben seyn soll, keinen Antheil.

U.

Dritter Theil.

Vom klugen Verhalten des Arztes gegen Kranke.

Erstes Kapitel.

Von Krankenbesuchen.

Erste Regel. Der Arzt muß seines Amts gehörig und mit Fleiß warten. Ein heiliger Schriftsteller sagt: wer ein Amt hat, der warte seines Amts. Indessen geräth ein Arzt doch oftmals mit seiner Gewissenhaftigkeit ins Gedränge, und in Verlegenheit, wenn viele Kranke, die ihre Zuflucht zu ihm nehmen, auf seine Zeit Ansprüche machen. Den Reichen vorzuziehen und den armen Mann zu vernachläßigen, wird ihm von Gott keinen Seegen bringen, und die Welt wird einmal die beleidigte Armuth rächen. Und allen beyzustehen wird ihm doch oft unmöglich, wenn besonders wohl gar bey vielen Geschäften in der Stadt, noch eine Reise über Land von ihm gefordert wird. In grossen Städten ist ausserdem der Natur der Sache nach, wegen der größern Anzahl Menschen, die in einem engern Bezirke wohnen, auch eine grössere Menge Kranken. In solchen Fällen ist es am besten, wenn der Arzt lieber denen, die ih

begehren, sagen läßt, daß die gar zu grosse Menge seiner Geschäfte ihm nicht erlauben würde, sie mit der Sorgfalt, die sie verlangen würden, zu behandeln; daß sie ihn zu jeder andern Zeit aber desto bereitwilliger finden würden, ihnen mit allen seinen Kräften beyzustehen. Er kann ihnen auch lieber einen andern Arzt, oder einen Untergebenen schicken, sie, wenn es höchstnöthig ist, selbst besuchen, und sich getreuen Bericht an jedem Tage abstatten lassen. Hitzige Krankheiten, und auch manche langwierige, besonders wenn sie sich ihrem Ende nähern, verlangen oft mehrere Besuche an einem Tage; Arzeneyen gehen oft zu Ende, es muß nach gerade eine andere Lebensordnung vorgeschrieben werden, vorzüglich muß man auch sorgen, daß die Kranken über Nacht mit Arzeney und ausführlicher Anordnung versehen sind, da so viel auf einen fortgesezten Gebrauch einer eingeschlagenen Kur bey einem glücklichen Ausgange ankommt. Indessen muß auch nichts überflüßiges verschrieben werden, und wohl thut man, wenn man die Kranken gleich vom Anfange nicht öfter als nöthig wäre, ansieht, um sie nicht zu häufigen Besuchen zu gewöhnen, die man doch nachher oft nicht fortsetzen kann. In hitzigen Krankheiten muß man einen Kranken täglich drey- bis viermal besuchen, um den Genius derselben richtig zu erkennen, und es ist gut, wenn man ihn nicht gleich verläßt, sondern eine Weile bey ihm

bleiben kann. Krankheiten dieser Art verändern sich oft in einer Stunde sehr merklich, und es ist daher aus mehr Ursachen gut, wenn der Arzt wohl eine Stunde lang seinen Kranken beobachten kann.

In Wechselfiebern ist es hinlänglich, den Kranken täglich einmal zu sehen, oder sogar nur einen Tag um den andern, da man denn gut thut, eben die Zeit des Fieberanfalls zu erwählen, um auch hier die vorkommende Veränderungen, Versetzungen und Zufälle des Fiebers beobachten zu können. Das bekannte Todtenfieber gehört zu denen von der Wechselgattung, und erfordert doch so viel Mühe als Vorsicht vom Arzte, besonders aber eine genaue und aufmerksame Beobachtung. In den mehresten langwierigen Krankheiten sind wöchentlich zwey, drey, vier Besuche genug, so lange sie nicht bedenklich sind, und ihren baldigen Ablauf fürchten lassen. So sparsam der Arzt mit seinen Besuchen auch seyn kann, so muß es dem Kranken doch nie an Arzney fehlen, und ihn der Arzt darin nie versäumen, und es ist gut gethan, daß sich der Arzt in jedem Krankenzimmer anmerkt, wie weit seine Verordnung reichen könne, um solches ins Tagebuch eintragen, und nachmals, so oft es nöthig ist, übersehen zu können. Jedem zur Minute bereit zu seyn, ist einem Arzte von vielen Geschäften nicht möglich. Das praktische Leben eines Arztes ist vielleicht

am meisten vor allen übrigen Ständen mit Unannehmlichkeit und Verdruß erfüllt. Er lebt nie sich selbst, ist jedermanns Sklave, an seine eigene Bequemlichkeit darf er nicht einmal denken, sondern seine ganze Zeit ist bestimmt, andern zu nutzen, und sich selbst dabey aufzuopfern, er leuchtet, gleich dem Lichte, zum Besten anderer, ohne sich selbst zu erleuchten. Und dennoch ist ein Arzt von Greisesalter nicht selten. **Hoffmann**, der einen sehr alten Arzt unter die größten Seltenheiten zählte, erreichte ein hohes Alter, man weis es vom **Hippokrates**, **Börhaave**, **Moulin** und mehreren andern ebenfalls, und ein frühzeitiger Tod ist wohl nicht Fluch, der auf die Arzneykunst gelegt wäre, da, ohngeachtet so vieler Ursachen zur Hinfälligkeit, mit denen Aerzte umgeben sind, sie bey einer einigermaßen glücklichen Leibesbeschaffenheit, durch Nüchternheit, Mäßigkeit und Thätigkeit eine grosse Anzahl von Jahren erreichen können. So viele Gelegenheiten einem Arzte blos stehen, ansteckende Krankheiten davon zu tragen, so scheinen doch im Durchschnitt ihre Körper minder empfänglich zu seyn. Ich bin daher geneigt zu glauben, daß sich unser Blut an die vielen fauligten Ausdünstungen einigermaßen gewöhnen könne, da es doch schon eine sehr heftig anstekende Krankheit seyn muß, die auch uns befalle. Wir machen uns dabey mit jeder Luft und Witterungsart bekannt, und sind daher vielen Uebeln

so die Abwechselung des Wetters, und die Beschaffenheit der Winde verursachen, nicht unterworfen. Man thut aber auch gut, wenn man keinen Kranken mit nüchternem Magen besucht, sondern vorher eine Suppe genießt, Zittwerwurzel, Citronenschaale, Myrrhen und dergleichen Dinge, die den Speichel reizen, kauet; seine unmerkliche Ausdünstung in beständigem freyem und ungehindertem Gange erhält, und sich zu dem Ende nie zu warm, aber doch gehörig bekleidet, und nicht zur Unzeit den süßen Herrn vorstellet, und was dergleichen mehr ist. Bey den Kranken selbst muß man für frische Luft und Reinlichkeit sorgen, und sich hüten, wenn sie in kritischen Schweissen liegen, die Ausdünstung einzusaugen. Auf diese Weise starb vor einigen Jahren in Berlin ein junger Arzt, der die Laufbahn seines noch izt lebenden würdigen Vaters mit vielem Ruhm zu betreten anfieng. Er hatte die Kranken des Charitéhauses in medicinischer Aufsicht, und war an einem Morgen nüchtern dahin gefahren, um einige ansteckende Kranke zu beobachten. Diese lagen gerade im kritischen Schweisse. Der Arzt, der ein blödes Gesicht hatte, wollte ihre Augen und übriges Aussehen genauer beobachten, und legte sich also dicht auf ihr Gesicht, und ihre Brust, wodurch er, da er noch nüchtern war, den Gift zu dem Faulfieber einsog, das ihn nach acht Tagen befiel, und woran er zum Bedauren aller,

die ihn gekannt und geliebt hatten, starb. Wenn man die vielen Gefahren, denen sich ein praktischer Arzt aussezt, bedenkt; so wird man die Belohnungen, auf die er ohnehin mit Recht Anspruch macht, kaum in einiges Gleichgewicht bringen können. Es ist wahr, daß die praktische Arzneykunst Reichthum und Achtung für diejenigen mit sich führet, die in der Ausübung glücklich sind; allein auch der gepriesenste Praktiker hat seine traurigen Stunden, und der Unmuth, den ihm Verläumdung, gescheiterte Hofnung, fehlgeschlagenes Bestreben verursachen, wird nicht immer durch die Freude, einen Sterblichen aus den Armen des Todes befreyt zu haben, und des Genesenen Dankbarkeit aufgewogen. Und dennoch ist dies innere Bewußtseyn, ein Werkzeug göttlicher Milde zu seyn, warlich der stärkste Lohn, der uns an die Unbequemlichkeit der Ausübung, mit Entsagung unserer liebsten Leidenschaften, Neigungen und Menschenfreuden, fesseln kann. Der frühe Morgen sieht uns wach, die Geschäfte des heutigen Tages zu ordnen, unsere Geister zu sammlen, um mit aller ihrer Stärke, und mit Darstellung alles dessen, was die ersten Aerzte in ähnlichen Fällen gethan haben, uns zum Verfahren zu bestimmen. Der Tag selbst vergeht uns unter den Klagen des elendesten Theils der Menschheit. Den Freuden der Tafel dürfen wir uns nicht überlassen, weil wir zu jeder Stunde brauchbar und nüchtern seyn müs-

sen; der Abend geht über der Ordnung und Aufmerkung unsers Tagewerks und über dem Lesen guter Schriftsteller hin, um nicht zurück zu kommen, sondern mit der Kunst selbst immer weiter vorzurücken. Und wenn wir endlich die Nacht erreicht haben, in denen die Herzen anderer Menschen ihrer Sorgen vergessen, und durch den Schlaf neue Kräfte sammlen, so sind wir mit der ängstlichen Besorgniß für uns und für unsere Kranke in der Stille der Nacht allein, und wach; und wenn izt der Tröster in Beschwerden uns zu besuchen scheint, verlangt wohl ein Kranker, daß wir die Ruhe fliehen, um sie ihm gegen seine Schmerzen zu suchen. Was kann hier die Waage halten? Euer Geld, euer oft kümmerlich genug zugemessenes Arztlohn? Der Rang, den ihr den Arzt in kleinen Städten nach dem Herrn Senator, der ein ehrlicher Bürger und Brauherr, oder sonst was ist, anweiset? (dem Arzt, dem Kaiser Friederich II. gleiche Personalrechte mit dem Landadel und den ersten der Städtischen Regierung anwies?) Wie mancher wackere Arzt von Talent, Menschengefühl, wahrer Kunsterfahrung darbt in seinem kleinen Winkel, wohin er verbannt ist, (in grossen und in kleinen Städten), da ihr dem Scharlatan, dem Unwissenden, dem, der euren Weibern die Hand küßt, mit zierlich zugeschnittenem Gesicht an euer Bette hüpft, euch Histörchen erzählt, oder wohl gar euer Zechgeselle oder Kuppler ist, (Na-

men würden verhaßt seyn) Geld und Gut zuwerft, als wenn es ihm, wie Jupiters goldner Regen in den Schooß fiele, vielleicht in gleicher Absicht mit dem saubern Vater der Götter. Und doch wollt ihr's so haben, ihr wollt betrogen seyn, ist's Wunder, daß es nun auch an Betrügern nicht fehlet? — Dagegen sizt der Biedermann in seinem Musäum, keinem, als ein paar Freunden und einigen Armen bekannt, verzehrt sich und sein Leben zu euerm Dienst und in demselben, und was hat er dafür zum Lohn? Die Ueberzeugung, daß der Weltlohn, wie das Sprüchwort sagt, Undank sey. — Daß seine Kunst nicht Wissenschaft, und alles Künstlergenie oft vergeblich sey; daß er die süssen Träume, mit denen ein Wolfianischer Arzt seine medicinische Kindheit wiegte, die Träume von Gewißheit und Zuverläßigkeit, mit jedem Jahre seines Lebens immer mehr zerflattern sieht, und er endlich mit Paulus sagt. „Unser Wissen ist Stückwerk,„ und mit einem Weisen: „das Leben ist ein Traum.„ — Und dennoch, meine jüngern Amtsgenossen, wollen wir nicht muthlos das Feld verlassen, denn es ist doch süß, menschliches Elend zu mildern, und den Lohn dafür in uns zu erndten.

Zweyte Regel. Der Arzt muß seine Kranken nicht zu sparsam besuchen. Die ganze Kur besteht ja zur Hälfte in den öftern Besuchen des Arztes; die Gegenwart seines Arztes macht den

Kranken mehrentheils voll Zuversicht, sie vermehrt das Vertrauen in seine Geschicklichkeit, und den Muth, den er ihn einspricht, trägt das Seinige zur Besserung des Zustandes gewiß bey. Die Furcht vor dem Tode ist in bösartigen und faulen Krankheiten ein eben so gefährlicher Feind, als die Krankheiten selber.

Dritte Regel. Durch die Krankenbesuche erhält man eine zuverläßigere Kenntniß von der Krankheit und ihren Zufällen. Jeder Arzt, der nur einigermaßen mit Kranken bekannt ist, wird wissen, wie wenig man mehrentheils auf die blosse Erzählung anderer einen Heilungsplan aufzurichten im Stande sey. Einigermaßen geht's noch an, wenn man den Kranken nur kennt, wenn man weis, zu welcher Krankheit er, seiner einzelnen Beschaffenheit nach, geneigt oder fähig sey, welche Art von Krankheiten ferner zu gewissen Zeiten am häufigsten ist, und denn aus beyden, mit der eingeschickten Erzählung verglichen, den wahren Zustand des Kranken folgert. Auch geht es an, wenn ein Arzt den Bericht aufgesezt hat. Allein selbst da giebt's oft noch Mängel genug, und man würde immer wünschen, die Kranken selbst zu sehen. Um so mehr ist es nun alsdenn zu einem sichern Heilentwurf nöthig, wenn man den Kranken weiter gar nicht kennt, und nur lauter unvollständige Berichte erwarten kann. Denn sehr oft werden bey einer solchen Erzählung die überflüßigsten Dinge

weitläuftig abgehandelt, das Nothwendigste wird übersehen. Besonders das Frauenzimmer. Da kan man oft durch Fragen nicht heraus bringen, was man haben will; hingegen werden sie einen jeden Punkt ihres Leibes, wohin sich einmal eine Blähung versezt gehabt, aufs sorgfältigste bezeichnen. Der Anblick des Kranken, die Unterredung mit demselben, da er doch am besten über alles Auskunft zu geben im Stande ist, da eine einzige Antwort von Bedeutung zu vielen nöthigen Fragen wieder Anlaß geben kann, sind im Stande, uns Aufschlüsse zu verschaffen, die wir ohne persönliche Besuche nie erhalten hätten. Ein geübter praktischer Arzt nimmt aus den Augen, aus dem Gesicht, aus der Beschaffenheit der Haut, und dergleichen, aus dem Geruch viele Gründe seines Urtheils über dem jetzigen, und seiner Vermuthung vom künftigen Zustande her, und darinn muß doch das Hauptverfahren wieder seine Gründe finden. Galen sagt: in der Kunst giebt es viele Dinge, die sich nicht sagen, nicht schreiben lassen. Wenn Aerzte von langwieriger Erfahrung das nicht können, wie viel weniger werden's denn andere?

Vierte Regel. Wiederholte Besuche lehren die Zunahme und Abnahme der Krankheit. Besonders in hitzigen Krankheiten, wo verschiedene zweydeutige Versetzungen und Veränderungen der Krankheit den Ausgang ankündigen.

dergleichen Veränderungen bemerkt man sogleich an den Augen und daher empfiehlt Hippokrates schon zu seiner Zeit so sehr, daß man die Untersuchung derselben nicht unterlassen solle. Auch aus dem Pulse erhalten wir viele Zeichen, wenn er bald nachlassend ist, bald Bockssprünge macht. Ist bey diesem Pulse noch ein leichter kalter Schweiß vorhanden, so giebt es ein unbezweifeltes Zeichen des vorhandenen Todes ab. In bösartigen Krankheiten sucht man die Krankheitsmaterie aus der Ruhe und den Kräften kennen zu lernen. Wenn die drey ersten Tage der Krankheit schon alle Kräfte des Patienten wegraffen, und man ihn am siebten und achten Tage rasend, und dem Anschein nach stark findet; so könnte sich der Arzt sehr irren, wenn er daraus einen glücklichen Erfolg vorhersagte, denn es ist falsch, daß sich die natürliche Stärke zugleich mit dem Rasen einfinde. Vielmehr ist's ein sehr böses Zeichen. Ein überaus rühmliches Zeichen der Vorsicht und Klugheit des Arztes giebt es ab, wenn er die Kunst besitzt, in bösartigen Krankheiten einen richtig zu treffenden Ausgang zu bestimmen, und überhaupt ein gegründetes Urtheil davon abzugeben. Es kommt hier auf Leben und Tod eines Menschen an, beydes voraus zu sagen, so unangenehm es auch in gewisser Absicht ist, so zu sagen ein Todesurtheil anzukündigen, so zeigt es doch beynah von

mehr als menschlichen Fähigkeiten, in die Zukunft zu sehen.

Fünfte Regel. Es hängt sehr von der Gegenwart und Anordnung des Arztes ab, wie der Kranke seine Arzeney einnehmen muß, und wie er es mit Leichtigkeit kann. Die Umstehenden sind nicht selten besorgt, was man dem Kranken nun nachgeben müsse, und lassen es oft an dem gehörigen Getränke, als zu diesem Behuf bestimmt seyn soll, fehlen, ohngeachtet solches sehr viel, zur Verbesserung des unangenehmen Geschmacks, besonders bey scharfen und ätzenden Säuren, beyträgt. Ist der Arzt nun gegenwärtig, so ordnet er alles an, wie er's gut findet, und bewegt durch sein Ansehen und Beyspiel die Kranken, die Arzeney anzunehmen, besonders, wenn es Kinder oder sehr alte Leute sind, deren Ungeduld man ihnen gehörig verweisen kann, wenn sie sich weigern, ihm zu folgen. Wer aber von Natur einen Abscheu vor Arzeneyen hat, dem kann man oftmals seyn Mittel in Kaffee oder Thee mit abkochen, oder ausziehen lassen, und sie selbst solches aus schicklichen Kräutern besorgen lassen. Viele haben ein Vorurtheil vor den treflichsten Sachen, blos, weil sie in der Apotheke verfertigt sind, was sie aber selbst machen, kann oft einen weit elendern Geschmack haben, so nehmen sie es doch, blos, weil sie wissen, wie bey der Zubereitung damit umgegangen ist.

Sechste Regel. Man komme nicht blos zum Sehen, sondern auch zum Sprechen. Viele Aerzte haben die Gewohnheit an sich, daß sie, wenn sie am Krankenbette sitzen, nicht sprechen, wenn sie nicht besonders gefragt werden. Das ist sehr zu tadeln. Ihr Besuch wird doch darum verlangt, daß sie den Kranken, seine Natur, die Ursache der Krankheit erforschen, und die denselben entgegengesetzten Mittel bestimmen sollen. Andere fehlen wieder auf der andern Seite, und werden dem Kranken durch ihr vieles Gespräch und unnützes Plaudern lästig und beschwerlich. Da erzählen sie bald Stadtneuigkeiten, bald sprechen sie von Wind, Wetter und Jahreszeit, gehen ihre Kranken, die sie haben, der Reihe nach durch, und erzählen, wie sie sich befinden, um nur die Zeit hinzubringen. Allein sie bringen sich dadurch um ihr Zutrauen, und wenn nun gar verläumderische Zungen mit unterlaufen, so werden sie theils Klatschereien, theils wenigstens das zu befürchten haben, daß die Leute denken, der Arzt werde hinter ihrem Rücken von ihnen eben so reden, wie er gegen sie von andern gesprochen hatte.

Siebente Regel. Der Arzt muß keine eitele Prahlerey und vergebliche Versprechungen machen. Gegen diese Regel verstossen einige auf vielfache Weise, wenn sie so wohl in Anse-

hung der Arzeney, wie selbige wirken, was sie thun soll, wie sich die Schmerzen, oder sonst ein bedenklicher Umstand, danach verlieren werden, als in Ansehung des endlichen Ausgangs der Krankheiten mehr versprechen, als sie zu leisten im Stande sind, oder ihre Arzeney und Geschicklichkeit bis in den Himmel erheben. Anfangs machen sich dergleichen Grosprahler freylich einen grossen Nahmen, der aber nicht lange währt. So geht es allen Scharlatanen, deren Prahlerey sich bald von selber entdeckt, und dann zu Schanden wird.

Achte Regel. In hitzigen Krankheiten muß man die Patienten öfter, in langwierigen seltener besuchen. Wenn man in hitzigen Krankheiten einen gewissen Zeitpunkt versäumt, so kann diese Versäumniß Todesgefahr zur Folge haben, besonders um die kritischen Tage, als den vierten, siebenten, neunten, eilften, vierzehnten und ein und zwanzigsten. Diese Tage muß man wohl in Acht nehmen, und den Kranken an denselben noch öfter als sonst besuchen, um allen den Veränderungen, deren sich oft an solchen Tagen mehrere in einer Stunde zutragen, begegnen zu können. An diesen Tagen muß man keine Opiate, auch keine ausleerende Mittel nehmen, sondern blos die Natur sich selbst überlassen. Das erkannten die Alten schon sehr wohl, wenn sie sagten: an den kritischen Tagen muß keine (künstliche) Bewegung erregt

werden. Uebrigens hat es in neuern Zeiten Aerzte gegeben, die die Richtigkeit der Beobachtungen von kritischen Tagen in Zweifel gezogen haben, indessen sind sie sattsam widerlegt, und diese Lehre ist als eine Erfahrungswahrheit durch die Tagebücher der größten Aerzte bestätigt worden. Uebrigens muß man die Vorschrift der Diät dabey nicht vergessen, auch auf die Beschaffenheit der Luft sein Augenmerk richten, weil zuweilen das kleinste kalte Lüftchen, das den Körper der Kranken trift, den Tod nach sich zieht.

Neunte Regel. Der Arzt muß in den Krankheiten selbst schnell seyn. Die Hurtigkeit wird am allermeisten erfordert, wenn jemand vom Schlage, vom Steckfluß, oder sonst von einer Krankheit, die es plözlich ausmachen kann, überfallen wird; ferner wenn der Kranke von vornehmen Stande ist.

Zehnte Regel. Wenn der Arzt mit tobsüchtigen, rasenden, wahnsinnigen, oder mit einer ansteckenden Krankheit befallenen Personen zu thun hat, muß er nicht verwegen seyn, sondern alle nöthige Vorsicht anwenden. Man hat Beyspiele, daß solche Verwegenheit übel bestraft werden. In Ansehung der Gemüthskranken habe ich aus eigener Erfahrung gut gefunden, daß man sie nicht zum Zorn reizen, aber auch nicht zu furchtsam und demüthig seyn, sondern ihnen mit einer gewissen ernsten und doch menschen-

freundlichen Würde zusprechen muß. Ein solches Betragen macht mehrentheils einen guten Eindruck selbst auf Wahnsinnige, und ich kann, ohne mir zu schmeicheln, sagen, daß ich eher das Vertrauen der hartnäckigsten Melancholisten, die eine stille Wuth hatten, dadurch gewonnen habe. Wenn man ansteckende Kranke zu besuchen hat, muß man nur den Speichel nicht hinunterschlucken, sondern gehörig auswerfen, man muß sich auch nicht lange an ihrem Bette aufhalten, oder so tief auf sie bücken, daß man ihre Dünste zu stark einsauget. Weil sich die Ausdünstungen einer ansteckenden Krankheit mehrentheils durch den Speichel fortpflanzen, so ist es besser, solches einigermassen zu verbessern, indem man allerley Speichel erregende Sachen käuet, ehe man die Kranken besucht.

Zweytes Kapitel.

Vom klüglichen Verhalten des Arztes in Ansehung seiner nähern persönlichen Verbindung mit Kranken.

Erste Regel. Wer nicht folgen will, den muß der Arzt bey Zeiten verlassen, damit er ihm nicht den übeln Ausgang der Krankheit beymesse, wie der Unwissende so geneigt ist, der doch einzig in dem Mangel an Folgsamkeit liegt.

Zweyte Regel. Hartnäckige Kranke müssen oft ernstlich angeredet und zuweilen zu ihrem Beßten getäuscht werden. Gegen alle Kranke, die auf ihren Willen und Eigensinn bestehen, muß der Arzt sich ernstlich zeigen, denn manche scheuen sich denn doch vor dem Ansehen des Arztes, leisten eher Gehorsam, und nehmen folgsam ein, wenn sie auch in seiner Abwesenheit ihre Unzufriedenheit über ihn auslassen. Sonderbar ist es, daß manche glauben, sie nehmen dem Arzt zu Gefallen ein, und oft thut man wohl, sie in dem Wahn zu lassen, daß sie für ihn mehr Gefälligkeit, als für ihr Bestes haben. Oft muß man aber auch ernstlich erkl ren, daß sie durch ihre Widersetzlichkeit nieman den schaden, als sich selbst, und der Arzt nur zugegen sey, um die Gesetze der Natur zu pu-

bliciren, die Gesetze selbst aber nicht eigenmächtig abzuändern.

Gemeine Leute muß man oft wirklich hart anfahren, aber denn doch sich keiner Schimpfworte bedienen, welches unter der Würde des Arztes ist. Man muß zwar einer wirklichen Antipathie, die die Kranken zuweilen gegen eine Arzeney haben, nachsehen; allein, wenn das nicht ist, auch auf der gebührenden Anwendung seiner Vorschriften beharren. Ich habe freylich Kranke gehabt, die mit Güte und liebreichem Zureden sich zu nichts bewegen liessen und gegen alles Bitten eines Arztes, der ihr Freund war, taub blieben, so bald man aber im härtern Ton sprach, und sie bedrohte, sie ihrem Zustande zu überlassen, alles willig und bereit thaten, was man nur verlangen konnte.

Zuweilen muß man den Kranken zu seinem Besten täuschen. Manche haben eine so thörigte Furcht vor Brechmitteln, vor Abführungen von Quecksilberarzeneyen, daß man sie ihnen nicht ausreden kann, und sich genöthiget sieht, sie zu hintergehen. Ich kannte eine Dame, die durchaus nicht zur Perurinde zu bewegen war, weil sie einmal gehöret hatte, man könnte danach wassersüchtig werden. Andere bitten aufs zärtlichste, ihnen nur gewisse Sachen nicht zu geben, da man sich denn so stellen muß, als ob man ihnen die Arzeneyen wirklich nicht gebe, und sich nur irgend ein anders Herzstär-

kendes Mittel oder sonst dergleichen ausbedingen. Eine schlimme Sache ist's, manche zur Rhabarber zu bewegen. Wer Pillen nehmen kann, da geht's noch an, aber manche scheuen auch die, oder es sollen höchstens sechs bis acht Stück seyn. Andre können und wollen kein Pulver, und dergleichen, oder verwerfen ganze Klassen von Arzeneymitteln. Kindern kann man Rhabarber mit Kaffee abkochen lassen, oder Brechweinstein in Thee geben, auch wohl Erwachsenen, aber mit manchem Mittel geht es nur Einmal, mit manchem gar nicht an. Unter dem Nahmen Tropfen, Elixir zur Magenstärkung und dergleichen nehmen sie oft Sachen, die sie sonst gleich weggebrochen oder ausgeworfen hätten. Einige scheuen sich blos vor Arzeneyen, die in der Apotheke gemacht worden; denen kann man zuweilen Kräuter zum Thee, zu Säften, zu Ptisanen geben, die sie sich selbst kochen können. Dies ist noch eine gute Weise, sie zum Einnehmen zu bewegen, da sie vielleicht Mittel, so sie mit Ekel verwarfen, wenn sie aus der Apptheke kamen, jetzt, da sie sie als Hausmittel selbst zubereiten, ohne Weigerung vorschriftmäßig mit gleichem Nutzen gebrauchen.

Dritte Regel. Man muß nicht leicht einen Kranken aufgeben. Man handelt ohne Grund, wenn man den Kranken alle Hofnung platt abspricht, oder sie wohl gar ganz verläßt, in der Voraussetzung, daß sie nicht aufkommen

können. Man thut seinem Ruf durch solche unreife Vorhersagung oft vielen Schaden. Da nehmen sie dann einen andern an, und gerathen wohl an einen Empiriker, der wieder das Gegentheil thut, und so bösartig die Krankheit auch ist, eine Menge Fälle, wo er dergleichen Krankheiten schon überwunden hätte, hererzählt, welches die Gemüther der Kranken erhebt, und ihre Seele so stärkt, daß die Natur alle ihre Kräfte zusammen nimmt und anwendet, um die Krankheit zu überwinden. Der Erfolg davon ist, daß oftmals ein Scharlatan und Storger, dem im Grunde nichts als die Bühne fehlt, über die Maassen gepriesen und anempfohlen wird. Nachher mag er die größten Fehler in seiner praktischen Laufbahn begehen, so ist eine einzige solche Krankheit, die ein anderer für tödtlich erklärt hat, und die, ob durch Zufall oder durch die Güte der Natur, ist gleich viel, genug unter seinen Augen geheilt ward, zureichend, alle seine übrigen Fehler zuzudecken, und ihn in Kredit eines grossen Arztes zu erhalten. Dann mag ein gründlicher Arzt kommen, und predigen, und beweisen wollen, man glaubt ihm nicht, sondern denkt, daß er nur aus Neid gegen einen braven Mann handle, und ihn nur verkleinere, um sich desto grösser zu machen. Man muß sich also in Acht nehmen, zu sagen: ich weiß keine Hülfe mehr, oder, wenn dies nicht hilft, so weis ich nichts mehr, das übrig

wäre. Denn, wenn man so spricht, kann mans den Leuten gar nicht verübeln, daß sie einen andern Arzt annehmen.

Vierte Regel. Die unbeständige Veränderlichkeit der Patienten muß man mit geduldiger Verachtung ansehen. Es giebt viele, die langwierige Krankheiten haben z. B. Hypochondrie, Schwindsucht, Podagra, und die gleich zu einem andern Arzt laufen, wenn die ihnen verheissene Hülfe nicht den Augenblick kommt. Sie thun sich freylich den meisten Schaden damit, und es wäre gut, wenn ihnen ein guter Freund ihre Veränderlichkeit und Wankelmuth ausredete, denn sie haben gewiß keinen Gewinnst, wenn sie einen Mann verlassen, der ihre Natur kennt, gegen einen, der erst durch Erkundigung sich unterrichtet oder wohl gar allerley Erfahrungen auf ihre Unkosten machen muß. Die Hypochondristen sind für einem Arzt die beschwerlichsten Kranken, und dennoch hat er für seine Mühe von denen keinen Dank zu erwarten, denn kaum hat er sie so weit gebracht, daß der Grund zur Genesung da ist, so laufen sie von ihm, oder wenn sie auch bey ihm bleiben, werden sie doch unmuthig, und wissen ihm nach der Genesung keinen Dank.

Fünfte Regel. Auswärtige muß der Arzt nicht lange aufhalten, sondern sie so geschwind als möglich abfertigen. Denn bisweilen wird das Aufschieben gefährlich, und die Entlegenheit des

Wohnorts des Kranken verlangt eine schleunige Beantwortung; eher können noch die Kranken, die in der Stadt wohnen, warten, als die Auswärtigen. Man vergessen ja nicht, sich gehörig anzumerken, was die Krankheit auswärtiger Leute eigentlich sey, und was man für Mittel dabey gegeben habe, denn zuweilen lassen sie in drey Monaten nichts von sich hören. Wenn das Mittel einigermaßen seinen verlangten Zweck erfüllt hat, schicken sie wohl nach vierzehn Tagen erst wieder, und lassen sich alsdann dasselbe Rezept ausbitten. Hat man sich solches nun nicht aufgeschrieben, so hat man in dem Zeitraume öfters den ganzen Zustand der Krankheit, und was man dagegen gethan hat, vergessen. Am beßten ist's also, wie gesagt, man schreibt alles mit der größten Genauigkeit auf.

Sechste Regel. Man hüte sich vor verfängliche Fragen und Arglist und untersuche bey dem geringsten Anlaß zum Verdacht, alles vorher aufs sorgfältigste. Man hat vor einiger Zeit in der Neumärkischen Stadt Landsberg an der Warthe ein auffallendes Beyspiel davon gehabt. Eine Judenfrau bekommt ein hitziges Fieber, und der Himmel weiß aus was für Absicht sie auf den Einfall kömmt, ihren Arzt zu äffen, der ein geschickter Mann war, und eine so unwürdige Behandlung nicht verdiente. Der Arzt hatte nemlich die Vermuthung geäussert, daß sie ein todtes Kind habe. Diesen Umstand macht sie

sich zu Nutze, sie nahm zerstossene Enten und Gänseköpfe, Knochen, Gedärme und dergleichen, und brachte sie hervor, als ob sie ihr durch die Gebährmutter abgiengen. Der Arzt, der, wie ich genau weis, blödsichtig ist, ließ sich fangen, und nahm alles auf Glauben an, legte die erhaltenen Abgänge in Weingeist, und voll Eifer, diesen nach seiner Meinung höchstmerkwürdigen Fall für die Kunst zu nutzen, hielt er beym Magistrat an, daß ihm nach dem Tode der Frau, den er als höchstwahrscheinlich angab, der Leichnam derselben zur Eröfnung so fort übergeben werden möchte. Da der Magistrat in dies Begehren nicht willigte, wie es wirklich dem General-Juden-Privilegio in den Königlichen Landen zuwider war, so wandte er sich an die Churmärkische Kammer, und da er auch hier nicht so bald beschieden wurde, wie er es wünschte, kam er bey Seiner Majestät Höchstsebst mit dem Antrage ein, und so kam es an das Königliche Ober-Kollegium Medikum. Unterdessen klärte sich die Sache auf. Als er an einem Tage (die Betrügerey hatte schon einige Wochen gedauret) am Bette der Kranken mit einem Freunde von Metier stand, und ihm wieder eine Menge zerhackter Stücken vorgewiesen wurden, konnte sich die gegenwärtige Magd des Lachens nicht erwehren, und so ward die Sache durch die Aufmerksamkeit seines mitgenommenen Freundes auf einmal entdeckt. Der Mann, der ein Freund

von mir war, ist nachher ausser Landes, da er einen ansehnlichen Ruf als Hofarzt erhalten hatte, gestorben.

Ein anderer Fall, wo der Arzt sehr auf seiner Huth stehen muß, ist der, wenn er von jungen Weibspersonen um Mittel zur Hervorbringung ihrer vorgeblich verhaltenen Reinigung gebeten wird. Es ist bekannt, daß besonders in den ersten Monaten der Schwangerschaft die Zeichen derselben vor jenen sehr schwer zu erkennen sind, und es ist allerdings möglich, daß eine andere Krankheit, und namentlich diese wirklich vorhanden sey. Aber wie leicht kann auch nicht eine Schwangerschaft da seyn. Man sieht von selbst, daß man alle Sorgfalt und Vorsicht anzuwenden hat, hinter die Wahrheit zu kommen. Es ist nicht rathsam, sie ganz von sich zu lassen, oder ihnen seinen Argwohn zu entdecken, weil sie sonst nicht wieder kommen und sich an einen andern wenden, der vielleicht einfältig genug ist, ihnen Glauben beyzumessen, oder an einen gewißenlosen Pfuscher, der ihr Geheimniß ergründet und aus Bosheit für's Geld ihre schändliche Absicht ausführen hilft. Am klüglichsten verhalt man sich, wenn man sich stellt, als ob man ihnen völlig glaube, und indessen Eisen und andere gelinde treibende und eröfnende Arzeneyen giebt, die zur Beförderung unzeitiger Wochen nichts thun; bis man bey zunehmender Zeit

ſelbſt zu mehrerer Gewißheit kommt, und dann auf einmal ihren Zuſtand ergründen, und die nöthige Anſtalt mit ihnen treffen kann, wodurch, nachdem ein Verbrechen in der Ausführung mislungen war, auch das andere verhindert wird.

Siebente Regel. Wenn man die Patienten nicht perſönlich beſuchen kann, muß man ihnen ſchriftlich mit ſeinem Rath beyſtehen. So nützlich es iſt, die Kranken in irgend einem etwas wichtigen Fall ſelbſt zu ſehen, ſo iſt freylich der Arzt ein Menſch, und nicht im Stande, alles auf ſeine Schultern zu nehmen. Und gewiß, das Leben eines ſehr beſchäftigten praktiſchen Arztes, der von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang auf der Straſſe zubringt, und ohne für ſeine Bequemlichkeit und Vergnügen das Mindeſte thun zu können, blos von einer Wohnung des Elends (wird ſie auch ein Pallaſt genannt) zur andern zu gehen, iſt nicht des Neides werth. Man kann alſo immerhin ſuchen, es einzuführen, daß man nicht immer ſelbſt zu kommen braucht, ſondern vielmals einen Gehülfen ſchickt, der theils gehörig unterrichtet iſt, theils denn auch nöthigen Falls ſich erſt wieder neuen Unterricht erbitten kann. Schriftliche Anfragen an einen Arzt enthalten oft die nöthigſten Umſtände nicht, und bey der Ungewißheit der Kunſt geht der Arzt da um ſo mehr unſicher. Am beßten iſt's da gethan, vorläufig gelinde Schweißtreiben-

de Sachen zu verordnen, und dem ersten Briefe gleich alle die Fragen beyzufügen, deren Beantwortung man braucht. In langwierigen Uebeln ist mehrentheils die Perurinde die Hauptsache. Dieses Mittel gründete den Ruhm des grossen Werlhoffs bey den Auswärtigen so sehr; wobey er aber auch immer für gute Rinde selbst sorgte, wie mir Fälle bekannt sind, daß die Patienten welche durch seine Vermittelung in Zeit von zehn Tagen aus der Londoner Hofapotheke erhalten haben.

Drittes Kapitel.

Vom Verhalteo des Arztes bey besondern Gelegenheiten, und besonders, wie er sich gegen grosse Herren zu betragen hat.

Erste Regel. Ein jedes körperliche Uebel ist um so wichtiger, je wichtiger der Kranke ist. Je vornehmer der Kranke ist, den man geheilt hat, desto mehr Ehre hat man davon.

Zweyte Regel. Der Arzt muß beherzt und nicht furchtsam oder verlegen seyn.

Dritte Regel. Man muß nicht verwegen in seinen Versprechungen seyn. Man nehme sich bey Prinzen und vornehmen Herren sehr in Acht, nichts zu versprechen, was wir nicht in unserer Gewalt haben. Es kann freylich zuweilen ein glücklicher Ausgang uns begünstigen, und dann hätten wir freylich Ehre davon; allein man kann zu leicht durch sich selbst, oder durch die Umstände um seine Hofnung kommen, und dann hat man doch mehr Schande davon, als in jenem Fall Ruhm. Wenn man in Schmerzen Opiate, oder bey Durchfällen Cascarillrinde, oder in Geschwüren den Wasserfenchel giebt, so kann man zwar im ersten Fall Aenderung der Schmerzen, im zweyten Nachlaß der häufigen

Stühle, im dritten Verbesserung des Eiters versprechen, und da diese Fälle eine sichere Porgnose erlauben, so wird man auch, wenn man sie stellt, alle Ehre davon haben. Um so mehr, da die Kranken glauben, je heftiger der Schmerz, desto größer sey die Todesgefahr. u. s. f.

Vierte Regel. So lange man es vermeiden kann, muß man einem Prinzen nicht widersprechen, auch mit andern Aerzten so lange einerley Meinung seyn, als bis die höchste Noth dazu dringt. Grosse Herren, besonders Prinzen, sind des Widerspruchs zu wenig gewohnt, und man muß wenigstens ihre Gründe hören. Ein Mann, der sein Glück bey Hofe machen und erhalten will, muß sich zu verstellen wissen, sonst kommt er nicht fort. Es ist auch nicht klüglich andere Aerzte gegen Prinzen herunter zu machen; denn wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst oft tief hinein, und man steht nie so hoch, daß man nicht fallen könnte; die Gunst grosser Herren aber ist veränderlich, und es kann seyn, daß eben der Mann, gegen den man heute den Prinzen einzunehmen dachte, morgen als Günstling zu seiner Seiten steht, und uns eben die Gefahr bereitet, die wir ihm zugedacht hatten.

Fünfte Regel. Beym Receptschreiben bey Vornehmen muß man nicht auf blos kostbare Arzneymittel sehen. Die schlechtesten und wohlfeilsten Sachen haben mehrentheils die beßten Kräf-

te, denn der Werth der Dinge ist ja blos in willkührlichen Bestimmungen gegründet. Man verachte daher die wohlfeilen Arzeneyen nicht, weil sie wohlfeil sind, und erhebe die kostbaren nicht darum, weil sie theuer sind. Denn der Preis kann nicht der Maasstab für den Werth eines Arzeneymittels seyn. Die Natur des Körpers ist bey allen Ständen gleich, die Empfänglichkeit nur um ein unmerkliches abgeändert.

Sechste Regel. Wenn man heroische Arzeneyen bey einem Prinzen anwenden will, muß man sowohl beherzt als vorsichtig seyn. Kann man es ändern, so überlege man lieber in einer Zusammenkunft mit noch einem oder mehreren andern Aerzten, ob es nöthig sey, zur Ader zu lassen, ein Brechmittel oder eine stärkere Abführung zu geben. In schleichenden Fiebern sind die Brechmittel öfters von der größten Nothwendigkeit, denn man läuft, falls man sie versäumt, Gefahr, daß sie in eine Auszehrung übergehen. Eine Aderlässe, zu rechter Zeit angeordnet, beugt oft sehr wichtigen Folgen vor, die nachher, wenn diese Zeit versäumt worden, nicht mehr zu ändern stehen; als wenn man zum Beyspiel Vorboten des Schlags findet.

Siebente Regel. Mit unheilbaren Krankheiten muß man sich lieber gar nicht befassen. Diese Regel muß man bey Vornehmen ja nicht

aus der Acht lassen. Auch bey geringern Ständen ist's oft gut, wenn man seinen Ruf in Krankheiten, deren Ausgang man nicht anders als traurig vorher sieht, nicht Preis giebt. Der einzige Fall macht eine Ausnahme, daß man beständiger und gewöhnlicher Arzt gewesen wäre, denn da wäre es wieder Unrecht, einen Herrn, der sein ganzes Vertrauen anhaltend in uns gesetzt hatte, nun am Ende zu verlassen, da man doch wenigstens seinen Schmerzen begegnen, und seinen mühsamen Weg aus der Welt mit mehrerer Bequemlichkeit zurückzulegen helfen kann. Und die Kunst hat ja auch für Hofnungslose noch aufs wenigste Linderung: man hat allerley stärkende und aufweckende Arzeneyen, man hat die Saamenmilche und endlich ja den vortreflichen Mohnsaft.

Achte Regel. Wer sich nicht verstellen kann, kann auch nicht heilen. Der Arzt muß nicht alles verachten, oder durch neue Anordnungen aufheben, was andere vor ihnen für gut gefunden haben. Das liebe Frauenzimmer ist immer sehr fruchtbar an gutem Rath, und spricht oft sein Wort mit ein. So viel Verdruß man auch bey sich darüber empfindet, so muß man ja nicht in den Bienenstock greifen und lieber manchesmal ihren Rath annehmen, wenn er nicht offenbar nachtheilig ist, oder wenn sie etwa äusserlich etwas gebraucht wissen wollen; indessen fügt man immer noch etwas neues hin-

zu, damit sie nicht ganz ihren Willen haben, und doch auch ihr Eigensinn und ihre Eigenliebe nicht beleidiget wird. Zuweilen hat auch ein Wundarzt bey Vornehmen sein Wort mit dazu zu geben, das man denn hören und, wenn irgend möglich, nicht verwerfen muß.

Neunte Regel. Es steht nicht in den Kräften des Arztes alle Kranken gesund zu machen, und es wäre eine vergebliche Hofnung, die man sich machte, daß alle Bemühungen nach Wunsch gehen sollten. Nichts ist unter andern Ursachen, die eine gefaßte Hofnung vereiteln, häufiger, als daß die Kranken selbst es aus der Acht lassen, genau nach der Vorschrift des Arztes zu leben. Ich kannte einen vornehmen Officier, der des venerischen Uebels wegen Quecksilber nehmen muste. Man verbot ihn dabey, sich in die freye Luft zu machen und saure Sachen zu essen. Seine Hochwürden und Hochwolgeboren glaubten aber, über die Gesetze der Natur eben so erhaben zu seyn, als sie sich an der Spitze ihres Regiments über die Bürgerlichen geglaubt hatten; allein die auf ihre Rechte eifersüchtige Mutter rächte den an ihr begangenen Ungehorsam durch die entsetzlichsten Leibschmerzen, die in eine Magen- und Darmentzündung übergegangen, dem unfolgsamen Manne, der keine Warnung achten wollte, nach einigen Tagen tödtlich wurde.

Viertes Kapitel.

Vom klugen Verhalten des Arztes gegen das weibliche Geschlecht.

Erste Regel. Der Arzt muß keusch seyn. Keusch sey er in Reden und in Handlungen, wenn er kranke Frauenzimmer in seiner Kur haben will. Um so mehr es dem Arzte nicht an Gelegenheit fehlt, seine Begierden zu befriedigen, da es unkeusche Weiber genug giebt, die ihre Ehre, ihre Unschuld und ihre Pflicht vergessen, um so mehr muß er durch eine strenge und richterliche Aufmerksamkeit auf sich selbst, sich in dem Ruhm eines züchtigen Mannes erhalten.

Zweyte Regel. Ein Frauenzimmer leidet in jeder Krankheit doppelt. Ein alter, aber wahrer Satz. Das Frauenzimmer ist einmal allen Gebrechen unterworfen, die die menschliche Gestalt mit sich führet, allein es hat noch seine eigenen Beschwerden, von denen das männliche Geschlecht nichts weiß. Wenn wir also einmal krank sind, sind sie es gewiß zweymal. Freylich macht dies sonst so angenehme Geschlecht auch dem Arzt desto mehr unangenehme Beschäftigungen, die durch die ihm eigene Schwäche der Gemüths- und Leibeskräfte noch beschwerlicher gemacht werden.

Dritte Regel. Der wahre Probierstein der Gesundheit ist die monatliche Reinigung. Es ist ein uneingeschränkt wahrer Satz, wie die Reinigung beschaffen ist, so ist auch die Gesundheit. Wenn sie daher unordentlich und unregelmäßig ist, und keinen Fehler in der Menge so wohl als ihrer Beschaffenheit hat, so ist sie ein Zeichen der Gesundheit. Wenn sie aber stehen bleibt oder nur geringe ist; so zeugt sie von Krankheiten, die entweder bald ausbrechen werden oder nach gerade sich schon geäussert haben. Gemeiniglich liegt der Fehler eines kranken Frauenzimmers, besonders bey langwierigen Krankheiten, in der Monatszeit. Daher ist es höchstnöthig, daß man allemal nach dem Zustande der Reinigung sich erkundiget, und wie das Blud beschaffen gewesen, ob nemlich dick oder schwarz? *)

Vierte Regel. Die mehrsten Frauenzimmer unsers Erdstrichs sind hysterisch. Sie haben sich durch die festen Nahrungsmittel, dicke Luft, Entfernung von der freyen Luft, Mangel an Bewegung, weniges Trinken, durch Mißbrauch saurer Sachen, und von vielen andern Fehlern in den übrigen nicht natürlichen Dingen eine Schwäche des Nervensystems zugezogen. Bey einem kranken Frauenzimmer muß man daher

*) Um eine Schwangerschaft von andern krankhaften Zufällen, besonders einer aus krankhaften Ursachen verhaltenen Reinigung zu unterscheiden, ziehe man hieher die 9. Regel des 5. Kap, dieses 3. Theils

immer auf krampfhafte Zufälle, oder aufs hysterische Uebel, auf die Beschaffenheit der monatlichen Reinigung Rücksicht nehmen, und untersuchen, ob sie sonst schon zu dergleichen Krämpfen und Zuckungen geneigt gewesen. Wenn diese Fragen bejaht werden müßen, ist es freylich Uebel, und die Heilung weit leichter, wenn es nicht ist.

Fünfte Regel. Man muß nicht unvorsichtig bey Beförderung der monatlichen Reinigung seyn. Es ist nicht gut gleich zu Anfange starke Mittel, die die Reinigung befördern, zu geben. Zuweilen bleibt sie blos von Vollblütigkeit aus, weil sich das Blut nicht gehörig bewegen kan, in diesem Fall ist Aderlassen das beßte. Nach einer schweren Krankheit bleibt sie oft noch einige Monate aus, und in diesem Falle ist es wieder besser, Blut zu erzeugen als abzulassen. Wenn bey cholerischen Frauen zimmern die Reinigung auf eine Erkältung zurück blieb, so muß das Geblüt nicht durch hitzige Mittel getrieben werden, weil man sonst Gelegenheit zu bösartigen Krankheiten giebt, sondern vielmehr ist auch hier eine Aderlässe das Beßte. Schleimigten Personen hingegen würde das Blutlassen nicht dienlich seyn, denen bekommen wieder Eisenhafte und andere Mittel, die die Reinigung gelind befördern, besser. Man muß aber diese Mittel nie eher geben, als bis man den Magen in Ordnung gebracht hat.

Sechste Regel. Abtreibende Mittel zu geben, ist ein grobes Verbrechen, wenn es absichtlich, und eine Schande, wenn es durch Unvorsichtigkeit geschieht. Es ist nicht anständig, wenn ein Arzt mit Vorsatz ein Kind abtreibt, und leicht wird sich auch kein Arzt dazu entschliessen, wenn nicht von ihm selbst ein Mädchen schwanger ist. In diesem Fall wird er spät oder früh seinem Richter nicht entgehen. Allein es pflegt auch durch Unvorsichtigkeit veranlaßt zu werden, wenn der Arzt eine blos verhaltene Reinigung mit der Schwangerschaft verwechselt. Der Arzt muß daher mit größter Behutsamkeit handeln und nicht gleich Anfangs stark treibende Arzeneyen, auch keine Brechmittel, keine starke Abführung, oder hitzige abgezogene Oehle geben, besonders bey Verheyratheten, wenn sie auch läugnen, schwanger zu seyn. Allein nirgends werden Aerzte schändlicher angeführt, als durch Unehlichgeschwängerte. Wo nur irgend der Verdacht statt findet, — und wo findet der, bey so viel Fällen vornehmen und geringen Standes nicht heut zu Tage statt? — muß man nicht gleich an der Hervorbringung der Reinigung arbeiten, sondern bloß Sachen geben, die die Kakochemie der Säfte bessern, als Balsame, bittre Extrakte, Wermuth, Melisse mit Safran, Eisen, so wird das Geblüt, wenn es verhalten war, sich gewis zeigen.

Siebente Regel. Indessen ist's doch gefährlich, gleich ein jedes Frauenzimmer für schwanger auszugeben. Man muß also so viel als möglich die Zeichen der Schwangerschaft und die Zeichen der verhaltenen Reinigung, die so ausserordentlich viele Aehnlichkeit mit einander haben, sammlen und unterscheiden.

Achte Regel. Anvertraute Geheimnisse überhaupt zu mißbrauchen, ist schändlich, allein am allermeisten muß man über die geheimen Krankheiten und Zufälle des weiblichen Geschlechts eine männliche Verschwiegenheit beobachten.

Neunte Regel. Abführung, Aderlassen, sehr hitzige Sachen muß man Schwangern entweder gar nicht, oder mit der größten Behutsamkeit verordnen. Schwangere müssen ganz gelinde behandelt werden, das Aderlassen zur Unzeit ohne gehörige Anzeigen ist oft nachtheilig, zuweilen macht es eine unzeitige Geburt, zuweilen ist es doch wieder im Stande, solche zu verhüten. Wenn die Frau vollblütig ist, kann leicht das unterlassene Aderlassen, die Ursache unzeitiger Wochen werden. In der Regel muß man um den vierten, fünften, zuweilen schon um den dritten Monat eine Aderlässe vornehmen lassen, zuweilen ist's nöthig sie zu wiederholen, zum zweyten, ja zum dritten Mahle. Indessen muß man verhüten, daß nicht zu viel Blut weggelassen wird, lieber wenig auf einmal, als vier höchstens fünf Unzen. Eine Frau, die schon

mehrmalen unzeitige Wochen gehalten hat, muß allemal im dritten Monate eine Aderlässe vornehmen laßen, und so bis zu Ende der Schwangerschaft einen Monat um den andern Blut lassen. Schwangere hingegen, die nicht vollblütig sind, kann das Aderlassen unzeitige Wochen machen, so wie es auch bey ihnen kurz vor der Geburt, da die meiste Nahrung gebraucht wird, die sie doch nicht übrig haben, dieselben Folgen nach sich ziehen kann.

Starke Abführungen muß man in der Regel bey allen Schwangern vermeiden, denn sie wirken durch einen Krampf, der sich wegen der Nachbarschaft und Mitleidenschaft der Theile, leicht bis an die Gebährmutter fortsetzen kann. Manche haben indessen doch eine so harte Natur, das heißt, unreizbare Fibern, daß sie fast nie Krämpfe bekommen; besonders findet man diese Härte und Unreizbarkeit bey Huren, die nach den stärksten Abführungen, doch keine unzeitige Wochen halten.

Es giebt auch freylich kein Mittel, welches durchaus und nothwendiger Weise unzeitige Wochen machte, sondern bey allen Arzeneyen, die diese Wirkung haben können, kommt es doch noch auf die besondere Empfänglichkeit und Neigung des Frauenzimmers an. Bey einigen sind ganz geringe Zufälle im Stande, diese betrübte Folge zu haben, als bey Personen, die vollblütig oder zum heftigen Zorn geneigt sind, denn

eine ganz geringe Gemüthsbewegung, ja ein Klistier kann ihnen schädlich werden, so geringe auch die Bewegung ist, worinn die Lebensgeister dadurch versetzt werden. Starke Brechmittel tragen indessen im Durchschnitt mehr dazu bey als starke Abführungen. Oft ist aber ein Erbrechen nöthig, welches man leicht erregen kann, besonders, wenn schon Eckel und Würgen da ist, wenn man einen halben oder einen viertel Gran Brechweinstein in Wasser auflöset, und davon nach und nach trinken läßt. Nöthig ist es zugleich bey Schwangern, daß man ihnen den offenen Leib frey hält, die beßten Mittel dazu sind, Rhabarber, Manna, Weinsteinrahm, geblätterte Weinsteinrinde mit Semesblättern, Rosinen, Tamarindenmark (nur nicht aus kupfernen Gefäßen:) lauter gelinde wirkende Mittel, die ohne alle Beschwerde und Leibschmerzen durchschlagen, und Schwangern besonders sehr zuträglich sind, und die dabey noch unzeitige Geburten verhüten, indem sie den Ueberfluß von Feuchtigkeiten ausführen.

Zehnte Regel. Säuren, Opiate, erkältende Mittel, eine strenge Kälte selbst sind für Schwangere so gut wie Gift. Im Durchschnitt muß man alle Schwangere als vollblütig und von schlechten Säften ansehen. Wie nun bey der Verderbniß der Säfte die Kälte und die Säuren sehr schädlich sind, so machen sie auch bey Schwangern, daß das Blut gerinnt, und

der Kreislauf gehindert wird, die Säfte und besonders der wässerigte Abgang häuft sich immer mehr an, welches alle auch Folgen der Kälte sind, daher Schwangere sich der Gefahr der wichtigsten Krankheiten aussetzen, wenn sie zu kalt gehalten werden. Opiate sind ihnen darum schädlich, weil sie die Bewegung der Lebensgeister unterdrücken, und folglich auch den Kreislauf des Bluts schwächen, so daß das stockende Blut Verstopfungen macht, die Gefässe allzusehr ausdehnt, und wenn sie am Ende reissen, unzeitige Geburten, oftmals auch Entzündungen der Gebährmutter, und heftige Blutflüsse veranlaßt.

Eilfte Regel. Schwangere müssen sich vor heftigen Leidenschaften und Gemüthsbewegungen hüten. Die Ruhe der Seele trägt ungemein viel zur Verlängerung des Lebens bey, und erhält den Körper gesund. Um so mehr hat man bey Schwangern dahin zu sehen, die eine doppelte Pflicht auf sich haben, nehmlich, theils für ihre eigene, theils für ihres Kindes Gesundheit zu sorgen. Nun werden Frauenzimmer ohnehin schon leichter von Gemüthsbewegungen hingerissen, allein während der Schwangerschaft sind sie noch ungleich reizbarer. Wenn dieses nicht verhütet wird, können sie dadurch in die betrübtesten Umstände gerathen, da ohnehin bey verdorbenen Säften nichts so schädlich ist als solche Gemüthsbewegungen, welche Krämpfe und unzeitige Niederkünfte nach sich zeihen.

Zwölfte Regel. Die warmen Getränke kann man Schwangern nicht ohne Unterschied und in gleicher Menge anrathen. Wir reden am meisten vom Thee und Kaffee. Denn es ist angemerkt worden, daß bey verdorbenen Säften der Thee nicht gleich wieder durch die Harnwege abgehe, da die Nierenröhrchen öfters verstopft sind, und in diesem Fall muß man den Gebrauch desselben untersagen, weil er schädlich ist. Wenn der Durchgang aber frey und ungehindert ist, kann man sie mäßig zu trinken nachlassen.

Dreyzehnte Regel. Schwangere müssen nichts süsses geniessen. Süsse Sachen haben eine gewisse Zähigkeit, und eine innere Unbeweglichkeit. Man weis, daß Leute, die nicht an Bewegungen gewohnt waren, nach dem Gebrauch süsser Sachen die schwersten Zufälle bekamen. Frauenzimmern, Kindern, und jedermann der eine sitzende Lebensart liebt oder führt, ist nichts so schädlich als das Süsse, weil es das Blut zähe, klebrigt und dick macht.

Vierzehnte Regel. Viele Schwangere haben die Gewohnheit an sich, im letzten Monat ihrer Schwangerschaft, und besonders wenn sie aufs lezte gehen, warme Bäder zu nehmen; einige brauchen sie so gar schon früher. Allein es ist nicht gut gethan, denn man giebt dadurch Anlässe zu Schnupfen und Katarrhen. Hingegen haben sie sehr wichtige Vorthei-

le drey oder vier Tage vor der Geburt, besonders warme Bäder, weil sie die Wege erweichen und schlaf machen. In eben der Absicht ist's auch gut, wenn man Schwangere über heissen Wasser sitzen läßt.

Funfzehnte Regel. Wenn die Schwangere schwach ist, wird ihr Kind auch eine merkliche Schwäche bekommen. Wenn zum Beyspiel keine Bewegung mehr verspürt wird, muß sich der Arzt vor allen hitzigen Arzeneymitteln hüten, auch keine harte Speisen erlauben, die eine dicke Nahrung in sich enthalten, sondern vielmehr eine leichte Nahrung mit etwas Wein empfehlen. Auch der bekannte Balsam für ungebohrne Kinder (Balsamus Embryonum) mit geröstetem Brode kann äusserlich angewandt werden. Den ganze Unterleib lasse man mit Ungarischem Wasser waschen, weil es möglich ist, durch dergleichen stärkende Dinge, das Kind wieder zu ermuntern und zu beleben.

Fünftes Kapitel.

Vom klugen Verhalten des Arztes gegen Wöchnerinnen.

Erste Regel. Kindbetterinnen müssen nicht mit vielen und starken Arzneymitteln, sondern Dingen, die ihrem Zustande angemessen sind, behandelt werden.

Zweyte Regel. Wöchnerinnen sind als schwer Verwundete anzusehen. Denn durch die Geburt des Kindes ist die Gebährmutter wirklich verwundet, und folglich das stockende Blut zu zertheilen, um keine Entzündung zu erregen.

Was eine schwere Geburt anlangt, so ist bekannt, daß selbige auf zweyerley Weise entstehe, nemlich durch der Mutter oder durch des Kindes Schuld. Bey der gebährenden Mutter bemerkt man gewöhnlich Mangel an Lebensgeistern, die man durch analeptische Mittel verbunden mit denen in schwerer Geburt höchstnöthigen Krampfstillenden Dingen, wieder ersetzen muß. In Ansehung des Kindes wird die Geburt erschweret, durch eine widernatürliche Lage, welche von allzustarken Bewegungen zur Zeit der Geburt herrührt, wenn sich die Gebährende aus Ungeduld bald hiehin, bald dahin bewegt, oder wenn sie zur Arbeit gezwungen wird, ehe die rechte

Zeit und die wahren Wochen da sind, ferner, wenn ein gewisses Glied, als ein Arm oder ein Fuß zu früh zum Vorschein kommt, da denn, wenn er nicht bald wieder zurück gebracht wird, das Kind leicht stirbt und mit dem Messer einzeln geholt werden muß, wenn man nemlich es wirklich todt findet. Gemeiniglich büßt das Kind bey einer schweren Geburt das Leben ein. Die Hebammen müssen also genau wissen, ob das Kind wirklich todt sey, oder nicht, um es nicht, wenn es nur schwach Athem holte, zu tödten, und auf der andern Seite, wenn es wirklich todt wäre, zum Nachtheil der Mutter zu verschonen. Oftmals muß das Kind in der Gebährmutter zerschnitten und stückweise heraus geholt werden, eine Operation, wozu viel Grausamkeit gehört. Man erkennt aber, daß das Kind todt sey, wenn die Mutter von einem Fieberschauer und Ohnmachten befallen wird, wenn Gesicht und Lippen blaß werden, sie kalte Schweisse bekömmt, die äußern Theile gelb sind, in der Gebährmutter keine Bewegung mehr verspürt wird, oder wenn sie von einer Seite zur andern eine Schwere, wie einen Stein fühlet, und eine stinkende Jauche aus der Gebährmutter fliesset. —

Dritte Regel. Wöchnerinnen müssen, als schwache Personen behandelt werden. Denn während ihrer Schwangerschaft gehen viele von

ihren Kräften verlohren; sie werden so zu sagen, in einen kachektischen Zustand versetzt. Nachmals geht nun gar in der Geburt selbst ein grosser Theil ihrer Kräfte auf. Eben so sind bey ihrer Schwäche den Kindbetterinnen alle Gemüthsbewegungen nachtheilig, weil sie die Mischung des Bluts zerstören und die Lebensgeister vermindern. Ferner schaden alle Arzeneyen, die heftige Wirkungen nach sich ziehen und viele Bewegung machen, nemlich alle Abführungen. Endlich ist es auch schädlich, wenn sie zu viel und besonders zu harte Kost geniessen, weil davon leicht unbearbeitete Reste zurück bleiben. Vielmehr muß man lieber saftige Speisen, als das Fleisch von jungen Vieh, dünne Getränke, warme Brühsuppen anwenden, da sie hergegen Wein und harte gesalzene Speisen vermeiden müssen.

Vierte Regel. Ein sehr wichtiger Umstand bey den Kindbetterinnen ist der Wochenfluß. Wenn der Wochenfluß nicht gehörig von statten geht, zeigt es Entzündungen und andere Uebel an. Die Wochenreinigung bleibt auch nach Schrecken oder vor Furcht weg, denn die Gefässe ziehen sich unter diesen Umständen zusammen, daher stockt das Blut in der Gebährmutter, entzündet sich und wird faul. Säuren unterdrücken daher auch die Wochenreinigung, weil sie das Blut gerinnen machen. Die Zufälle, welche sich bey verhaltener Wochenreinigung einzu-

finden pflegen, sind gemeiniglich sehr schwer und bedenklich. Gemeiniglich entsteht ein Entzündungsfieber, und wenn wir nicht mit aller Vorsicht zu Hülfe kommen, so ist die Gefahr sehr groß, ja oftmals zieht es den Tod nach sich.

Fünfte Regel. Wenn die Wochenreinigung gar zu stark fließt, so werden die Wöchnerinnen zu sehr geschwächt, und alsdann ist es gut, wenn sie wenig essen, und besonders keine schwer zu verdauende Sachen, daß sie keine Gelegenheit zu Gemüthsbewegungen erhalten, auch keine stark wirkende Arzneyen nehmen, vielmehr muß man ihnen eine schmale Kost, und ganz gelinde Arzeneyen verordnen.

Sechste Regel. Die Luft in Wochenzimmern muß, wie überhaupt bey Kranken, gemäßigt seyn. Wenn das Zimmer zu heiß, oder wenn es zu kalt, oder zu feucht gehalten wird, so lehrt die Erfahrung, daß die Wöchnerinnen sich übel befinden. Selbst Aerzte haben ehemals die Gewohnheit gehabt, das Zimmer recht heiß zu halten, und wohl noch die erhitzensten Speisen und Arzeneyen oben drein zu verordnen, theils um die Wöchnerinnen doch wieder zu Kräften zu helfen, theils, um den, in ihren Augen, so nachtheiligen, Friesel, heraus zu treiben. Man wird heut zu Tage zwar durch Anordnung des Arztes, nicht leicht diese Einrichtung finden. Allein viele Frauen, die fürs Kindbette privile-

girt zu seyn glauben, stehen noch in dem gefährlichen Wahn. Allein etwas kräftige Suppe mit Krebsstein (die Säure einzusaugen, nicht etwa ihr als alkalisch zu widerstehen) und einige wenige stärkende Sachen sind dazu hinreichend die Kräfte aufrecht zu erhalten. Höchst schädlich ist es, die Kindbetterinn in ein weiß überzogenes Bette zu bringen, weil es theils gewöhnlich noch feucht ist, theils die Veränderung durchaus nicht vermieden werden kann, indem die Wöchnerinn doch immer aus einer warmen in eine verhältnißmäßig kältere Luft gebracht wird. Das Leinen über Kohlen zu halten, macht's nicht gut, denn der Kohlendampf unterdrückt die unmerkliche Ausdünstung, die man doch frey halten muß. Wenn es nicht geändert werden kann, so muß man Leinen zum Bette nehmen, worinn schon andere einige Tage geschlafen, und Hemden, die sie eben so lange getragen haben.

Siebente Regel. Man muß keine abergläubischen Gebräuche bey Kindbetterinnen zulassen. Die Unzerschen und Baldingerschen Wochenblätter, auch ältere medizinische Schriftsteller sind voll von diesen abergläubischen Meinungen und Gewohnheiten, und im Allmanach für Aerzte und Nichtärzte für 1782 ist das Verzeichniß derselben vermehret worden. Wie manche könnte ich aus eigener Erfahrung noch hinzufügen, die jene Aerzte nocht nicht einmal anführen, zum Beweise, daß es ihrer unzählige

giebt. Es würde unnütz seyn, sich darüber weitläuftig zu erklären, denn ein jeder, der Vernunft hat, wird bey einem vorgeschlagenen Mittel wissen, ob es natürliche Wirkungen haben könne. — Könnte man nur das Heer von Müttern, Muhmen, Gevatterinnen, Freundinnen und Weibern, die durch eine, oder mehrmalige Wochen, so sie überstanden, erprobte Geburtshelferinnen zu seyn glauben, — das grausame Volk! — aus der Wochenstube verbannen.

Achte Regel. Seine medizinischen Erkundigungen ziehe der Arzt bey Kindbetterinnen besonders von der Ausdünstung und dem Athemholen ein. Wenn die Ausdünstung nachläßt, und die Wöchnerinnen keinen Schweiß haben, ist es ein böses Zeichen, gemeiniglich bekommen sie einen Durchfall, der die wenigen Kräfte erschöpft. Wenn das Athemhohlen und der Puls unordentlich werden, steckt ein schleichendes Fieber dahinter.

Neunte Regel. Es ist von grosser Wichtigkeit, den Unterschied zu wissen, ob die verhaltene Reinigung von der Schwangerschaft, oder von einer Wassersucht herrühre, und Hofmann versichert, daß Aerzte oftmals eine Schwangerschaft wie eine Wassersucht so lange behandelt haben, bis das Kind Licht suchte und Licht gab. Die größte Schwierigkeit ist bey verheyratheten Frauenzimmern, die zum ersten Mahl schwan=

ger, und mit den Zufällen und Zeichen der Schwangerschaft völlig unbekannt sind; denn selbst Aerzte haben sich durch ihre falschen Berichte hintergehen lassen, und Krämpfe oder andere gelindere Bewegungen im Unterleibe für die Bewegung des Kindes in der Mutter gehalten. Man ersieht daraus, daß man nicht sogleich aus einem oder dem andern Zeichen die Schwangerschaft beurtheilen könne, sondern man muß alles vereinigen, woraus zusammengenommen man die Wahrheit heraus bringen könne.

Selbst der erfahrenste Arzt irret zuweilen, wenn er bestimmen soll, ob ein Frauenzimmer schwanger sey oder nicht. Da seine Ehre dabey so sehr intereßiret, so setzen wir folgende Kennzeichen hieher.

a) Schwangere sehen gemeiniglich sehr roth aus, wie wohl nicht immer. Frauenzimmer hingegen, die von verhaltener Monatszeit krank sind, blaß, gelb und fahl.

b) Bey unterdrückter Reinigung befindet sich die Geschwulst mehr um die Weichen und den Ausgang der Gebährmutter; in Schwangern hingegen zeigt sie sich mehr in der Nabelgegend und erhebt sich allmählig.

c) Schwangere spüren gemeiniglich keine Abnahme ihrer Kräfte. Ihre Eßlust ist auch nicht so sehr unterdrückt, wie da, wo verhaltene Reinigung die Ursach ist. Indessen muß man hierauf nicht als auf ein untrügliches Zeichen

trauen, weil einige Schwangere schwächer und kraftloser sind, als andere.

d) Bey Schwangeren schwellen die zurückführenden Adern an den Hüften, und werden dicker, welches bey andern nicht zu geschehen pflegt.

e) Die Brüste laufen an, indessen giebts wieder auch Schwangere, bey denen dieses Zeichen sich nicht findet.

f) Der Harn sieht zwar dick und wölkigt aus, allein dies Zeichen ist darum trüglich, weil er in gewissen Krankheiten eben so aussieht.

g) Die Hüfte erweitert sich bey einigen mehr, jedoch nicht bey allen, einige tragen ihre Frucht mehr nach forne zu, andere mehr hinterwärts.

h) Endlich ist noch das lezte und sicherste Zeichen übrig, nemlich die Bewegung des Kindes, welche sich gemeiniglich in der zwanzigsten Woche einfindet.

Wenn man dieses Zeichen wahrnimmt, und alles übrige zugleich damit übereinstimmet, so ist gar kein Zweifel an der Schwangerschaft mehr vorhanden. Zuweilen aber trift es sich, daß bis zum siebenten Monate keine recht merkliche Bewegung sich äussert, besonders wenn die Frucht schwach ist. Alsdenn kann man äusserlich einen Spiritus oder Balsam anwenden lassen, oder auch ausgepreßtes Muskat- oder Nuß-Oehl in den Unterleib einreiben, weil es die Frucht stärkt, und dadurch macht, daß eine lebhaf-

tere Bewegung verspürt wird, welches von einer andern Geschwulst, oder von Blähungen nicht geschieht. Allein es ist nicht genug, daß man mit den Zeichen einer gegenwärtigen Schwangerschaft bekannt sey, denn es kommt oft der Fall, daß man vor dem Gerichte über eine Unehlichgeschwängerte ein Urtheil abgeben soll, ob selbige schwanger gewesen sey, weil nach ihrer Aussage der Richter sein Urtheil einrichtet. In diesem Fall hat man auf nachfolgende Umstände zu sehen: 1) nach der Geburt bleibt der Unterleib runzelicht, und wird nicht gleich wieder so platt als er gewesen ist. 2 Wenn die Geburt noch nicht sehr lange her ist, so findet sich noch ein Blutfluß, der oft bis an sechs, acht Wochen anhält, und der, wenn er auch nur geringe ist, doch ein sehr sicheres Zeichen abgiebt.

Der Umstand, die falschen Wehen von den wahren zu unterscheiden, ist von grosser Wichtigkeit, denn eine unerfahrne Geburtshelferinn ermüdet die Gebährende vor der rechten Geburtszeit mit vergeblicher Anstrengung auf falsche Wehen, so daß sie am Ende, wenns zur rechten Geburt kommt, keine Kräfte mehr hat. Die wahren Wehen nun sind Krämpfe oder Zusammenziehungen der Gebährmutter, die im Rücken ihren Anfang nehmen und sich von dem obern Theile nach unten erstrecken und sich am Nabel endigen. In den falschen Wehen ist der An-

fang zwar auch im Rücken, aber sie gehen von den untern Theilen nach oben zu und endigen sich beym Nabel. In diesen letzten Wehen muß man die Kreissenden nicht zwingen, sondern man muß auf die rechte Zeit warten, da durch ein ganz leichtes Zusammendrücken des Unterleibes das Kind hervorkommt, denn die Natur ist bey der Geburt des Kindes wirksamer als die Gebährende selbst.

Wer die Gesetze der Natur nicht bemerkt, wird nie ein Kind glücklich ans Licht bringen, wenn er auch alle Hülfe und Handgriffe anwendet. Man kann die Geburt einer andern Art von Aenderung vergleichen, welche mit blosser Mühe, ohne Beyhülfe der Natur, herauszutreiben unmöglich ist. Wenn aber die Natur zur Geburt bereit ist, und die wahren Wehen verspürt werden, so muß man nachsuchen, ob der untere Mund der Gebährmutter offen stehet? zu welchem Ende man solches mit zween Fingern, die mit Oehl bestrichen worden, untersuchen kann. Uebrigens kann sie die Mutter die Hand auf den Bauch legen, und auf die Weise die Geburt etwas befördern lassen. Wenn das Kind da ist, muß die Hebamme dafür sorgen, daß ihm die Nabelschnur mit einem zweydräthigen Faden unterbunden werde, nemlich in der Gegend, wo sie aus dem Unterleibe hervorkommt, worauf die Nabelschnur vier Queerfinger über dem Ban=

de unterbunden wird. Die Geburtshelferinn nimmt mit ihren Fingern die Nabelschnur, wie sie vom Mutterkuchen herunterhängt und übergiebt das neugebohrne Kind denen Umstehenden, um es zu waschen; sie selbst aber beschäftigt sich, die Nachgeburt herauszuziehen, wovon sie das letzte nebst der Nabelschnur mit der einen Hand sanft faßt, da sie mit der andern, wenn es nöthig ist, die Trennung befördert. Wenn die Nachgeburt nun auch heraus gebracht ist, so legt solche die Hebamme auseinander, daß alle sehen können, es sey nichts zurück geblieben; denn es ist ein schlimmer Umstand, wenn die Nachgeburt entweder ganz, oder doch zum Theil zurück bleibt. Hofmann beobachtete einmal, da er noch in Westphalen als praktischer Arzt stand, einen solchen Fall, da eine Frau, bey der die Nachgeburt an vier Wochen zurück blieb, von den erschrecklichsten Zufällen, von grosser Hitze und Zuckungen geängstiget ward. Durch die Anwendung von Hirschhorngeist, ward indessen ein überaus starker Schweiß erregt, und so kam endlich noch die Nachgeburt mit einem entsetzlichen Gestank zum Vorschein. Mehrentheils büssen die Kindbetterinnen ihr Leben ein, wo die Nachgeburt zurück bleibt. Nach geendigter Geburt muß sie den Unterleib der Wöchnerinn binden, worauf denn selbige in ein zurechtgemachtes Bett gebracht wird, daß der Wochenfluß abgewartet werden kann. Unterdessen wird

nun das Kind von dem zähen Unrath, womit es überzogen war, gereiniget, wozu theils Lavendelspiritus, theils Wein genommen werden kann, besonders wenn man Schwäche an ihm bemerkt. Die Hebamme muß beständig zur Stärkung des Kindes analeptische Sachen bey sich haben, als Kinderbalsam, Zimmetwasser, und dergleichen, um damit die Schläfe und die Nase zu reiben, auch andere stark riechende Dinge, als Zimmet, Nelken, um den Duft davon dem Kinde in die Nase ziehen zu lassen.

Sechstes Kapitel.

Vom klugen Verhalten des Arztes bey Kindern und Kinderkrankheiten.

Zwey Klippen, woran der praktische Arzt, besonders der jüngere, so leicht Schifbruch leidet, und um seinen ganzen Ballast von Ruf und Achtung, den er vielleicht geladen hat, zu kommen Gefahr läuft, sind die Krankheiten der Kinder und der Schwangern. Vom klugen Verhalten des Arztes bey den letztern haben wir so eben einige Maasregeln an die Hand gegeben, deren Wichtigkeit einleuchtend ist. Leicht kann man Schwangern eine unzeitige Geburt veranlassen, wenn man viel thut, und doch auch ihr Leben aufopfern, wenn man im hitzigen, oder galligten Seitenstich, zu wenig thut. Kinder nehmen wieder nicht gerne Arzeneyen; können nicht sprechen, nicht sagen, wo's ihnen liegt, und alles, was wir thun, ist auf Muthmassung gegründet. Darum, weil Kinder zart sind, und sich gegen Arzeneyen sträuben, muß man es ihnen nicht etwa an Arzeneyen fehlen lassen, sondern man muß sie nur mit Klugheit und Vorsicht anwenden. Saugende Kinder haben zwar an einer guten Muttermilch die beßte Arzeney, die ihnen werden kann, alles, was dieser ent-

gegen stehen könnte, ist die Neigung zur Säure, und die ist leicht gehoben. Aber wenn die Milch auch gut ist, wenn sie aufgepappt werden (das verdammte Aufpappen!), wenn sie eine schädliche Milch bekommen, sind sie des schönen Nahrungsmittels der Natur beraubt, und brauchen um so mehr medicinische Hülfe. Zuweilen ist's wieder nöthig, ihnen Blut abzulassen, wenn sie vollblütig sind; als in den Pocken. Zwar wirds selten nöthig seyn, da ihr Blut und alle ihre Säfte schleimigt sind, und folglich ist es gemeiniglich am rathsamsten, nur ihren Magen und Darmkanal rein zu halten und die Unreinigkeiten auszuführen, die sich in denselben aufhalten. Selbst Brechmittel können die kleinsten und noch säugenden Kinder ertragen, allein für Säuglinge reicht ein Viertel oder Fünftel Gran Brechweinstein zu, (man kann ihn in Wasser auflösen und Eßlöffelweise geben lassen, so geht man in der Dose gewiß): und dadurch kann man sie vor der Engbrüstigkeit, vor der Erstickung und andern Zufällen, denen sie unterworfen sind, sehr glücklich bewahren. Die Kinder sind so oft von selbst zum Erbrechen geneigt, und der Magen wirft freywillig seinen Ueberfluß von Milch aus, und dies Zeichen der Naturkraft ist sehr gut. Abführungen können sie eben so leicht nehmen, am bequemsten giebt man sie ihnen in Gestalt eines Syrups, denn sie finden ein Vergnügen am Süssen, und weigern sich

selten Rhabarbersaft, und den bekannten Eichoriensyrup mit Rhabarber versetzt, zu nehmen. Es giebt Fälle, wo ihnen auch Opiate zuträglich sind, wiewohl in sehr kleiner Dose, ein Zehntel eines Grans und noch weniger in Muttermilch aufgelöset, oder mit irgend einem einsaugenden Vesikat versetzt, ist ein schwerer Zahn, bey Anfällen von der Fallsucht, ein sicheres und sehr nützliches Mittel. Säuglinge nehmen auch immer noch leichter ein, als zwey- bis sechsjährige Kinder, besonders wenn ihnen in der ersten Erziehung zu viel Eigensinn verstattet worden.

Erste Regel. Man muß die Leibesbeschaffenheit der Kinder nicht durch hitziges Verhalten und hitzige Arzeneyen stören. Viele Aerzte und Afterärzte fehlen darinn sehr, daß sie den Kindern flüchtige Salze, destillirte Oehle und dergleichen geben. Man thut durch solche Sachen, die das Blut in Wallung setzen, demselben Gewalt an, seine milde Mischung wird dadurch verändert, die festen Theile erhalten zu viel Reiz. Man erlaube Kindern nicht einmal Wein zu trinken, den sie werden danach zärtlich, statt stark, und ein fortgesetzter Gebrauch verkürzt ihnen das Leben, sie werden schwach, weil sie die unzeitig erregte gar zu heftige Bewegung des Bluts nicht ertragen können. Selbst zur Fallsucht werden sie durch erhitzende Dinge geneigt, besonders, wenn das Blut so sehr in Aufwallung ist, und man hat Beyspiele, daß auf

unzeitigen Gebrauch des Hirschhorngeistes in den Pocken der Tod erfolgt ist. Die Erfahrung lehrt, daß zarte Kinder, wenn man ihnen etwas Wein gereicht hat, zwar durch die Bewegung ihrer Lebensgeister auf eine Zeitlang lebhafter werden und allerley Spaß und Possen vornehmen worüber sich die leichtsinnigen und unbedachtsamen Mütter erfreuen; allein so wie sie hernach wachsen, wird ihr Körper schwach, und ihr Geist bleibt stumpf. Kinder, die ein schweres, dickes, sehr gehopftes und geistiges Bier zu trinken bekommen, werden mehrentheils thörigt, und zu Geschäften des Verstandes unfähig.

Zweyte Regel. Kinder müssen fleißig abgeführt werden. Man hat dazu zwey Mittel, nemlich immer Abführungen, die den Schleim, vorzüglich aus dem Magen, dann auch aus den ersten Wegen überhaupt ausleeren; und Klistiere, die sehr nützlich sind, weil sie die fressenden Salze verdünnen, und dergleichen salzige und scharfe Theile pflegen sich wohl in ziemlicher Menge in den ersten Wegen anzusammlen. Man erkennt die Schärfe der Unreinigkeiten an der grünen Farbe und dickern Consistenz des Abgangs, auch an dem Zerfressen der Windeln, welches oft geschieht, oder wenn der Harn so scharf ist, daß sich die Haut ordentlich danach abschälet.

Dritte Regel. Bey Kindern muß niemals Schweiß erzwungen werden, der Grund ist der, weil man dazu immer erhitzende Arzeneyen

nöthig hat, welche das Blut in seiner Mischung und milden Beschaffenheit stören.

Vierte Regel. In den Pocken müssen hitzige Arzeneyen und hitzige Diät vermieden werden. Unter den Landleuten und gemeinen Bürgern ist die abscheuliche Gewohnheit freylich noch nicht abgekommen, Pocken und andere Ausschläge aufs hitzigste zu behandeln, aus angeblicher Nothwendigkeit, das Gift vom Herzen zu treiben. Die gereinigte Arzneykunst hingegen hält das Gleichgewicht zwischen der Heftigkeit der Krankheitsursachen und den Kräften des Körpers, und es können freylich mehrere Fälle vorkommen, wo die Natur zu schwach ist, den Absatz in der Peripherie zu machen, oder nachher in den Pocken die Eiterung gehörig zu treiben, in diesem Fall wird man ihr freylich zu Hülfe kommen, oft aber ist ein Aderlassen hinreichend, und man kann sie daher selbst bey Kindern, wenn sie vollblütig sind, vornehmen, da denn die Erfahrung lehrt, daß der Ausschlag gleich nach vorgenommenen Aderlässen ausbreche. Am beßten sind von Arzeneyen blos säuerliche Mittel, mit denen man alle übrigen kühlenden und mildernden, besonders aber erhitzenden Arzeneyen füglich entbehren kann, besonders bey vollblütigen Personen. Es giebt Krankheiten, wo hitzige Mittel platterdings nie zuträglich sind, zum Beyspiel die Krätze. Denn wenn wir mit den hitzigsten Mitteln die krankhafte Materie austreiben, und

die Kranken in sehr erhitzten Zimmern erhalten: so erregen wir nur ein sehr heftiges Jucken, und verstärken nur noch die Schärfe der Salze; eben dies gilt auch von den Masern.

Fünfte Regel. Man muß bey Kindern auf die Art ihres Geschreies Acht geben lassen. Gemeiniglich haben sie Bauchgrimmen, wenn sie überhaupt schreien, und wenn sich's findet, daß ihnen der Unterleib zugleich ausgedehnt und gespannt ist, so haben sie gewiß Leibschmerzen, die denn aus einem Fehler in der Milch herrühren, wenn sie in den ersten Wegen ihren Sitz haben. Am meisten liegt der Fehler in diesem Fall darin, wenn die Milch zu dick ist, weil sie durch diese Eigenschaft am leichtesten die Gefäße verstopft. Es ist eine böse Gewohnheit, die die Ammen an sich haben, daß sie, so wie die Kinder anfangen zu schreien, ihnen gleich ihre von Milch strozenden Brüste reichen. Denn (vorausgesetzt, daß das Kind nicht vor Hunger geschrien) es verschaft solches nicht nur keine Erleichterung, sondern das Uebel wird noch dazu verstärkt, Hippokrates sah das sehr wohl ein, wenn er sagte: sie bringen die Kinder um, indem sie sie säugen. Frauen von vornehmen Stande sind allerdings nicht so geschickt zum Säugen, als geringere, denn theils sind sie mehrentheils zu zärtlich, und

laufen Gefahr in Brustkrankheiten und Auszehrungen zu verfallen, theils ist ihre Diät unregelmäßiger, und folglich ihre Nahrungssäfte und ihr Blut verdorbener, ihre Milch ist zu dick und den Kindern schädlich. Personen vom Lande hingegen leben mäßiger und natürlicher, trinken mehr Wasser, führen eine vegetabilische Diät, und erhalten dadurch eine gute, nicht zähe, nicht dicke, auch nicht gar zu wässrigte Milch, und dadurch werden auch die Säuglinge gesund erhalten. — Wenn Kinder Leibschmerzen haben, kann man ihnen Klistiere beybringen, und Rhabarber und süsses Mandelöhl geben lassen. Wenn man aus dem grünen Abgange auf eine Säure schliessen muß, sind Magnesia, oder Krebssteinpulver zu empfehlen. Ist eine zu dicke Milch Ursache davon, muß man die Amme weniger und nicht so nahrhafte Speisen geniessen lassen.

Sechste Regel. Man muß bemerken lassen, ob der Leib bey den Kindern willig sey. Ein Kind muß sich in vier und zwanzig Stunden wenigstens drey bis viermal erleichtern; geschieht es nur Ein Mahl, so ist's ein Zeichen einer nahen Krankheit. Daher kann man zur Vorbauung schlüpfriger machende Mittel, Veilchenwurzel, Rhabarber, und auch erweichende Klistire anwenden lassen.

Siebente Regel. Man muß Acht geben lassen, ob der Abgang grün oder koagulirt sey. Beyde sind Vorläufer von Krankheiten, daher man auf die Säure und zähe Konsistenz des Abgangs wohl sehen laßen muß. Die Zähigkeit selbst entsteht aus einem Mangel an verdünnender Flüßigkeit und zu vieler Säure, die daher verbessert werden muß.

Achte Regel. Kinder lieben zwar fast alle das Süsse, allein es bekommt ihnen nur mehrentheils schlecht. Nach Verschiedenheit der Temperamente lieben die Menschen auch verschiedene Nahrungsmittel. Kinder sind weichlich und zum Süssen geneigt, allein oft sind ihnen süsse Sachen so gut als Gift, weil sie leicht in Säure übergehen, eine Zähigkeit erzeugen, Leibschmerzen und Würmer hervorbringen, daher man sie ihnen verbieten muß. Wenn die Kinder sich aber nicht bequemen wollen, Arzeneyen einzunehmen, so kann man ihnen zwar süsse Sachen darunter geben, allein ausserdem niemals.

Neunte Regel. Süßigkeiten, Säuren, Spirituosa, und zu starke Kälte sind den Kindern ein Gift. Die Süßigkeiten machen Grimmen, Blähungen, Verstopfungen, eben so die Säuren, welche ausserdem die Milch und die Kindern er-

gene Säfte in Gerinnung setzen, besonders, wenn es mineralische Säuren sind. Die Spirituosa aber zerstören die Blutmasse und machen zu krampfigten Bewegungen und zur Fallsucht geneigt. Wenn die Kinder gut trinken, gut schlafen, und zugleich im Schlafe Schweiß in Tropfen ergiessen, ist es das beßte Zeichen. Man muß daher verhüten, daß die Kälte nicht ihre Leiber berühren kann, wenn sie blos sind. Der Gebrauch der freien Luft selbst muß ihnen aber nicht ganz entzogen werden, wenn nur ihr Körper und der Kopf gehörig vor der Kälte gedeckt sind.

Zehnte Regel. Unter dem gemeinen Mann herrscht noch die Meinung, daß den Kindern etwas angethan werden könne. Wenn sie nicht so fort wollen, wie andere, nicht gedeien, oder fett werden, so wird die Schuld darauf geschoben, welches freylich zu den vielen Resten des Aberglaubens gehöret, deren es auch in Gesundheitssachen noch so viele giebt. Da giebt man ihnen denn viele gallertartige Dinge, Milch, Fleisch und andere stark nährende Sachen da hergegen Bäder, Reiben, zertheilende Arzeneyen wider die vorhandene Verstopfung der Schweißlöcher der Haut und verstopften Drüsen angewandt werden sollten. Gemeiniglich rührt es von Würmern her, wenn sie nicht nur wegfallen, sondern auch konvulsivische Bewegungen erhalten.

Eilfte Regel. Opiate wirken bey Kindern sehr leicht, weil sie saftreicher sind. Allein darum muß man sie auch nur sparsam anwenden. Ein zu häufiger Gebrauch der Zubereitungen aus dem Mohnsaft macht stumpfsinnig und schwächt das Gedächtniß. Sie müssen also nicht angewandt werden, wenn der Leib verstopft ist, denn sie vermehren sodann die Krankheitsursache und der Körper wird mit mehrern Unreinigkeiten angefüllt. In Zahnschmerzen hingegen sind Opiate nicht zu verwerfen, rühren die Schmerzen aber aus Fehlern der ersten Wege her, so werden sie zwar durch Opiate gestillt, aber sie kommen nachher mit desto grösserer Heftigkeit wieder.

Zwölfte Regel. Aus dem Saugen, dem Schlaf und gehöriger Oefnung erkennt man am meisten, ob die Kinder gesund sind. Eine wahre Regel: wer gut ißt und gut verdaut, der leert gut aus und ist gesund. Der Schlaf befördert aber die Verdauung und Ernährung.

Dreizehnte Regel. Man muß genau nachforschen, wie sich das Kind sonst befunden. Manche Kinder sind von Natur des Schreiens gewohnt, andere schlafen wenig, andere erbrechen sich oft ohne Nachtheil; Umstände, die an

sich Bedenklichkeiten haben, aber schlimm werden, wenn sie zu weit gehen.

Vierzehnte Regel. Neugebohrne Kinder müßen nicht gleich die Brust bekommen. Zum wenigsten müßen zwölf bis vier und zwanzig Stunden vergehen; denn das Kind hat aus seinem ersten Wohnort noch vieles zu verdauen bei sich. Man gebe wenigstens nichts weiter, als süsses Mandelöhl, Cichoriensyrup mit Rhabarber und allenfalls etwas Hafersuppe.

Siebentes Kapitel.

Vom klugen Verhalten des Arztes gegen Leute von verschiedenem Alter.

1) Gegen Kinder.

Kinder sind, wie die åltern Aerzte sich auszudrücken pflegen, warmer und feuchter Natur, essen viel, und wenn man ihnen ihre Nahrung entzieht, nimmt man ihnen auch ihren Schlaf. Dahin indessen hat man zu sehen, daß sie nicht zu viel auf einmal zu sich nehmen, nicht zu lange, sondern wenig schlafen, aber nach und nach dagegen und oft. Man muß ihnen viel Bewegung erlauben und nicht zu stark, jenes stärkt die Gesundheit, dieses würde ihre Kräfte zu sehr angreifen. Endlich müßen sie sich aller gar zu sauren, salzigten, abgezogenen, spirituösen, süssen, zähen und klebrigten, erkältenden und stark abführenden Dinge enthalten. Die Speisen, die sie essen müßen leicht zu verdauen, ihr Getränk ein leichtes Halbbier seyn.

2) Gegen junge Leute.

Knaben und sogenannte junge Leute können eher harte Speisen ertragen, weil ihr Blut sich mehr schon zur Hitze neigt. Allein Wein und Spirituosa sind ihnen gefährlich, eben so starke Abführungen, wenn man sie in gesundem Zustande erhalten will. Die Bewegung des Körpers muß dem, was sie geniessen, angemessen sein, und Gemüthsveränderungen sind ihnen zuträglich.

3) Gegen Jünglinge.

Jünglinge müßen für Ausschweifungen der Wollust gehütet werden, weil die Saamenfeuchtigkeit viel zum Wachsthum der Theile beiträgt. Wer sich in seinen Jünglingsjahren dem Wein und der Liebe überläßt, schwächt seine Kräfte zu sehr, und macht seinen Körper vor der Zeit kraftlos und alt. Wer hingegen erst gegen das dreißigste Jahr anfängt, den Beischlaf zu vollziehen, kann sich eher in Gesundheit erhalten.

4) Gegen Männer.

Das männliche Alter, ist das Alter der menschlichen Stärke, zu ihrer Reife gediehen. Wir empfehlen ihnen blos Mäßigkeit.

5) Gegen alte Leute.

Alten Leuten sind gelinde Spirituosa zuträglich, die Behandlungsart muß sanft sein, man sehe sie wie Kinder an. Sie können zwar hitzige Sachen ertragen, allein sie müßen nur feuchte und flüßig sein. Dinge aber, die die Kräfte wegnehmen, und das Blut austrocknen, als Abführungen, sind einem alten Körper zuwider.

Ach=

Achtes Kapitel.

Vom klugen Verhalten in hitzigen und chronischen Krankheiten.

Erste Regel. Der Arzt muß vor allen Dingen sich selbst vor ansteckenden Dünsten in Acht nehmen und verwahren. Man kann sich durch nichts so sehr vor ansteckenden Krankheiten verwahren, als durch ein nüchternes und mäßiges Leben. Man wird sich dadurch gewisse Fehler der Säfte, als Scharbock und Verschleimung entfernet halten, welche fast am mehrsten zur Aufnahme eines ansteckenden Dunstes empfänglich machen; denn wo die Säfte dicker sind und mehr wahres rothes Blut haben, ist der Eingang und die Aufnahme eines unaufhörlich nach Verähnlichung strebenden Giftes aus einem andern Körper nicht so leicht. Sehr zuträglich gegen Krankheiten fauligter Art sind die säuerlichen Früchte und andere wirklich nicht gar zu starke Säuren, als Zitronensaft, Eßig, zumal, wenn der Arzt sonst zu Verschleimungen geneigt

ist. Sodann erlaube man sich zu Zeiten anstekender Fieber die gehörigen Stunden Schlaf, um seine Kräfte aufzuwecken und wieder Lebensgeister zu sammlen. Weiter ist ein guter Wein, mäßig getrunken, nützlich; weil die Ausführungskanäle der Haut durch den Wein offen erhalten werden.

Man sieht aus allen diesen Regeln, daß es hauptsächlich darauf ankomme, sich überhaupt gesund zu erhalten, wenn man sich vor Anstekungen verwahren will. Wir fügen hier noch allerlei Mittel bei. So ist es gut, Sachen oft im Munde zu halten, die den Schleim verflüchtigen, den Speichel schmelzen und die eingesogenen Gifte verbessern. Dergleichen Mittel ist die Myrrhe, welche durch ihre balsamische Eigenschaft vor der Fäulniß verwahrt, und anstekenden Massen Widerstand leistet, eben das thut die Zittwer; die sogenannte Pestwurzel (petasitis), die heilige Geistwurzel (angelica) und andere. Endlich muß man in Lazarethen, oder in Zimmern, wo Personen an anstekenden Fiebern krank liegen, nie den Speichel hinunter schlucken, sondern allemal auswerfen, denn selten kommt das Gift der Anstekung durch die Lungen in den Körper, (weil die Luft ja nicht aufs Blut, sondern auf die Gefässe wirkt), sondern durch den Speichel in den Magen und stekt meh-

rentheils zuerst die ersten Wege und die Dauungssäfte an, dann kommt es endlich zum Blut. Man verhütet dieses daher, wenn man den Speichel auswirft. Auch das Tobacksrauchen befördert bekanntlich den Auswurf. Daher der Rauchtoback von einigen Aerzten empfohlen wird, weil er ohnehin ihrer Meinung nach durch sein öhligtes Salz die giftige Materie soll zerstören können.

Zweite Regel. Der Arzt muß nicht leicht lange dableiben, oder den Kranken sehr nahe kommen, wenn sie dem Tode nahe sind. Denn in dieser Periode sind die Elemente des Bluts völlig zerstört, und von der Fäulniß, in die sie bereits übergegangen sind, werden desto stärkere Ausdünstungen verbreitet. Zur Genesungszeit hingegen werden die Umstehenden nicht so leicht angesteckt, wenn sie nicht vorher schon zu sehr vorbereitet gewesen sind, am leichtesten aber, wenn die Kranken im Begrif zu sterben sind. Wenn der Arzt also weiß, daß der Tod unvermeidlich ist, und er nicht mehr helfen kann, höre er daher lieber um die Zeit des Todes mit seinen Besuchen auf.

Dritte Regel. Der Arzt muß sich vor kleinen, feuchten und nicht mit frischer Luft durchwehbaren Zimmern hüten. Die Stuben selbst

wo die Kranken ihr Lager haben, tragen vieles zur Ansteckung bei. Wenn die Zimmer zu enge, zu klein und zu feucht sind, so concentriren sich die ansteckenden Dünste, und werden faul, weil keine frische Luft ihre Stelle einnimmt. Wo es also irgend möglich ist, muß man sich hüten solche Oerter zu besuchen. Selbst den übrigen Umstehenden ist es zuträglicher, wenn das Zimmer von frischer Luft gehörig durchstrichen wird, und wo das nicht geschieht, sondern von einfältigen oder geizigen Leuten verhindert wird, da sind auch die bösartigen Dünste ansteckender, als sonst; so zum Beispiel im Winter, weil sich der gemeine Mann theils aus Eigennutz, theils aus einem schädlichen Vorurtheil vor Verkältung, scheuet, den Tag über das Fenster im geringsten zu öfnen, um sein Zimmer zu lüften, die verhaltenen Ausdünstungen auszutreiben, und mit Strömen einer reinen und frischen Luft zu ersetzen. Je freier der Ort hingegen ist, und je mehr ihn die Luft durchstreichen kann, desto gesunder ist er für dem Kranken und seinem Arzt.

Vierte Regel. Der Arzt muß in bösartigen Krankheiten allemal sehr vorsichtig mit heroischen Arzneimitteln umgehen.

1) erstreckt sich diese Vorschrift aufs Aderlassen, denn wenn Kranke schon von bösartigen

Fiebern angesteckt sind, findet sie ganz und gar nicht mehr statt, weil man durchs Blutlassen die Kräfte noch mehr schwächen würde, und das da nur nöthig ist, wo Vollblütigkeit gefunden wird. Und wo nun keine Bösartigkeit vorhanden ist da kan allerdings das Aderlassen vollblütige Personen vor Ansteckung sichern. Schade ist es aber, daß man über den Begrif der Bösartigkeit so getheilt ist. Und Schade überhaupt ist's, daß man zur Bestimmung medizinischer Begriffe so wenige Fortschritte thut. Der Akademische Arzneigelehrte ist mehrentheils zu wenig Praktiker, und ist er Praktiker, so lacht er mit allen übrigen die Theoretiker aus, wenn er auch noch etwas mehr Theorie ums Ehrenhalber bei einem vorkommenden Examine rigoroso doch an Mann bringen zu können, behalten hat. So frage ich: Was ist Bösartigkeit? Viele von euren Fiebern, die ihr Herren bösartig nennt, vertragen nicht nur, sondern verlangen eine Aderlässe. Wenn eine Frau fünf Wochen aus dem Kindbette ist, dann, ohngeachtet sie selbst stillt, einen Tag lang ihre Reinigung zu haben vermeint (wahrscheinlich noch Wochenfluß), hierauf in eine wäßerigte, grüne und stinkende Diarrhoe mit beständigem Stuhlzwange und anhaltendem hitzigen Fieber verfällt, die aller ausleerenden und Fäulung widerstehenden Mittel ohngeachtet, nicht weichen will, endlich ein Frisel bekömmt,

und zur Ader gelassen wird, und von Stund an auf den Weg der Genesung kommt: so wird fast jedermann ihren Zustand für bösartig erklären, da wahre Niedergeschlagenheit der Kräfte und Anlage zur Fäulniß da war, und dennoch war das Aderlassen das Mittel, welches die Kranke vom Tode errettete.

2) alle stark wirkenden Abführungen müssen in bösartigen Krankheiten vermieden werden, weil sie die Kräfte zerstören, und daher mit ansteckenden Materien, die bösartig sind, viel Verwandschaft haben. Dennoch muß man immer bemüht seyn, den Leib offen, flüßig und weich zu erhalten. Zu dieser Absicht, sind Klistire, wenn es nöthig ist, zuträglicher, als innere Abführungen, unter denen sich wieder die Salze am meisten auszeichnen, wenn man jene der Verweigerung der Kranken, oder auch anderer Ursachen wegen nicht anwenden kann und will. Vom gereinigten Salpeter kann man in hitzigen Krankheiten einige Quentchen täglich geben, ohne kaum eine Oefnung zu erhalten, da er hingegen wie alle andere Salze, leicht durchschlägt, wo kein entzündlicher Zustand vorhanden ist. In ansteckenden Fiebern wird er von einigen Aerzten besonders angerühmt, indessen fügen sie noch immer hinzu, daß dieses nur anfänglich gelte, und hergegen, wenn die Bösartigkeit sehr eingewur-

zelt ist, man besser thut, sich am Klistiren zu halten.

3) Eben das gilt von der Anwendung der Schweißtreibenden Mittel vom ersten Range, ohngeachtet sie das Vorurtheil vieler Aerzte und des ganzen medizinischen Pöbels für sich haben. Diese Mittel haben überaus viel Schaden gethan, und sie allein sind fähig, eine Krankheit, die vorher nicht bösartig war, dazu zu machen. Man kennt das Urtheil des berühmten Arztes de Haen über die hitzigen und Schweißtreibenden Methoden, wenn er ihnen die Ausschläge, Frisel, Flecken zuschreibt, und gewiß nicht verdankt. Solche gelinde Mittel hingegen, die das Blut verdünnen und doch die Trennung seiner Theile verhüten, dabei auch auflösen, und allenfalls die unmerkliche Ausdünstung zu verstärken im Stande sind; einige stärkende Mittel; dann Minderers Spiritus, Kalkwasser mit Milch zu trinken, Vitriolöhl in gehöriger Menge Flüßigkeiten verdünnt, verschiedene Ptisane; einige analeptische Wässer, als Rosinen- Nelken- Hollunderblüthenwasser, Pomeranzenblüthenwasser und dergleichen, sind in diesen Fällen gute Mittel, allein in Absicht alles übrigen thut man, wenn man sich nicht durchaus berufen fühlt, der Natur zu meistern, besser, ihr selbst zu überlassen, und ihr in ihren Vorkehrungen nicht hinderlich zu seyn.

4) Vorzüglich vor andern muß man mit dem Mohnsaft vorsichtig umgehen. Diese Mittel sind allerdings vortreflich. Boerhaave gab sie häufig und mit dem größten Nutzen, selbst in den Ruhren gab er täglich morgens ein Brechmittel und abends ein Opiat, und er trotzt so zu sagen auf den guten Erfolg. Allein vor den kritischen Tagen, deren Richtigkeit in vielen Fiebern gar nicht mehr bezweifelt werden kann, sind sie allemal sehr schädlich, und würden ja schmerzstillende Mittel erfodert, so ist Mohnsaamen, die Sem. IV. frig. maj. hinlänglich.

Fünfte Regel. Der Arzt muß in bösartigen und hitzigen Krankheiten seine Prognose sehr vorsichtig stellen. So sagt schon Hippokrates, und mit Recht. Alle Vorhersagungen im Betref unserer Hofnung in hitzigen Krankheiten sind ungewiß und trüglich. Der Arzt muß daher mit Zurückhaltung und Vorsicht reden, um seine Ehre nicht aufs Spiel zu setzen, und nicht gleich geradezu entscheidend bestimmen, ob ein Kranker davon komme oder nicht, nicht sagen: „er muß sterben, er kann nicht davon kommen;" sondern er muß sich immer mit Einschränkung ausdrücken, bedingungsweise, und es giebt ja Arten genug, in gewisser Absicht den Ausgang vorauszukündigen, ohne Gefahr zu laufen. Man darf nur offenherzig sagen: Ich finde den Kranken nicht ohne Gefahr, der Fall

ist wichtig, indessen hoffe ich, wir werden glücklich seyn. Und findet man durchaus nöthig, die befundene Gefahr anzuzeigen, so wende man sich mehrentheils lieber an die Blutsverwandte und Freunde des Kranken, als an ihn selbst, denen man eröfnen kann: Der Kranke sey in Gefahr, es seyen viele Personen von seiner Leibesbeschaffenheit an dieser Krankheit gestorben, man hoffe allerdings das Beste, allein wenn seine Angehörigen sich auf seinen wichtigen Schritt zu bereiten und vielleicht allerley Verfügungen noch zu treffen hätten, so möchten sie mit ihm das Gewisse fürs Ungewisse nehmen. Im Anfange muß man sich aber besonders vor einem bestimmten Urtheil in Acht nehmen, und allemal erst den siebenten und neunten Tag abwarten, denn es geschieht zwar vielfältig, daß auch noch nach diesen Tagen ein Fieber tödtlich wird, aber wenn die Krankheit bis dahin gekommen, so zeigt sie doch, daß die Krankheitsursache nicht heftig wirkend vom ersten Grade sey. Pocken tödten gemeiniglich den eilften Tag und nachmals den ein und zwanzigsten. In spätern Zeiten kann man viel durch gehörige Abführungen und saure Arzeneyen verhüten. Ich heilte ein Kind, das einen erschöpfenden Durchfall nach den Pocken bekam, mit Ein Pfund Mohnblüthen-Ptisane, Ein Quentchen Vitriolöhl und drittehalb Unzen Mohnsaamensyrup alle zwey Stunden zu einer

Theeschale voll gegeben, das Mittel ist sehr gut und rührt vom Freyherrn von Störk her.

Sechste Regel. Der Arzt muß die Kranken weder zu sicher noch zu furchtsam machen. Allemal muß der Arzt in bösartigen Fiebern, wo es ohnehin schon an Kräften gebricht, und dem Kranken oft sein inneres Gefühl angiebt, er werde nicht genesen, mit seiner Vorhersagung vorsichtig seyn, und auf Verlangen von seiner Hofnung zur Genesung, ein zweydeutiges Urtheil abgeben. Wenn auch die Umstehenden einige Tage lang nicht wissen, was sie aus dem Arzt machen sollen, so liegt daran nichts.

Siebente Regel. Wenn es Personen von Wichtigkeit sind, die ein bösartiges Fieber haben, so muß nie ein Arzt allein, so viel Erfahrung er auch hat, die Kur übernehmen. Der Fall kann sich treffen, daß der Mann, der hinzugerufen wird, nicht so viel praktische Geschicklichkeit besitzt, als der erste Arzt, allein, es ist dennoch gut; denn der Ruf des Arztes vertheilt sich alsdenn, und die Hinterbliebenen haben den Trost, an ihrem verstorbenen Verwandten alles gethan zu haben.

Achte Regel. Der Arzt muß Pocken, Masern, Flöhstiche und skorbutische Flecken, nicht für Petetschen halten, und umgekehrt. Der Unterschied ist folgender: 1) um den dritten oder vierten Tag des Fiebers erheben sich die

Flecken, das Gesicht schwillt an und ist sehr voller Pocken. Petetschen nehmen selten oder gar nicht im Gesicht Platz, 2) Flöhstiche sind grösser als Petetschen, und wenn man sie zusammendrückt, lassen sie in der Mitte einen Punkt. 3) Skorbutische Flecken, besonders die bösartigen, sind eine Gattung von Petetschen, indessen sind sie nicht so gefährlich und häufiger als die Petetschen. 4) Die Pocken lassen sich Anfangs nicht gleich von den Masern unterscheiden, indessen gebe man nur darauf Acht, daß sie nicht leicht zu einerley Zeit beyde an einem Orte umhergehen.

Neunte Regel. Bey der bösartigen Ruhr muß der Arzt vorzüglich vorsichtig seyn, wenn er die Kranken besucht. Gemeiniglich ist in den Zimmern der Ruhrkranken ein unerträglicher Gestank, der von ihrem Nachteymer herrührt. Man muß also auf alle Weise bedacht seyn, die Gefahr der Ansteckung zu verhüten, und zu dem Ende theils alles das thun, was bereits oben angegeben worden; theils auch sorgen, daß der Kranke gehörig zu Stuhl gebracht werde, das Geschirr ausgeleert, das Zimmer aber immer mit Eßig geräuchert werde. Die Prognose der Ruhr ist nicht leicht zu stellen, indessen ist die Krankheit, wenn sie richtig behandelt wird, so gefährlich nicht, wie man meynt. Boerhaave gab Morgens ein Brechmittel und Abends ein Opiat und sofort jeden Tag.

Zehnte Regel. Der Scharbock und die Hypochondrie sind die Quellen aller chronischen Uebel. Beyde Krankheiten sind nichts anders, als eine verdorbene Beschaffenheit des Bluts und Fließwassers, daher die krampfigten Schmerzen, die gestörte Verdauung, und ähnliche Zufälle. Aus diesen Uebeln enstehen nachmals leicht Gicht, Podagra, Stein. Die Hypochondrie ist eine Verstopfung der Gefässe, die aus einer gewissen Säure und einer besondern Zähigkeit herrührt, daher sind beide den Hypochondristen so nachtheilig.

Eilfte Regel. Die Kur der chronischen Krankheiten muß vorzüglich im Frühlinge angestellt werden. Im Frühjahr ist alles gemäßigt, die ganze Natur ist in ihrer Kraft, die Luft ist fein, gemäßigt, rein, die Kräuter haben eine sanft erweichende und harntreibende Kraft, die nachmals verlohren geht. Das Blut erfährt also die heilsamsten Veränderungen, wenn man in dieser Jahrszeit eine Kur vornimmt, alle Arzneymittel wirken weit sicherer und geschwinder. Im Winter befinden sich chronische Kranke am übelsten, allein mit der Hauptkur ist nichts anzufangen; die Natur ist schwach, die Säfte sind so dick als die Luft, die Schweißlöcher verstopft.

Zwölfte Regel. Wenn das Uebel zu stark eingewurzelt und zu weit gekommen ist, muß sich der Arzt vor allen stark wirkenden Arzeneyen

hüten, und dem Kranken nur ganz gelinde anweisen. Man denke nicht, daß je stärker die Mittel sind, je mehr müssen sie den Körper auch stärken, vielmehr wird der Körper dadurch nur noch mehr angegriffen und geschwächt. Man vermeide daher Abführungen so viel als möglich, allein den Leib selbst erhalte man dabey in natürlicher Oefnung, wozu Salpeter und die Mittelsalze dienen. Ueberhaupt richtet man in chronischen Uebeln durch Diät mehr als durch Arzeneymittel und unter diesen am Meisten durch Seifen, Salze, Eisen, und Perurinde aus.

Dreyzehnte Regel. Der Arzt muß in langwierigen Krankheiten nicht gar zu leicht Genesung versprechen. Bey der Prognose selbst habe man auf die Zeit Acht, da die Natur zuweilen mehr wirkt, als alle Arzeneien, wenn man ihr nur ein wenig zu Hülfe kommt.

Vierzehnte Regel. Sehr kluglich muß sich der Arzt mit heroischen Mitteln verwahren, wenn er seinen Endzweck erreichen will. 1) Was Abführungen betrift, so muß man sehen, mit was für einem Körper man zu thun, und die Wirksamkeit eines Mittels gehörig kennen, ehe man von seiner Wirkung urtheilet. In melancholischen und hypochondrischen Personen thun die allerstärksten sogenannten Melanogoga nichts, Laxiermittel hingegen, als Manna, Sennesblätter, Rhabarber haben eine weit glücklichere Wirkung. Bey Frauenzimmern richtet man oft mit

Rhabarber und mit Harze nichts aus, da sie hingegen leicht gehen, wenn man ihnen, zur Auflösung des zähen Darmschleims, Mittelsalze giebt. Man muß aber nie bestimmen, wie viel Stühle der Kranke erhalten werde, denn zuweilen schlägt ein Mittel nicht durch, wenn die Säfte mehr verbessert als ausgeführt werden sollten. Ferner ist noch in Absicht der Abführungen zu erinnern, daß der Arzt sie nie anzuwenden verordnen müsse, wenn er abwesend ist, weil sie oft sehr schreckliche Zufälle erregen, da man denn gern sogleich seine Zuflucht zum Arzt nimmt. Im Bandwurm und einigen andern Zufällen sind indessen auch Drastika der Regel gemäß, selbst der Sabadillensaamen, das Gummi Gutt. 2) Auch mit Brechmitteln muß man behutsam seyn, und wieder genau unterscheiden, ob die Kranken von Natur schwächer oder stärker sind. In schwachen Leuten wirkt oftmals Ein Gran Brechweinstein die Krankheitsursachen in ziemlich grosser Menge aus; wenn daher drastische Arzeneymittel über die Maassen wirken, muß man ihre Gewalt durch Schmerzstillende und alkalische Mittel lindern. Ferner bemerke man, daß man den Kranken während der Wirkung nicht selbst besuchen muß. Denn es ist fast niemand so geduldig, daß er nicht bey den Schmerzen, die ihm das Mittel macht, etwas davon auf dem Arzt brächte, besonders, wenn viel Beängstigung und dergleichen dabey ist.

Man thut also gut, erst wieder hinzugehen, wenn die Wirkung des Mittels vorbey ist, und alsdann wird er desto besser aufgenommen werden. 3) Mit dem Aderlassen muß man die Mittelstrasse halten. Zuweilen hat der Kranke schon viel Erleichterung, wenn ihm auch nur wenig Blut gelassen wird, und gegenseitig zieht es oftmals sehr gefährliche Folgen nach sich, wenn man das Maaß überschreitet, und über ein halb Pfund Blut auf einmal abläßt. Bey kaltblütigern Personen kan man durch einen so unvorsichtigen Blutverlust den Grund zu hartnäckigen chronischen Krankheiten legen. Am besten ist das Aderlassen für Personen, die keine hitzige Krankheit haben, oder wo es sonst in der Geschwindigkeit erfoderlich gemacht wird, zur Frühlingszeit, da die Luft milder, und das Blut geistiger ist, im Winter hingegen, da die Luft dicke, trübe, schwer und nebeligt ist, enthalte man sich lieber, so lange es seyn kann, des Aderlassens. Im Märzmonat könnte man also den Anfang machen, zum ersten Mahl Blut zu lassen, nachher im May, wann die Rosen blühen. Wer ein schweres und dickes Blut hat, kann auch im Herbste noch einmal Blut verlieren. Uebrigens dient das blosse Blutabzapfen zur Vorbauung nicht, und es ist unzeitig, wenn es nicht von denen Zeichen der Vollblütigkeit angezeiget wird. Leute, die viel essen und wenig Bewegung haben, erzeugen freilich immer mehr Blut, als ihren

Kräften gemäß ist, und haben also freylich von Zeit zu Zeit einer Verminderung der Menge desselben nöthig. 4) Opiate giebt man am besten zur Nachtzeit, da sie alsdann bessere Wirkung haben.

Funfzehnte Regel. Man muß allemal und bey jedem Medikament, das man anwendet, auf die Zeiten Rücksicht nehmen. Wenn man zum Beyspiel beym weiblichen Geschlecht die Reinigung befördern will, so muß man immer die gewöhnliche Zeit der Natur beobachten, und drey oder vier Tage vor dieser Zeit seine Arzeneymittel geben, damit solche desto besser wirken, weil die Natur selbst zu ihrer Ausleerung geneigt ist.

Sechszehnte Regel. Wenn der Arzt zu einem Kranken gerufen wird, und schon ein anderer Arzt da ist, so muß er 1) dem erstern das Verschreiben überlassen, wenn's nicht besonders von diesem verbeten wird. 2) Nichts ohne des andern Wissen verordnen. 3) in der Prognose seinem Kollegen nicht vorgreifen, um nicht zweyerley Reden zu führen.

Indessen ist es leider nur zu sehr durch die Erfahrung bekannt, wie wenig sich die Aerzte mit einander vertragen, und wie immer einer auf Kosten des Andern sich zu erheben sucht. Selten wird ein Umstand vorkommen, der nicht könnte bedenklich gemacht werden. Was ist dabey zu thun? Die besten Jahre des Mannes gehen im Verdruß und im Zwist dahin und

wenn sich endlich mit den Jahren der Ruhm des Arztes beym Publikum und bey seinen Brüdern so gegründet hat, daß er ziemlich sicher vor Verläumdung und Kabalen steht, dann ist das traurige Alter nach gerade mit aller seiner bösen Laune eingerückt, und um so früher eingeladen worden, je mehr praktischer Verdruß, mit häuslichen oftmals abwechselnd, seine Munterkeit untergraben hat.

Ein Mann, dem es um mehr als um eignen Ruhm und Gewinnst zu thun ist, und der sich nicht mit dem guten Namen und dem Brode seiner Amtsgenossen sättigen will, wird bey einiger Klugheit sich so verhalten, daß alles geschieht, was zum Besten des Kranken geschehen muß, ohne daß dadurch ein armer Mann vielleicht mit Weib und Kind — — ach! und oft unverdienter Weise — — um seinen Erwerb gebracht wird.

Neuntes Kapitel.

Vom klugen Verhalten in Ansehung des Arztlohns.

Erste Regel. Da wir allerdings der Lage unserer Kunst nach, auf unsere Zeit und Arbeit einen gewissen Werth legen müssen, und mancher das liebe Geld wohl gar als das Haupttriebrad der Aerzte, uud den ersten Zweck der medizinischen Politik ansieht: so setzen wir die Hoffmannische Regel auch fest: accipe dum dolet, nam ſanus ſoluere nolet. Der Arzt nehme freylich der Periode wahr, da der Kranke noch in seinen Schmerzen liegt, und schlage die Belohnungen nicht aus, die man ihm anbietet, denn nachmals wird man nicht wieder so bereit und geschwind mit der Bezahlung bey der Hand seyn, und die Dankbarkeit pflegt eben so geschwind nachzulassen, als die Schmerzen nachlassen. Die kleinste und geringfügigste Beänastigung bringt einem klugen Arzt oft sehr grossen Nutzen. Denn wenn der Kranke in den größten Schmerzen ist, verspricht er alles, was ihm lieb ist, um nur Erleichterung zu erhalten, um so mehr, da er es für Vorboten des Todes hält, wenn der Schmerz aber vorbey ist, ist auch die Furcht vor dem Tode aus, und der Arzt kann sicher auf

eine weit geringere Belohnung rechnen, besonders wenn es Juden sind, die mehrentheils den angesehensten Arzt in einer Stadt nehmen, der Belohnung nachmals nicht sonderlich eingedenk sind. Diesen und andern dergleichen undankbaren Leuten kann man oft ihren Fehler dadurch vorstellen, wenn man ein ander Mahl, da sie wieder schicken, nicht sogleich kommt, als wenn man von andern (besonders einträglichern) Geschäften abgehalten würde, vorausgesetzt, daß keine Gefahr beym Verzuge ist. Das hat denn oft die gute Wirkung, daß sie sich ihrer unterlassenen Schuldigkeit erinnern, kommen und ihre Pflicht erfüllen, und hernach alles aufs beste machen, wie es der Arzt nur wünschen kann.

Zweyte Regel. Es schickt sich für keinem gründlichen Arzt, um die Belohnung einen ordentlichen Vertrag zu machen. Scharlatans, Quacksalber, Bader und Barbier haben diesen Fehler, der sich aber für einem Arzt gar nicht schickt, und es ist höchst verdächtig, wenn man sich so gar Geld im Voraus bezahlen läßt, und es schlägt hernach zum größten Schimpf aus, wenn die Wirkung nicht so ausschlägt, wie man's versprochen hatte. Der Hauptgesichtspunkt soll ja die Gesundheit des Kranken und nicht sein Geld seyn.

Dritte Regel. Der Arzt nehme seine Belohnung, sie mag ihm nun unter dem Namen eines Geschenks oder Schuld angeboten werden, sogleich an, ohne sich etwa zu schämen, noch dabey betrübt auszusehen.

Vierte Regel. Zu rechter Zeit Geld auszuschlagen, ist zuweilen der größte Gewinn. Kranke Bediente, Leute, die beständigen Zutritt bey vornehmen und reichen Familien haben, und andere Personen, die schon seit langer Zeit ihr Vertrauen auf den Arzt gerichtet, aber kein Vermögen haben, muß man ohne Interesse heilen. Arzneymittel muß man ohne einem bestimmten Preiß ausgeben, so daß man mehrentheils zweymal so viel und drüber bekommt, als der Werth beträgt. Denn die Kranken können nie unsern Beystand umsonst verlangen, sondern müssen immer die Erhaltung der Gesundheit nach dem Werth erkennen, den sie unter ihren zeitlichen Gütern hat.

Fünfte Regel. Zur Unzeit sein Arztlohn einzufodern, macht verächtlich. Es ist ein Schimpf, wenn man die Kranken an ihre Schuld erinnert, der Arzt zieht sich dadurch ihren Haß zu, und die Folge ist, daß sie in Zukunft einen andern nehmen. Wenn sie aber undankbar, und bey allen dem noch wohl gar unverschämt sind, alsdann kann man sie durch einen Dritten erinnern lassen, doch so, daß sie nicht merken, als wenn diese Erinnerung vom Arzt angestellt worden.

Sechste Regel. Die Belohnung des Arztes muß ehrenvoll, nicht als für Tagelohn seyn. Diese Regel gilt mehr dem Kranken, als dem Arzt; der Arzt kann indessen in so fern mit darauf achten, daß er nicht für einem Besuch zwey oder vier Groschen fodert, auch seine Rechnungen, wenn sie gefodert werden, nicht wie Schu-

ster und Schneider einrichtet, und etwa sagt: so und so viel Besuche

mit Rezept à 8 Gr. macht — — —

und so viel ohne Rezepte à 6 Gr. macht — —

Ueberhaupt mache man lieber den Kranken mit seiner Mühe ein Geschenk, als daß man sich die wiewohl schuldige Belohnuug einfodern oder gar einklagen wollte. Indessen finden Ausnahmen Statt.

Siebente Regel. Auch die Belohnungen der Armen sind nicht zu verachten. Mehrentheils wird man ihnen zwar seinen Beystand umsonst ertheilen, es giebt aber manchmal so dankbare und so edelstolze Leute, daß sie es übel nehmen, wenn man ihnen ihre kleine Belohnungen abschlägt, und glauben, sie dürfen hernach nicht wiederkommen.

Achte Regel. Die Kur um eines grössern Gewinnstes Willen verschieben und verzögern, ist schändlich. Zuweilen kann ein einziges Brechmittel, oder Mittelsalz, wenn es gleich Anfangs gegeben wird, das Fieber heben, oder Safranthee und Eisen die monatliche Reinigung zum Ausbruch bringen, da man hingegen viele Zeit nachmals anwenden muß, um die Heilung zu erreichen, wenn man im Anfange den rechten Zeitpunkt versäumt hat. Es ist doch allemal unrecht, den Kranken über die Gebühr aufzuhalten. Und was soll man sagen, wenn es aus böser Absicht geschieht? — wovon ich ein sehr auffallendes Beyspiel erzählen könnte.

24

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Uden, Konrad Friedrich,

K. F. Udens ... medizinische Politik

Leipzig 1783

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Med.510
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11106377-8
VD18 11072636-003